This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

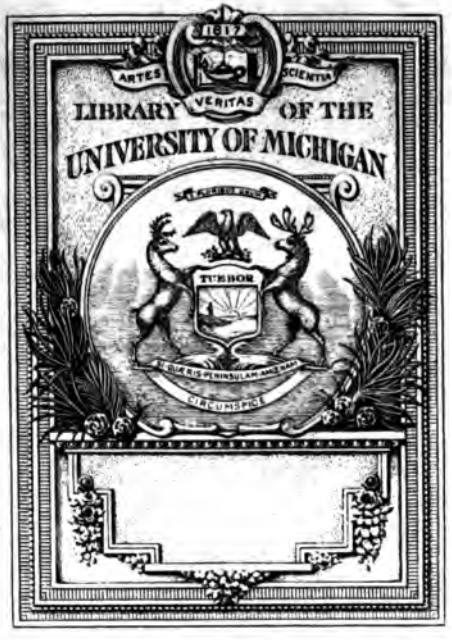
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 752,912


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Phantaſus.

Eine Sammlung

von

Mährchen, Erzählungen und Schauſpielen,

herausgegeben

von

Ludwig Tieck.

Zweite Ausgabe.

Zweiter Band.

Berlin,
Druck und Verlag von G. Reimer,
1845.

838
T56ph
1844
v.2

Phantaſus.

Eine Sammlung

von

Mährchen, Erzählungen und Schauſpielen,

herausgegeben

von

Ludwig Tieck.

Zweite Ausgabe.

Zweiter Band.

Berlin,
Druck und Verlag von G. Reimer,
1845.

838
T56ph
1844
v.2

Es war indeſſen finſter geworden. Roſalie klingelte, um Lichter bringen zu laſſen, worauf ſie ſich gegen Friedrich wandte und ſagte: Mir iſt ſeit meiner frühen Jugend ſchon dieſe Geſchichte bekannt, aber ich danke Ihnen dafür, daß Sie das Spital und die Verpflegung der Kranken auf dieſe Weiſe unnöthig gemacht haben; das ländliche Gemälde der heitern Wieſe und ſtillen Einſamkeit ſind der Imagination weit angenehmer.

Ich dachte vor Jahren eben ſo, antwortete Friedrich, und habe mir deshalb dieſe Umänderung erlaubt, mit der ich jetzt aber um ſo unzufriedener bin; auch hoffe ich, daß ich Sie wohl noch einmal zu meiner Meinung, und zur alten Erzählung zurück führen werde.

Wenn es aber gar nicht erlaubt ſein ſollte, wandte Auguſte ein, alte bekannte Geſchichten nach Gutdünken und Laune abzuändern, und ſie unſerm Geſchmack zuzubereiten, ſo würden wir ohne Zweifel viel verlieren, denn manches ginge ganz unter, das uns ſo erhalten bleibt. Sind dergleichen Erfindungen ſchon ehemals umgeſchrieben und neu erzählt worden, ſo begreife ich nicht, warum dieſe Freiheit nicht jedem neuern Dichter ebenfalls vergönnt ſein ſollte. In Arabien, wo ſie ſo viele Mährchen

erzählen, bleibt man gewiß nicht immer der Sache treu, denn in jedem Erzähler regt sich die Lust, die Umstände anders zu wenden, sie wunderbarer oder anmuthiger zu machen, und sich dadurch die fremde Erfindung anzueignen.

Sie mögen nicht Unrecht haben, antwortete Friedrich; wenn aber eine alte Erzählung einen so herzlichen Mittelpunkt hat, der der Geschichte einen großen und rührenden Charakter giebt, so ist es doch wohl nur die Verwöhnung einer neuern Zeit und ihre Beschränktheit, diese Schönheit ganz zu verkennen, und sie mit einer willkührlichen Abänderung verbessern zu wollen, durch welche das Ganze eben so wohl Mittelpunkt als Zweck verliert.

Ich bin Ihrer Meinung, sagte Clara. Giebt es etwas Rührenderes (und zwar nicht von der Art des Rührenden, welches man gewöhnlich so nennt), als daß sie sich in treuer Liebe und Hoffnungslosigkeit dem Dienst der Kranken fromm und andächtig widmet? Lange hat sie dem selbstgewählten Berufe mit edler Treue vorgestanden, da kommt er selbst, von Liebe und Sehnsucht ermattet, an der Trennung sterbend, in ihre Pflege (nicht, wie hier erzählt wird, halb ungetreu); sie kennt ihn nicht, sie nimmt ihn auf wie jeden Kranken; da fängt er an zu genesen, er faßt ein Zutrauen zu der guten, alt scheinenden Wärterin und erzählt ihr seine Geschichte; sie, vor Schrecken und Wonne wie vernichtet, geht in die Kammer, löst die rollenden goldgelben Locken auf, wirft das Gewand der Büßenden

ab, und tritt ſo im Jugendglanz dem wieder vor Augen, der mit dem Frühling der Geſundheit den Lenz der Liebe von neuem aufblühen ſieht. Das alte Gedicht iſt eine Verherrlichung der Liebe und frommen Demuth, die neuere Erzählung iſt ſüß freigeiſteriſch und ungläubig.

Lope de Vega hat unter den Namen der drei Diamanten die Geſchichte für das Theater bearbeitet, bemerkte Lothar, und ſie in ſeiner etwas lockern Manier ausgeführt; auf dasjenige, was nach unſerer Meinung der Hauptpunkt ſein ſollte, hat er auch nur wenig Gewicht gelegt. Die Sage ſelbſt ſcheint mir aber auch völlig undramatiſch.

Mir nicht, erwiederte Friedrich. Wiſſen wir doch überhaupt noch nicht recht, was wir dramatiſch oder undramatiſch nennen ſollen. Nach unſern gewöhnlichen Anſichten gehn die Novelle und Erzählung oft von ſelbſt in das Drama über, und viele Novellen ſind Komödien nach dieſer Meinung, ſo wie wir auch nicht wenige Komödien beſitzen, ſelbſt berühmte, die durchaus nur dialogiſirte Novellen ſind. Dieſe können ſehr geiſtreich und witzig ſein, wie die des Machiavell zum Beiſpiel, ſind aber darum doch noch keine Schauſpiele. Damit Erzählung oder Sage Schauſpiel werde, muß ein neues Element hinzu treten, welches das Ganze allſeitig durchdringt, und im Mittelpunkte des Gedichtes ſeine Beglaubigung findet: dazu Individualität und ſcheinbare Willkühr, zugleich eine Aufopferung alles

deſſen, was die Novelle reizend macht, ſo daß es dem ungeübten Auge ſogar ſcheint, als ſei eine gute Novelle im Drama nur verdorben worden. Nicht ſelten hat man Shakſpears Luſtſpiele ſo angeſehn und beurtheilt. Häufig aber, wenn wir vom Dramatiſchen ſprechen, verwechſeln wir dieſes mit dem Theatraliſchen, und wiederum ein mögliches beſſeres Theater mit unſerm gegenwärtigen und ſeiner ungeſchickten Form; und in dieſer Verwirrung verwerfen wir viele Gegenſtände und Gedichte als unſchicklich, weil ſie ſich freilich auf unſrer Bühne nicht ausnehmen würden. Sehn wir alſo ein, daß ein neues Element erſt das dramatiſche Werk als ein ſolches beurkundet, ſo iſt wohl ohne Zweifel eine Art der Poeſie erlaubt, welche auch das beſte Theater nicht brauchen kann, ſondern in der Phantaſie eine Bühne für die Phantaſie erbaut, und Compoſitionen verſucht, die vielleicht zugleich lyriſch, epiſch und dramatiſch ſind, die einen Umfang gewinnen, welcher gewiſſermaßen dem Roman unterſagt iſt, und ſich Kühnheiten aneignen, die keinem andern dramatiſchen Gedichte ziemen. Dieſe Bühne der Phantaſie eröffnet der romantiſchen Dichtkunſt ein großes Feld, und auf ihr dürfte dieſe Magelone und manche alte anmuthige Tradition ſich wohl zu zeigen wagen.

Ernſt ſagte hierauf: unter einigen gelehrten Italiänern iſt es eine alte hergebrachte Meinung, daß dieſe Geſchichte, ſo wie wir ſie jetzt als Volksbuch beſitzen, die früheſte Uebung des Petrarka geweſen ſei, der ſie

ſo nach einem Manuſkript aus dem zwölften Jahrhundert umgearbeitet habe. Die Erzählung iſt ſo ſchön und einfach, daß die Sache an ſich ſelbſt nicht unwahrſcheinlich iſt.

Manfred ſchlug ein lautes Gelächter auf, und ſagte nach einiger Zeit: O vortreflich! Die Autoren, die uns den Oktavian und die Heymonskinder in ihrer alten treuherzigen Geſtalt gaben, waren gewiß auch keine Stümper, und wer weiß, ob nicht einſt entdeckt wird, daß unſer Eulenſpiegel nichts als eine Umwandlung des berühmten verlorenen Margites iſt. Wie recht hat Wilhelm Schlegel, wenn er einmal ſagt: die gebildeten Stände in Deutſchland haben noch keine Literatur, aber der Bauer hat ſie. Denn wohl ſind in dieſen unſcheinbaren ſchlecht gedruckten Schriften faſt alle Elemente der Poeſie, vom Heroiſchen bis zum Zärtlichen und hinab zum kräftig Komiſchen, ausgeſprochen. Ich muß hier auf meine Verwunderung zurück kommen: was meinen nemlich nur die Herren, die mit fanatiſcher Vernünftigkeit und Mangel alles poetiſchen Sinnes dieſe Bücher verfolgen, ſie dem Bauer nehmen und Strafen auf ihre Verbreitung ſetzen? Wenn ich nicht irre, war vor einigen und dreißig Jahren der gute alte Büſching der erſte, welcher auf dieſen Krieg antrug; ſeine Stimme wurde damals nicht gehört, jetzt aber dringt ſeine gut gemeinte Thorheit durch, zu einer Zeit, wo man ſich doch zugleich bemüht, Patriotismus und die alten verſtorbenen Tugenden, die den Aufgeklärteren ja auch nur

Aberglaube waren, wieder aufzupflanzen. Ich möchte mir doch nur das Böse nennen und aufzeigen lassen, welches diese unschuldigen Poesien schon hervorgebracht haben. Oder hätten diese Herren diese Bücher vielleicht gar nicht gelesen? Der Druck ist nicht der beste, die Vignetten sind nicht in punktirter Manier, auch hat sich weder Petrarka noch ein andrer berühmter Name bei ihrer Herausgabe genannt, und das ist freilich verdächtig genug. Sollten denn wirklich etwa die paar freien Späße im Eulenspiegel und den Schildbürgern die Nation verderben können? Wird man denn die Schenken verschließen, oder einen Polizeiwächter hinein setzen, der jeden nicht sittlichen Spaß eines lustigen Bruders aufzeichnet und der Behörde einreicht? Oder hofft man wirklich durch das alberne moralische Gewäsch, welches sie jetzt als Volksbücher drucken lassen, von gutgearteten Gatten und saubern Kindern, Birnenmost, Giftkräutern und Wohlthätigkeit, die niederen Stände so tief in die edle Gesinnung hinein und unterzutauchen, daß keiner mehr eine Zwei- oder Eindeutigkeit spricht und denkt? O der glorreichen Aussicht in das künftige Jahrhundert!

Suchte man nur etwa, sagte Wilibald, die astrologischen und Zauberbücher, deren es noch hie und da, aber auch nur selten giebt, zu verbannen, so hätte die Sache Sinn, aber so ist sie freilich eine Erscheinung, die im grellsten Widerspruche mit der Zeit steht, die

dieſelben verfolgten Bücher zu achten und zu ſtudiren anfängt.

Im Gegentheil, fuhr Ernſt fort, ſollten wir dem gemeinen Manne nicht nur dieſe Poeſien laſſen, ſondern ihm auch eine ihm verſtändliche Bearbeitung der Niebelungen und der Heldenbücher in die Hände zu ſpielen ſuchen, damit er ſich vor der weichlichen leeren Leſerei bewahre, die auch ihn zu ergreifen und auszuhöhlen droht. Der Spanier hat, zu unſrer Beſchämung, eine höchſt wohlfeile Ausgabe ſeines vortreflichen Don Quixote, mit ſchlechten Holzſchnitten und auf grobem Papier. Aber bei uns iſt es keinem, auch in der erſten Begeiſterung eingefallen, dem deutſchen Bauer etwa den Götz von Berlichingen ſo anzubieten. Ließe man doch überhaupt das Bewachen des Volks, und lernte es erſt kennen, wäre dann ſelber erzogen, um andre zu erziehn, und ſuchte nicht eine falſche, ſchwächliche Bildung Nationen aufzuprägen.

Mit Verlaub, ſagte Theodor, daß ich dieſen Diskurs unterbreche, es wird ſonſt Mitternacht, ehe wir unſre Vorleſungen geendigt haben.

Er fing an.

Die Elfen.

Wo ist denn die Marie, unser Kind? fragte der Vater.

Sie spielt draußen auf dem grünen Platze, antwortete die Mutter, mit dem Sohne unsers Nachbars.

Daß sie sich nicht verlaufen, sagte der Vater besorgt; sie sind unbesonnen.

Die Mutter sah nach den Kleinen und brachte ihnen ihr Vesperbrod. Es ist heiß! sagte der Bursche, und das kleine Mädchen langte begierig nach den rothen Kirschen. Seid nur vorsichtig, Kinder, sprach die Mutter, lauft nicht zu weit vom Hause, oder in den Wald hinein, ich und der Vater gehn aufs Feld hinaus. Der junge Andres antwortete: o sei ohne Sorge, denn vor dem Walde fürchten wir uns, wir bleiben hier beim Hause sitzen, wo Menschen in der Nähe sind.

Die Mutter ging und kam bald mit dem Vater wieder heraus. Sie verschlossen ihre Wohnung und wandten sich nach dem Felde, um nach den Knechten und zugleich auf der Wiese nach der Heuernte zu sehn. Ihr Haus lag auf einer kleinen grünen Anhöhe, von einem zierlichen Stakete umgeben, welches auch ihren Frucht- und Blumengarten umschloß; das Dorf zog sich

etwas tiefer hinunter, und jenſeit erhob ſich das gräfliche Schloß. Martin hatte von der Herrſchaft das große Gut gepachtet, und lebte mit ſeiner Frau und ſeinem einzigen Kinde vergnügt, denn er legte jährlich zurück, und hatte die Ausſicht, durch Thätigkeit ein vermögender Mann zu werden, da der Boden ergiebig war und der Graf ihn nicht drückte.

Indem er mit ſeiner Frau nach ſeinen Feldern ging, ſchaute er fröhlich um ſich, und ſagte: wie iſt doch die Gegend hier ſo ganz anders, Brigitte, als diejenige, in der wir ſonſt wohnten. Hier iſt es ſo grün, das ganze Dorf prangt von dichtgedrängten Obſtbäumen, der Boden iſt voll ſchöner Kräuter und Blumen, alle Häuſer ſind munter und reinlich, die Einwohner wohlhabend, ja mir dünkt, die Wälder hier ſind ſchöner und der Himmel blauer, und ſo weit nur das Auge reicht, ſieht man ſeine Luſt und Freude an der freigebigen Natur.

So wie man nur, ſagte Brigitte, dort jenſeit des Fluſſes iſt, ſo befindet man ſich wie auf einer andern Erde, alles ſo traurig und dürr; jeder Reiſende behauptet aber auch, daß unſer Dorf weit und breit in der Runde das ſchönſte ſei.

Bis auf jenen Tannengrund, erwiederte der Mann; ſchau einmal dorthin zurück, wie ſchwarz und traurig der abgelegene Fleck in der ganzen heitern Umgebung liegt; hinter den dunkeln Tannenbäumen die rauchige

Hütte, die verfallenen Ställe, der ſchwermüthig vorüberfließende Bach.

Es iſt wahr, ſagte die Frau, indem beide ſtill ſtanden, ſo oft man ſich jenem Platze nur nähert, wird man traurig und beängſtigt, man weiß ſelbſt nicht warum. Wer nur die Menſchen eigentlich ſein mögen, die dort wohnen, und warum ſie ſich doch nur ſo von allen in der Gemeinde entfernt halten, als wenn ſie kein gutes Gewiſſen hätten.

Armes Geſindel, erwiederte der junge Pachter, dem Anſchein nach Zigeunervolk, die in der Ferne rauben und betrügen, und hier vielleicht ihren Schlupfwinkel haben. Mich wundert nur, daß die gnädige Herrſchaft ſie duldet.

Es können auch wohl, ſagte die Frau weichmüthig, arme Leute ſein, die ſich ihrer Armuth ſchämen, denn man kann ihnen doch eben nichts Böſes nachſagen; nur iſt es bedenklich, daß ſie ſich nicht zur Kirche halten, und man auch eigentlich nicht weiß, wovon ſie leben, denn der kleine Garten, der noch dazu ganz wüſt zu liegen ſcheint, kann ſie unmöglich ernähren, und Felder haben ſie nicht.

Weiß der liebe Gott, fuhr Martin fort, indem ſie weiter gingen, was ſie treiben mögen; kommt doch auch kein Menſch zu ihnen, denn der Ort, wo ſie wohnen, iſt ja wie verbannt und verhext, ſo daß ſich auch die vorwitzigſten Burſche nicht hingetrauen.

Dieſes Geſpräch ſetzten ſie fort, indem ſie ſich in

das Feld wandten. Jene finstre Gegend, von welcher sie sprachen, lag abseits vom Dorfe. In einer Vertiefung, welche Tannen umgaben, zeigte sich eine Hütte und verschiedene fast zertrümmerte Wirthschaftsgebäude, nur selten sah man Rauch dort aufsteigen, noch seltner wurde man Menschen gewahr; jezuweilen hatten Neugierige, die sich etwas näher gewagt, auf der Bank vor der Hütte einige abscheuliche Weiber in zerlumptem Anzuge wahrgenommen, auf deren Schooß eben so häßliche und schmutzige Kinder sich wälzten; schwarze Hunde liefen vor dem Reviere, in Abendstunden ging wohl ein ungeheurer Mann, den Niemand kannte, über den Steg des Baches und verlor sich in die Hütte hinein; dann sah man in der Finsterniß sich verschiedene Gestalten, wie Schatten um ein ländliches Feuer bewegen. Dieser Grund, die Tannen und die verfallene Hütte machten wirklich in der heitern grünen Landschaft, gegen die weißen Häuser des Dorfes und gegen das prächtige neue Schloß, den sonderbarsten Abstich.

Die beiden Kinder hatten jetzt die Früchte verzehrt; sie verfielen darauf, in die Wette zu laufen, und die kleine behende Marie gewann dem langsameren Andres immer den Vorsprung ab. So ist es keine Kunst! rief endlich dieser aus, aber laß es uns einmal in die Weite versuchen, dann wollen wir sehen, wer gewinnt! Wie du willst, sagte die Kleine, nur nach dem Strome dürfen wir nicht laufen. Nein, erwiederte Andres, aber dort auf jenem Hügel steht der große Birnbaum, eine Vier-

telſtunde von hier, ich laufe hier links um den Tannengrund vorbei, du kannſt rechts in das Feld hinein rennen, daß wir nicht eher als oben wieder zuſammen kommen, ſo ſehen wir dann, wer der beſte iſt.

Gut, ſagte Marie, und fing ſchon an zu laufen, ſo hindern wir uns auch nicht auf demſelben Wege, und der Vater ſagt ja, es ſei zum Hügel hinauf gleich weit, ob man diesſeits, ob man jenſeits der Zigeunerwohnung geht.

Andres war ſchon vorangeſprungen und Marie, die ſich rechts wandte, ſah ihn nicht mehr. Er iſt eigentlich dumm, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, denn ich dürfte nur den Muth faſſen, über den Steg, bei der Hütte vorbei, und drüben wieder über den Hof hinaus zu laufen, ſo käme ich gewiß viel früher an. Schon ſtand ſie vor dem Bache und dem Tannenhügel. Soll ich? Nein, es iſt doch zu ſchrecklich, ſagte ſie. Ein kleines weißes Hündchen ſtand jenſeit und bellte aus Leibeskräften. Im Erſchrecken kam das Thier ihr wie ein Ungeheuer vor, und ſie ſprang zurück. O weh! ſagte ſie, nun iſt der Bengel weit voraus, weil ich hier ſteh' und überlege. Das Hündchen bellte immer fort, und da ſie es genauer betrachtete, kam es ihr nicht mehr fürchterlich, ſondern im Gegentheil ganz allerliebſt vor: es hatte ein rothes Halsband um, mit einer glänzenden Schelle, und ſo wie es den Kopf hob und ſich im Bellen ſchüttelte, erklang die Schelle äußerſt lieblich. Ei! es will nur gewagt ſein! rief die kleine Marie, ich renne was

ich kann, und bin ſchnell, ſchnell jenſeit wieder hinaus, ſie können mich doch eben nicht gleich von der Erde weg auffreſſen! Somit ſprang das muntere muthige Kind auf den Steg, raſch an den kleinen Hund vorüber, der ſtill ward und ſich an ihr ſchmeichelte, und nun ſtand ſie im Grunde, und rund umher verdeckten die ſchwarzen Tannen die Ausſicht nach ihrem elterlichen Hauſe und der übrigen Landſchaft.

Aber wie war ſie verwundert. Der bunteſte, fröhlichſte Blumengarten umgab ſie, in welchem Tulpen, Roſen und Lilien mit den herrlichſten Farben leuchteten, blaue und goldrothe Schmetterlinge wiegten ſich in den Blüten, in Käfigen aus glänzendem Drath hingen an den Spalieren vielfarbige Vögel, die herrliche Lieder ſangen, und Kinder in weißen kurzen Röckchen, mit gelockten gelben Haaren und hellen Augen, ſprangen umher, einige ſpielten mit kleinen Lämmern, andere fütterten die Vögel, oder ſammelten Blumen und ſchenkten ſie einander, andere wieder aßen Kirſchen, Weintrauben und röthliche Aprikoſen. Keine Hütte war zu ſehn, aber wohl ſtand ein großes ſchönes Haus mit eherner Thür und erhabenem Bildwerk leuchtend in der Mitte des Raumes. Marie war vor Erſtaunen außer ſich und wußte ſich nicht zu finden; da ſie aber nicht blöde war, ging ſie gleich zum erſten Kinde, reichte ihm die Hand und bot ihm guten Tag. Kommſt du uns auch einmal zu beſuchen? ſagte das glänzende Kind; ich habe dich draußen rennen und ſpringen ſehn,

aber vor unſerm Hündchen haſt du dich gefürchtet. – So ſeid ihr wohl keine Zigeuner und Spitzbuben, ſagt Marie, wie Andres immer ſpricht? O freilich iſt d nur dumm, und redet viel in den Tag hinein. – Bleib nur bei uns, ſagte die wunderbare Kleine, e ſoll dir ſchon gefallen. — Aber wir laufen ja in d Wette. — Zu ihm kommſt du noch früh genug zurü Da nimm, und iß! — Marie aß, und fand die Früch ſo ſüß, wie ſie noch keine geſchmeckt hatte, und Andre der Wettlauf, und das Verbot ihrer Eltern waren gän lich vergeſſen.

Eine große Frau in glänzendem Kleide trat herz und fragte nach dem fremden Kinde. Schönſte Dam ſagte Marie, von ohngefähr bin ich herein gelaufe und da wollen ſie mich hier behalten. Du weißt, Ze rina, ſagte die Schöne, daß es ihr nur kurze Zeit er laubt iſt, auch hätteſt du mich erſt fragen ſollen. Ze dachte, ſagte das glänzende Kind, weil ſie doch ſcho über die Brücke gelaſſen war, könnt' ich es thun; aud haben wir ſie ja oft im Felde laufen ſehn, und du ha dich ſelber über ihr muntres Weſen gefreut; wird ſi uns doch früh genug verlaſſen müſſen.

Nein, ich will hier bleiben, ſagte die Fremde, dem hier iſt es ſchön, auch finde ich hier das beſte Spiel zeug und dazu Erdbeeren und Kirſchen, draußen iſt e nicht ſo herrlich.

Die goldbekleidete Frau entfernte ſich lächelnd, un viele von den Kindern ſprangen jetzt um die fröhlich

Marie mit Lachen her, neckten ſie und ermunterten ſie zu Tänzen, andere brachten ihr Lämmer oder wunderbares Spielgeräth, andre machten auf Inſtrumenten Muſik und ſangen dazu. Am liebſten aber hielt ſie ſich zu der Geſpielin, die ihr zuerſt entgegen gegangen war, denn ſie war die freundlichſte und holdſeligſte von allen. Die kleine Marie rief einmal über das andre: ich will immer bei euch bleiben und ihr ſollt meine Schweſtern ſein, worüber alle Kinder lachten und ſie umarmten. Jetzt wollen wir ein ſchönes Spiel machen, ſagte Zerina. Sie lief eilig in den Pallaſt und kam mit einem goldenen Schächtelchen zurück, in welchem ſich glänzender Saamenſtaub befand. Sie faßte mit den kleinen Fingern, und ſtreute einige Körner auf den grünen Boden. Alsbald ſah man das Gras wie in Wogen rauſchen, und nach wenigen Augenblicken ſchlugen glänzende Roſengebüſche aus der Erde, wuchſen ſchnell empor und entfalteten ſich plötzlich, indem der ſüßeſte Wohlgeruch den Raum erfüllte. Auch Marie faßte von dem Staube, und als ſie ihn ausgeſtreut hatte, tauchten weiße Lilien und die bunteſten Nelken hervor. Auf einen Wink Zerinas verſchwanden die Blumen wieder und andre erſchienen an ihrer Stelle. Jetzt, ſagte Zerina, mache dich auf etwas Größeres gefaßt. Sie legte zwei Pinienkörner in den Boden und ſtampfte ſie heftig mit dem Fuße ein. Zwei grüne Sträucher ſtanden vor ihnen. Faſſe dich feſt mit mir, ſagte ſie, und Maria ſchlang die Arme um den zarten

Leib. Da fühlte sie sich empor gehoben, denn die Bäume wuchsen unter ihnen mit der größten Schnelligkeit; die hohen Pinien bewegten sich und die beiden Kinder hielten sich hin und wieder schwebend in den rothen Abendwolken umarmt und küßten sich; die andern Kleinen kletterten mit behender Geschicklichkeit an den Stämmen der Bäume auf und nieder, und stießen und neckten sich, wenn sie sich begegneten, unter lautem Gelächter. Stürzte eins der Kinder im Gedränge hinunter, so flog es durch die Luft und senkte sich langsam und sicher zur Erde hinab. Endlich fürchtete sich Marie; die andere Kleine sang einige laute Töne, und die Bäume versenkten sich wieder eben so allgemach in den Boden, und setzten sie nieder, als sie sich erst in die Wolken gehoben hatten.

Sie gingen durch die erzene Thür des Pallastes. Da saßen viele schöne Frauen umher, ältere und junge, im runden Saal, sie genossen die lieblichsten Früchte, und eine herrliche unsichtbare Musik erklang. In der Wölbung der Decke waren Palmen, Blumen und Laubwerk gemalt, zwischen denen Kinderfiguren in den anmuthigsten Stellungen kletterten und schaukelten; nach den Tönen der Musik verwandelten sich die Bildnisse und glühten in den brennendsten Farben; bald war das Grüne und Blaue wie helles Licht funkelnd, dann sank die Farbe erblassend zurück, der Purpur flammte auf und das Gold entzündete sich; dann schienen die nackten Kinder in den Blumengewinden zu leben, und mit den

rubinrothen Lippen den Athem einzuziehn und auszuhauchen, ſo daß man wechſelnd den Glanz der weißen Zähnchen wahrnahm, ſo wie das Aufleuchten der himmelblauen Augen.

Aus dem Saale führten eherne Stufen in ein groſſes unterirdiſches Gemach. Hier lag viel Gold und Silber, und Edelſteine von allen Farben funkelten dazwiſchen. Wunderſame Gefäße ſtanden an den Wänden umher, alle ſchienen mit Koſtbarkeiten angefüllt. Das Gold war in mannichfaltigen Geſtalten gearbeitet und ſchimmerte mit der freundlichſten Röthe. Viele kleine Zwerge waren beſchäftigt, die Stücke auseinander zu ſuchen und ſie in die Gefäße zu legen; andre, höckricht und krummbeinicht, mit langen rothen Naſen, trugen ſchwer und vorn über gebückt Säcke herein, ſo wie die Müller Getraide, und ſchütteten die Goldkörner keuchend auf dem Boden aus. Dann ſprangen ſie ungeſchickt rechts und links, und griffen die rollenden Kugeln, die ſich verlaufen wollten, und es geſchah nicht ſelten, daß einer den andern im Eifer umſtieß, ſo daß ſie ſchwer und tölpiſch zur Erde fielen. Sie machten verdrüßliche Geſichter und ſahen ſcheel, als Marie über ihre Geberden und Häßlichkeit lachte. Hinten ſaß ein alter eingeſchrumpfter kleiner Mann, welchen Zerina ehrerbietig grüßte, und der nur mit ernſtem Kopfnicken dankte. Er hielt ein Zepter in der Hand und trug eine Krone auf dem Haupte, alle übrigen Zwerge ſchienen ihn für ihren

Herren anzuerkennen und ſeinen Winken zu gehorchen. Was giebts wieder? fragte er mürriſch, als die Kinder ihm etwas näher kamen. Marie ſchwieg furchtſam, aber ihre Geſpielin antwortete, daß ſie nur gekommen ſeien, ſich in den Kammern umzuſchauen. Immer die alten Kindereien! ſagte der Alte; wird der Müßiggang nie aufhören? Darauf wandte er ſich wieder an ſein Geſchäft und ließ die Goldſtücke wägen und ausſuchen; andre Zwerge ſchickte er fort, manchen ſchalt er zornig. Wer iſt der Herr? fragte Marie; unſer Metallfürſt, ſagte die Kleine, indem ſie weiter gingen.

Sie ſchienen ſich wieder im Freien zu befinden, denn ſie ſtanden an einem großen Teiche, aber doch ſchien keine Sonne, und ſie ſahen keinen Himmel über ſich. Ein kleiner Nachen empfing ſie, und Zerina ruderte ſehr ämſig. Die Fahrt ging ſchnell. Als ſie in die Mitte des Teiches gekommen waren, ſah Marie, daß tauſend Röhren, Kanäle und Bäche ſich aus dem kleinen See nach allen Richtungen verbreiteten. Dieſe Waſſer rechts, ſagte das glänzende Kind, fließen unter euren Garten hinab, davon blüht dort alles ſo friſch; von hier kömmt man in den großen Strom hinunter. Plötzlich kamen aus allen Kanälen und aus dem See unendlich viele Kinder auftauchend angeſchwommen, viele trugen Kränze von Schilf und Waſſerlilien, andre hielten rothe Korallenzacken, und wieder andre bliesen auf krummen Muſcheln; ein verworrenes Getöſe ſchallte luſtig von den dunkeln Ufern wieder; zwiſchen den

Kleinen bewegten ſich ſchwimmend die ſchönſten Frauen, und oft ſprangen viele Kinder zu der einen oder der andern, und hingen ihnen mit Küſſen um Hals und Nacken. Alle begrüßten die Fremde; zwiſchen dieſem Getümmel hindurch fuhren ſie aus dem See in einen kleinen Fluß hinein, der immer enger und enger ward. Endlich ſtand der Nachen. Man nahm Abſchied und Zerina klopfte an den Felſen. Wie eine Thür that ſich dieſer von einander, und eine ganz rothe weibliche Geſtalt half ihnen ausſteigen. Geht es recht luſtig zu? fragte Zerina. Sie ſind eben in Thätigkeit, antwortete jene, und ſo freudig, wie man ſie nur ſehn kann, aber die Wärme iſt auch äußerſt angenehm.

Sie ſtiegen eine Wendeltreppe hinauf, und plötzlich ſah ſich Marie in dem glänzendſten Saal, ſo daß beim Eintreten ihre Augen vom hellen Lichte geblendet waren. Feuerrothe Tapeten bedeckten mit Purpurgluth die Wände, und als ſich das Auge etwas gewöhnt hatte, ſah ſie zu ihrem Erſtaunen, wie im Teppich ſich Figuren tanzend auf und nieder in der größten Freude bewegten, die ſo lieblich gebaut und von ſo ſchönen Verhältniſſen waren, daß man nichts Anmuthigeres ſehn konnte; ihr Körper war wie von röthlichem Kriſtall, ſo daß es ſchien, als flöſſe und ſpielte in ihnen ſichtbar das bewegte Blut. Sie lachten das fremde Kind an, und begrüßten es mit verſchiedenen Beugungen; aber als Marie näher gehen wollte, hielt ſie Ze-

rina plötzlich mit Gewalt zurück, und rief: du verbrennst dich, Mariechen, denn alles ist Feuer!

Marie fühlte die Hitze. Warum kommen nur, sagte sie, die allerliebsten Kreaturen nicht zu uns heraus, und spielen mit uns? Wie du in der Luft lebst, sagte jene, so müssen sie immer im Feuer bleiben, und würden hier draußen verschmachten. Sieh nur, wie ihnen wohl ist, wie sie lachen und kreischen; jene dort unten verbreiten die Feuerflüsse von allen Seiten unter der Erde hin, davon wachsen nun die Blumen, die Früchte und der Wein; die rothen Ströme gehn neben den Wasserbächen, und so sind die flammigen Wesen immer thätig und freudig. Aber dir ist es hier zu heiß, wir wollen wieder hinaus in den Garten gehn.

Hier hatte sich die Scene verwandelt. Der Mondschein lag auf allen Blumen, die Vögel waren still und die Kinder schliefen in mannichfaltigen Gruppen in den grünen Lauben. Marie und ihre Freundin fühlten aber keine Müdigkeit, sondern luſtwandelten in der warmen Sommernacht unter vielerlei Gesprächen bis zum Morgen.

Als der Tag anbrach, erquickten sie sich an Früchten und Milch, und Marie sagte: laß uns doch zur Abwechselung einmal nach den Tannen hinaus gehn, wie es dort aussehen mag. Gern, sagte Zerina, so kannst du auch zugleich dorten unsre Schildwachen besuchen, die dir gewiß gefallen werden, sie stehn oben auf dem Walle zwischen den Bäumen. Sie gingen

durch die Blumengärten, durch anmuthige Haine voller Nachtigallen, dann stiegen sie über Rebenhügel, und kamen endlich, nachdem sie lange den Windungen eines klaren Baches nachgefolgt waren, zu den Tannen und der Erhöhung, welche das Gebiet begränzte. Wie kommt es nur, fragte Marie, daß wir hier innerhalb so weit zu gehn haben, da doch draußen der Umkreis nur so klein ist? Ich weiß nicht, antwortete die Freundin, wie es zugeht, aber es ist so. Sie stiegen zu den finstern Tannen hinauf, und ein kalter Wind wehte ihnen von draußen entgegen; ein Nebel schien weit umher auf der Landschaft zu liegen. Oben standen wunderliche Gestalten, mit mehligen bestäubten Angesichtern, den widerlichen Häuptern der weißen Eulen nicht unähnlich; sie waren in faltigen Mänteln von zottiger Wolle gekleidet, und hielten Regenschirme von seltsamen Häuten ausgespannt über sich; mit Fledermausflügeln, die abentheuerlich neben dem Rockelor hervor starrten, wehten und fächelten sie unabläßig. Ich möchte lachen und mir graut, sagte Marie. Diese sind unsre guten fleißigen Wächter, sagte die kleine Gespielin, sie stehen hier und wehen, damit jeden kalte Angst und wundersames Fürchten befällt, der sich uns nähern will; sie sind aber so bedeckt, weil es jetzt draußen regnet und friert, was sie nicht vertragen können. Hier unten kommt niemals Schnee und Wind, noch kalte Luft her, hier ist ein ewiger Sommer und Frühling,

doch wenn die da oben nicht oft abgelöst würden, so vergingen sie gar.

Aber wer seid ihr denn, fragte Marie, indem sie wieder in die Blumendüfte hinunter stiegen, oder habt ihr keinen Namen, woran man euch erkennt?

Wir heißen Elfen, sagte das freundliche Kind, man spricht auch wohl in der Welt von uns, wie ich gehört habe.

Sie hörten auf der Wiese ein großes Getümmel. Der schöne Vogel ist angekommen! riefen ihnen die Kinder entgegen; alles eilte in den Saal. Sie sahen indem schon, wie Jung und Alt sich über die Schwelle drängte, alle jauchzten und von innen scholl eine jubilirende Musik heraus. Als sie hinein getreten waren, sahen sie die große Rundung von den mannichfaltigsten Gestalten angefüllt, und alle schauten nach einem großen Vogel hinauf, der in der Kuppel mit glänzendem Gefieder langsam fliegend vielfache Kreise beschrieb. Die Musik klang fröhlicher als sonst, die Farben und Lichter wechselten schneller. Endlich schwieg die Musik, und der Vogel schwang sich rauschend auf eine glänzende Krone, die unter dem hohen Fenster schwebte, welches von oben die Wölbung erleuchtete. Sein Gefieder war purpurn und grün, durch welches sich die glänzendsten goldenen Streifen zogen, auf seinem Haupte bewegte sich ein Diadem von so hellleuchtenden kleinen Federn, daß sie wie Edelgesteine blitzten. Der Schnabel war roth und die Beine glänzend blau. Wie er sich regte,

schimmerten alle Farben durcheinander, und das Auge war entzückt. Seine Größe war die eines Adlers. Aber jetzt eröffnete er den leuchtenden Schnabel, und so süße Melodie quoll aus seiner bewegten Brust, in schönern Tönen, als die der liebesbrünstigen Nachtigall; mächtiger zog der Gesang und goß sich wie Lichtstrahlen aus, so daß alle, bis auf die kleinsten Kinder selbst, vor Freuden und Entzückungen weinen mußten. Als er geendigt hatte, neigten sich alle vor ihm, er umflog wieder in Kreisen die Wölbung, schoß dann durch die Thür und schwang sich in den lichten Himmel, wo er oben bald nur noch wie ein rother Punkt erglänzte und sich den Augen dann schnell verlor.

Warum seid ihr alle so in Freude? fragte Marie und neigte sich zum schönen Kinde, das ihr kleiner als gestern vorkam. Der König kommt! sagte die Kleine, den haben viele von uns noch gar nicht gesehn, und wo er sich hinwendet ist Glück und Fröhlichkeit; wir haben schon lange auf ihn gehofft, sehnlicher, als ihr nach langem Winter auf den Frühling wartet, und nun hat er durch diesen schönen Botschafter seine Ankunft melden lassen. Dieser herrliche und verständige Vogel, der im Dienst des Königes gesandt wird, heißt Phönix, er wohnt fern in Arabien auf einem Baum, der nur einmal in der Welt ist, so wie es auch keinen zweiten Phönix giebt. Wenn er sich alt fühlt, trägt er aus Balsam und Weihrauch ein Nest zusammen, zündet es an und verbrennt sich selbst, so stirbt er singend, und

aus der duftenden Asche schwingt sich dann der verjüngte Phönix mit neuer Schönheit wieder auf. Selten nur nimmt er seinen Flug so, daß ihn die Menschen sehn, und geschieht es einmal in Jahrhunderten, so zeichnen sie es in ihre Denkbücher auf, und erwarten wundervolle Begebenheiten. Aber nun, meine Freundin, wirst du auch scheiden müssen, denn der Anblick des Königes ist dir nicht vergönnt.

Da wandelte die goldbekleidete schöne Frau durch das Gedränge, winkte Marien zu sich und ging mit ihr unter einen einsamen Laubengang; du mußt uns verlassen, mein geliebtes Kind, sagte sie; der König will auf zwanzig Jahr, und vielleicht auf länger, sein Hoflager hier halten, nun wird sich Fruchtbarkeit und Segen weit in die Landschaft verbreiten, am meisten hier in der Nähe; alle Brunnen und Bäche werden ergiebiger, alle Aecker und Gärten reicher, der Wein edler, die Wiese fetter und der Wald frischer und grüner; mildere Luft weht, kein Hagel schadet, keine Ueberschwemmung droht. Nimm diesen Ring und gedenke unser, doch hüte dich, irgend wem von uns zu erzählen, sonst müssen wir diese Gegend fliehen, und alle umher, so wie du selbst, entbehren dann das Glück und die Segnung unsrer Nähe: noch einmal küsse deine Gespielin und lebe wohl. Sie traten heraus, Zerina weinte, Marie bückte sich, sie zu umarmen, sie trennten sich. Schon stand sie auf der schmalen Brücke, die kalte Luft wehte hinter ihr aus den Tannen, das Hündchen bellte

auf das herzhafteſte und ließ ſein Glöckchen ertönen; ſie ſah zurück und eilte in das Freie, weil die Dunkelheit der Tannen, die Schwärze der verfallenen Hütten, die dämmernden Schatten ſie mit ängſtlicher Furcht befielen.

Wie werden ſich meine Eltern meinethalb in dieſer Nacht geängſtigt haben! ſagte ſie zu ſich ſelbſt, als ſie auf dem Felde ſtand, und ich darf ihnen doch nicht erzählen, wo ich geweſen bin und was ich geſehn habe, auch würden ſie mir nimmermehr glauben. Zwei Männer gingen an ihr vorüber, die ſie grüßten, und ſie hörte hinter ſich ſagen: das iſt ein ſchönes Mädchen! Wo mag ſie nur her ſein? Mit eiligeren Schritten näherte ſie ſich dem elterlichen Hauſe, aber die Bäume, die geſtern voller Früchte hingen, ſtanden heute dürr und ohne Laub, das Haus war anders angeſtrichen, und eine neue Scheune daneben erbaut. Marie war in Verwunderung, und dachte, ſie ſei im Traum; in dieſer Verwirrung öffnete ſie die Thür des Hauſes, und hinter dem Tiſche ſaß ihr Vater zwiſchen einer unbekannten Frau und einem fremden Jüngling. Mein Gott, Vater! rief ſie aus, wo iſt denn die Mutter? — die Mutter? ſprach die Frau ahndend, und ſtürzte hervor; ei, du biſt doch wohl nicht, — ja freilich, freilich biſt du die verlorene, die todt geglaubte, die liebe einzige Marie! Sie hatte ſie gleich an einem kleinen braunen Male unter dem Kinn, an den Augen und der Geſtalt erkannt. Alle umarmten ſie, alle waren

freudig bewegt, und die Eltern vergoſſen Thränen. Marie verwunderte ſich, daß ſie faſt zum Vater hinauf reichte, ſie begriff nicht, wie die Mutter ſo verändert und geältert ſein konnte, ſie fragte nach dem Namen des jungen Menſchen. Es iſt ja unſers Nachbars Andres, ſagte Martin, wie kommſt du nur nach ſieben langen Jahren ſo unvermuthet wieder? wo biſt du geweſen? Warum haſt du denn gar nichts von dir hören laſſen? — Sieben Jahr? ſagte Marie, und konnte ſich in ihren Vorſtellungen und Erinnerungen nicht wieder zurecht finden; ſieben ganzer Jahre? Ja, ja, ſagte Andres lachend, und ſchüttelte ihr treuherzig die Hand; ich habe gewonnen, Mariechen, ich bin ſchon vor ſieben Jahren an dem Birnbaum und wieder hieher zurück geweſen, und du Langſame, kommſt nun heut erſt an!

Man fragte von neuem, man drang in ſie, doch ſie, des Verbotes eingedenk, konnte keine Antwort geben. Man legte ihr faſt die Erzählung in den Mund, daß ſie ſich verirrt habe, auf einem vorbeifahrenden Wagen genommen, und an einen fremden Ort geführt ſei, wo ſie den Leuten den Wohnſitz ihrer Eltern nicht habe bezeichnen können; wie man ſie nachher nach einer weit entlegenen Stadt gebracht habe, wo gute Menſchen ſie erzogen und geliebt; wie dieſe nun geſtorben, und ſie ſich endlich wieder auf ihre Geburtsgegend beſonnen, eine Gelegenheit zur Reiſe ergriffen habe und ſo zurück gekehrt ſei. Laßt alles gut ſein, rief die Mutter; ge-

ung, daß wir dich nur wieder haben, mein Töchterchen, du meine Einzige, mein Alles!

Andres blieb zum Abendbrod, und Marie konnte ſich noch in nichts finden. Das Haus dünkte ihr klein und finſter, ſie verwunderte ſich über ihre Tracht, die reinlich und einfach, aber ganz fremd erſchien; ſie betrachtete den Ring am Finger, deſſen Gold wunderſam glänzte und einen roth brennenden Stein künſtlich einfaßte. Auf die Frage des Vaters antwortete ſie, daß der Ring ebenfalls ein Geſchenk ihrer Wohlthäter ſei.

Sie freute ſich auf die Schlafenszeit, und eilte zur Ruhe. Am andern Morgen fühlte ſie ſich beſonnener, ſie hatte ihre Vorſtellungen mehr geordnet, und konnte den Leuten aus dem Dorfe, die alle ſie zu begrüßen kamen, beſſer Red' und Antwort geben. Andres war ſchon mit dem Früheſten wieder da, und zeigte ſich äußerſt geſchäftig, erfreut und dienſtfertig. Das funfzehnjährige aufgeblühte Mädchen hatte ihm einen tiefen Eindruck gemacht, und die Nacht war ihm ohne Schlaf vergangen. Die Herrſchaft ließ Marien auf das Schloß fordern, ſie mußte hier wieder ihre Geſchichte erzählen, die ihr nun ſchon geläufig geworden war; der alte Herr und die gnädige Frau bewunderten ihre gute Erziehung, denn ſie war beſcheiden, ohne verlegen zu ſein, ſie antwortete höflich und in guten Redensarten auf alle vorgelegten Fragen; die Furcht vor den vornehmen Menſchen und ihrer Umge-

bung hatte sich bei ihr verloren, denn wenn sie diese Säle und Gestalten mit den Wundern und der hohen Schönheit maß, die sie bei den Elfen im heimlichen Aufenthalt gesehen hatte, so erschien ihr dieser irdische Glanz nur dunkel, die Gegenwart der Menschen fast geringe. Die jungen Herren waren vorzüglich über ihre Schönheit entzückt.

Es war im Februar. Die Bäume belaubten sich früher als je, so zeitig hatte sich die Nachtigall noch niemals eingestellt, der Frühling kam schöner in das Land, als ihn sich die ältesten Greise erinnern konnten. Aller Orten thaten sich Bächlein hervor und tränkten die Wiesen und Auen; die Hügel schienen zu wachsen, die Rebengeländer erhuben sich höher, die Obstbäume blühten wie niemals, und ein schwellender duftender Segen hing schwer in Blütenwolken über der Landschaft. Alles gedieh über Erwarten, kein rauher Tag, kein Sturm beschädigte die Frucht; der Wein quoll erröthend in ungeheuern Trauben, und die Einwohner des Ortes staunten sich an, und waren wie in einem süßen Traum befangen. Das folgende Jahr war eben so, aber man war schon an das Wundersame mehr gewöhnt. Im Herbst gab Marie den dringenden Bitten des Andres und ihrer Eltern nach: sie ward seine Braut und im Winter mit ihm verheirathet.

Oft dachte sie mit inniger Sehnsucht an ihren Aufenthalt hinter den Tannenbäumen zurück; sie blieb still und ernst. So schön auch alles war, was sie um-

gab, ſo kannte ſie doch etwas noch Schöneres, wodurch eine leiſe Trauer ihr Weſen zu einer ſanften Schwermuth ſtimmte. Schmerzhaft traf es ſie, wenn der Vater oder ihr Mann von den Zigeunern und Schelmen ſprachen, die im finſtern Grunde wohnten; oft wollte ſie ſie vertheidigen, die ſie als Wohlthäter der Gegend kannte, vorzüglich gegen Andres, der eine Luſt im eifrigen Schelten zu finden ſchien, aber ſie zwang das Wort jedesmal in ihre Bruſt zurück. So verlebte ſie das Jahr, und im folgenden ward ſie durch eine junge Tochter erfreut, welche ſie Elfriede nannte, indem ſie dabei an den Namen der Elfen dachte.

Die jungen Leute wohnten mit Martin und Brigitte in demſelben Hauſe, welches geräumig genug war, und halfen den Eltern die ausgebreitete Wirthſchaft führen. Die kleine Elfriede zeigte bald beſondere Fähigkeiten und Anlagen, denn ſie lief ſehr früh, und konnte alles ſprechen, als ſie noch kein Jahr alt war; nach einigen Jahren aber war ſie ſo klug und ſinnig, und von ſo wunderbarer Schönheit, daß alle Menſchen ſie mit Erſtaunen betrachteten, und ihre Mutter ſich nicht der Meinung erwehren konnte, ſie ſehe jenen glänzenden Kindern im Tannengrunde ähnlich. Elfriede hielt ſich nicht gern zu andern Kindern, ſondern vermied bis zur Aengſtlichkeit ihre geräuſchvollen Spiele, und war am liebſten allein. Dann zog ſie ſich in eine Ecke des Gartens zurück, und las oder arbeitete eifrig am kleinen Nähzeuge; oft ſah man ſie auch wie tief

in sich versunken sitzen, oder daß sie in Gängen heftig auf und nieder ging und mit sich selber sprach. Die beiden Eltern ließen sie gern gewähren, weil sie gesund war und gedieh, nur machten sie die seltsamen verständigen Antworten und Bemerkungen oft besorgt. So kluge Kinder, sagte die Großmutter Brigitte vielmals, werden nicht alt, sie sind zu gut für diese Welt, auch ist das Kind über die Natur schön, und wird sich auf Erden nicht zurecht finden können.

Die Kleine hatte die Eigenheit, daß sie sich höchst ungern bedienen ließ, alles wollte sie selber machen. Sie war fast die früheste auf im Hause, und wusch sich sorgfältig und kleidete sich selber an; eben so sorgsam war sie am Abend, sie achtete sehr darauf, Kleider und Wäsche selbst einzupacken, und durchaus Niemand, auch die Mutter nicht, über ihre Sachen kommen zu lassen. Die Mutter sah ihr in diesem Eigensinne nach, weil sie sich nichts weiter dabei dachte, aber wie erstaunte sie, als sie sie an einem Feiertage, zu einem Besuch auf dem Schlosse, mit Gewalt umkleidete, so sehr sich auch die Kleine mit Geschrei und Thränen dagegen wehrte, und auf ihrer Brust an einem Faden hängend, ein Goldstück von seltsamer Form antraf, welches sie sogleich für eines von jenen erkannte, deren sie so viele in dem unterirdischen Gewölbe gesehn hatte. Die Kleine war sehr erschrocken, und gestand endlich, sie habe es im Garten gefunden, und da es ihr sehr wohlgefallen, habe sie es so ämsig aufbewahrt;

ſie bat auch ſo dringend und herzlich, es ihr zu laſſen, daß Marie es wieder auf derſelben Stelle befeſtigte und voller Gedanken mit ihr ſtillſchweigend zum Schloſſe hinauf ging.

Seitwärts vom Hauſe der Pachterfamilie lagen einige Wirthſchaftsgebäude zur Aufbewahrung der Früchte und des Feldgeräthes, und hinter dieſen befand ſich ein Grasplatz mit einer alten Laube, die aber kein Menſch jetzt beſuchte, weil ſie nach der neuen Einrichtung der Gebäude zu entfernt vom Garten war. In dieſer Einſamkeit hielt ſich Elfriede am liebſten auf, und es fiel Niemanden ein, ſie hier zu ſtören, ſo daß die Eltern oft in halben Tagen ihrer nicht anſichtig wurden. An einem Nachmittage befand ſich die Mutter in den Gebäuden, um aufzuräumen und eine verlorene Sache wieder zu finden, als ſie wahrnahm, daß durch eine Ritze der Mauer ein Lichtſtrahl in das Gemach falle. Es kam ihr der Gedanke, hindurch zu ſehn, um ihr Kind zu beobachten, und es fand ſich, daß ein locker gewordener Stein ſich von der Seite ſchieben ließ, wodurch ſie den Blick gerade hinein in die Laube gewann. Elfriede ſaß drinnen auf einem Bänkchen, und neben ihr die wohlbekannte Zerina, und beide Kinder ſpielten und ergötzten ſich in holdſeliger Eintracht. Die Elfe umarmte das ſchöne Kind und ſagte traurig: Ach, du liebes Weſen, ſo wie mit dir habe ich ſchon mit deiner Mutter geſpielt, als ſie klein war und uns beſuchte, aber ihr Menſchen wachſt zu bald auf und werdet ſo

ſchnell groß und vernünftig; das iſt recht betrübt: bliebeſt du doch ſo lange ein Kind, wie ich!

Gern thät ich dir den Gefallen, ſagte Elfriede, aber ſie meinen ja alle, ich würde bald zu Verſtande kommen, und gar nicht mehr ſpielen, denn ich hätte rechte Anlagen, altklug zu werden. Ach! und dann ſeh' ich dich auch nicht wieder, du liebes Zerinchen! Ja, es geht wie mit den Baumblüten: wie herrlich der blühende Apfelbaum mit ſeinen röthlichen aufgequollenen Knoſpen! der Baum thut ſo groß und breit, und jedermann, der drunter weg geht, meint auch, es müſſe recht was Beſonderes werden; dann kommt die Sonne, die Blüte geht ſo leutſelig auf, und da ſteckt ſchon der böſe Kern drunter, der nachher den bunten Putz verdrängt und hinunter wirft; nun kann er ſich geängſtigt und aufwachſend nicht mehr helfen, er muß im Herbſt zur Frucht werden. Wohl iſt ein Apfel auch lieb und erfreulich, aber doch nichts gegen die Frühlingsblüte: ſo geht es mit uns Menſchen auch; ich kann mich nicht darauf freuen, ein großes Mädchen zu werden. Ach, könnt' ich euch doch nur einmal beſuchen!

Seit der König bei uns wohnt, ſagte Zerina, iſt es ganz unmöglich, aber ich komme ja ſo oft zu dir, Liebchen, und keiner ſieht mich, keiner weiß es, weder hier noch dort; ungeſehn geh' ich durch die Luft, oder fliege als Vogel herüber; o wir wollen noch recht viel

beiſammen ſein, ſo lange du klein biſt. Was kann ich dir nur zu Gefallen thun?

Recht lieb ſollſt du mich haben, ſagte Elfriede, ſo lieb, wie ich dich in meinem Herzen trage; doch laß uns auch einmal wieder eine Roſe machen.

Zerina nahm das bekannte Schächtelchen aus dem Buſen, warf zwei Körner hin, und plötzlich ſtand ein grünender Buſch mit zweien hochrothen Roſen vor ihnen, welche ſich zu einander neigten, und ſich zu küſſen ſchienen. Die Kinder brachen die Roſen lächelnd ab, und das Gebüſch war wieder verſchwunden. O müßte es nur nicht wieder ſo ſchnell ſterben, ſagte Elfriede, das rothe Kind, das Wunder der Erde. Gieb! ſagte die kleine Elfe, hauchte dreimal die aufknospende Roſe an, und küßte ſie dreimal; nun, ſprach ſie, indem ſie die Blume zurück gab, bleibt ſie friſch und blühend bis zum Winter. Ich will ſie wie ein Bild von dir aufheben, ſagte Elfriede, ſie in meinem Kämmerchen wohl bewahren, und ſie Morgens und Abends küſſen, als wenn du es wärſt. Die Sonne geht ſchon unter, ſagte jene, ich muß jetzt nach Hauſe. Sie umarmten ſich noch einmal, dann war Zerina verſchwunden.

Am Abend nahm Marie ihr Kind mit einem Gefühl von Beängſtigung und Ehrfurcht in die Arme; ſie ließ dem holden Mädchen nun noch mehr Freiheit als ſonſt, und beruhigte oft ihren Gatten, wenn er, um das Kind aufzuſuchen, kam, was er ſeit einiger

Zeit wohl that, weil ihm ihre Zurückgezogenheit nicht gefiel, und er fürchtete, sie könne darüber einfältig, oder gar unklug werden. Die Mutter schlich öfter nach der Spalte der Mauer, und fast immer fand sie die kleine glänzende Elfe neben ihrem Kinde sitzen, mit Spielen beschäftigt, oder in ernsthaften Gesprächen. Möchtest du fliegen können? fragte Zerina einmal ihre Freundin. Wie gerne! rief Elfriede aus. Sogleich umfaßte die Fee die Sterbliche, und schwebte mit ihr vom Boden empor, so daß sie zur Höhe der Laube stiegen. Die besorgte Mutter vergaß ihre Vorsicht, und lehnte sich erschreckend mit dem Kopfe hinaus, um ihnen nachzusehn; da erhob aus der Luft Zerina den Finger und drohte lächelnd, ließ sich mit dem Kinde wieder nieder, herzte sie, und war verschwunden. Es geschah nachher noch öfter, daß Marie von dem wunderbaren Kinde gesehen wurde, welches jedesmal mit dem Kopfe schüttelte oder drohte, aber mit freundlicher Geberde.

Oftmals schon hatte bei vorgefallenem Streite Marie im Eifer zu ihrem Manne gesagt: du thust den armen Leuten in der Hütte Unrecht! Wenn Andres dann in sie drang, ihm zu erklären, warum sie der Meinung aller Leute im Dorfe, ja der Herrschaft selber entgegen sei und es besser wissen wolle, brach sie ab, und schwieg verlegen. Heftiger als je ward Andres eines Tages nach Tische und behauptete, das Gesindel müsse als landesverderblich durchaus fortgeschafft werden; da rief

ſie im Unwillen aus: ſchweig, denn ſie ſind deine und unſer aller Wohlthäter! Wohlthäter? fragte Andres erſtaunt; die Landſtreicher? In ihrem Zorne ließ ſie ſich verleiten, ihm unter dem Verſprechen der tiefſten Verſchwiegenheit die Geſchichte ihrer Jugend zu erzählen, und da er bei jedem ihrer Worte ungläubiger wurde und verhöhnend den Kopf ſchüttelte, nahm ſie ihn bei der Hand und führte ihn in das Gemach, von wo er zu ſeinem Erſtaunen die leuchtende Elfe mit ſeinem Kinde in der Laube ſpielen, und es liebkoſen ſah. Er wußte kein Wort zu ſagen; ein Ausruf der Verwunderung entfuhr ihm, und Zerina erhob den Blick. Sie wurde plötzlich bleich und zitterte heftig, nicht freundlich, ſondern mit zorniger Miene machte ſie die drohende Geberde, und ſagte dann zu Elfrieden: du kannſt nichts dafür, geliebtes Herz, aber ſie werden niemals klug, ſo verſtändig ſie ſich auch dünken. Sie umarmte die Kleine mit ſtürmender Eil, und flog dann als Rabe mit heiſerem Geſchrei über den Garten hinweg, den Tannenbäumen zu.

Am Abend war die Kleine ſehr ſtill und küßte weinend die Roſe, Marien war ängſtlich zu Sinne, Andres ſprach wenig. Es wurde Nacht. Plötzlich rauſchten die Bäume, Vögel flogen mit ängſtlichem Geſchrei umher, man hörte den Donner rollen, die Erde zitterte und Klagetöne winſelten in der Luft. Marie und Andres hatten nicht den Muth aufzuſtehn; ſie hüllten ſich in die Decken und erwarteten mit Furcht und Zittern

den Tag. Gegen Morgen ward es ruhiger, und alles war still, als die Sonne mit ihrem Lichte über den Wald hervor drang.

Andres kleidete sich an, und Marie bemerkte, daß der Stein des Ringes an ihrem Finger verblaßt war. Als sie die Thür öffneten, schien ihnen die Sonne klar entgegen, aber die Landschaft umher kannten sie kaum wieder. Die Frische des Waldes war verschwunden, die Hügel hatten sich gesenkt, die Bäche flossen matt mit wenigem Wasser, der Himmel schien grau, und als man den Blick nach den Tannen hinüber wandte, standen sie nicht finstrer oder trauriger da, als die übrigen Bäume; die Hütten hinter ihnen hatten nichts Abschreckendes, und mehrere Einwohner des Dorfes kamen und erzählten von der seltsamen Nacht, und daß sie über den Hof gegangen seien, wo die Zigeuner gewohnt, die wohl fort gegangen sein müßten, weil die Hütten leer ständen, und im Innern ganz gewöhnlich wie die Wohnungen andrer armen Leute aussähen; einiges vom Hausrath wäre zurück geblieben. Elfriede sagte zu ihrer Mutter heimlich: als ich in der Nacht nicht schlafen konnte, und in der Angst bei dem Getümmel von Herzen betete, da öffnete sich plötzlich meine Thür, und herein trat meine Gespielin, um Abschied von mir zu nehmen. Sie hatte eine Reisetasche um, einen Hut auf ihrem Kopf, und einen großen Wanderstab in der Hand. Sie war sehr böse auf dich, weil sie deinetwegen nun die größten und schmerzhaf-

testen Strafen aushalten müsse, da sie dich doch immer so geliebt habe; denn alle, so wie sie sagte, verließen nur sehr ungern diese Gegend.

Marie verbot ihr, davon zu sprechen, und indem kam auch der Fährmann vom Strome herüber, welcher Wunderdinge erzählte. Mit einbrechender Nacht war ein großer fremder Mann zu ihm gekommen, welcher ihm bis zu Sonnen-Aufgang die Fähre abgemiethet habe, doch mit der Bedingniß, daß er sich still zu Hause halten und schlafen, wenigstens nicht aus der Thür treten solle. Ich fürchtete mich, fuhr der Alte fort, aber der seltsame Handel ließ mich nicht schlafen. Sacht schlich ich mich ans Fenster und schaute nach dem Strome. Große Wolken trieben unruhig durch den Himmel und die fernen Wälder rauschten bange; es war, als wenn meine Hütte bebte und Klagen und Winseln um das Haus schlich. Da sah ich plötzlich ein weißströmendes Licht, das breiter und immer breiter wurde, wie viele tausend niedergefallene Sterne, funkelnd und wogend bewegte es sich von dem finstern Tannengrunde her, zog über das Feld, und verbreitete sich nach dem Flusse hin. Da hörte ich ein Trappeln, ein Klirren, ein Flüstern und Säuseln näher und näher; es ging nach meiner Fähre hin, hinein stiegen alle, große und kleine leuchtende Gestalten, Männer und Frauen, wie es schien, und Kinder, und der große fremde Mann fuhr sie alle hinüber; im Strome schwammen neben dem Fahrzeuge viel tausend helle Gebilde, in der Luft flat-

terten Lichter und weiße Nebel, und alles klagte und jammerte, daß ſie ſo weit, weit reiſen müßten, aus der geliebten angewöhnten Gegend fort. Der Ruderſchlag und das Waſſer rauſchten dazwiſchen, und dann war wieder plötzlich eine Stille. Oft ſtieß die Fähre an, und kam zurück und ward von neuem beladen, auch viele ſchwere Gefäße nahmen ſie mit, die gräßliche kleine Geſellen trugen und rollten; waren es Teufel, waren es Kobolde, ich weiß es nicht. Dann kam im wogenden Glanz ein ſtattlicher Zug. Ein Greis ſchien es, auf einem weißen kleinen Roſſe, um den ſich alles drängte; ich ſah aber nur den Kopf des Pferdes, denn es war über und über mit koſtbaren glänzenden Decken verhangen; auf dem Haupt trug der Alte eine Krone, ſo daß ich dachte, als er hinüber gefahren, die Sonne wolle von dorten aufgehn, und das Morgenroth funkle mir entgegen. So währte es die ganze Nacht; ich ſchlief endlich in dem Gewirre ein, zum Theil in Freude, zum Theil in Schauder. Am Morgen war alles ruhig, aber der Fluß iſt wie weg gelaufen, ſo daß ich Noth haben werde mein Fahrzeug zu regieren.

Noch in demſelben Jahre war ein Mißwachs, die Wälder ſtarben ab, die Quellen vertrockneten, und dieſelbe Gegend, die ſonſt die Freude jedes Durchreiſenden geweſen war, ſtand im Herbſt verödet, nackt und kahl, und zeigte kaum hie und da noch im Meere von Sand ein Plätzchen, wo Gras mit fahlem Grün empor wuchs. Die Obſtbäume gingen alle aus, die Weinberge verdar-

ben, und der Anblick der Landschaft war so traurig, daß der Graf im folgenden Jahre mit seiner Familie das Schloß verließ, welches nachher verfiel und zur Ruine wurde.

Elfriede betrachtete Tag und Nacht mit der größten Sehnsucht ihre Rose und gedachte ihrer Gespielin, und so wie die Blume sich neigte und welkte, so senkte sie auch das Köpfchen, und war schon vor dem Frühlinge verschmachtet. Marie stand oft auf dem Platze vor der Hütte und beweinte das entschwundene Glück. Sie verzehrte sich, wie ihr Kind, und folgte ihm in einigen Jahren. Der alte Martin zog mit seinem Schwiegersohne nach der Gegend, in der er vormals gelebt hatte.

Die Damen waren mit dieser Erzählung zufrieden. Wilibald war noch übrig, um sein Mährchen vorzutragen, und er fing sogleich ohne Einleitung an.

Der Pokal.

Vom großen Dom erſcholl das vormittägige Geläute. Ueber den weiten Platz wandelten in verſchiedenen Richtungen Männer und Weiber, Wagen fuhren vorüber und Prieſter gingen nach ihren Kirchen. Ferdinand ſtand auf der breiten Treppe, den Wandelnden nachſehend und diejenigen betrachtend, welche herauf ſtiegen, um dem Hochamte beizuwohnen. Der Sonnenſchein glänzte auf den weißen Steinen, alles ſuchte den Schatten gegen die Hitze; nur er ſtand ſchon ſeit lange ſinnend an einen Pfeiler gelehnt, in den brennenden Strahlen, ohne ſie zu fühlen, denn er verlor ſich in den Erinnerungen, die in ſeinem Gedächtniſſe aufſtiegen. Er dachte ſeinem Leben nach, und begeiſterte ſich an dem Gefühl, welches ſein Daſein durchdrungen und alle andern Wünſche in ihm ausgelöſcht hatte. In derſelben Stunde ſtand er hier im vorigen Jahre, um Frauen und Mädchen zur Meſſe kommen zu ſehn; mit gleichgültigem Herzen und lächelndem Auge hatte er die mannichfaltigen Geſtalten betrachtet, mancher holde Blick war ihm ſchalkhaft begegnet und manche jungfräuliche Wange war erröthet; ſein ſpähendes Auge ſah den niedlichen Füßchen nach, wie ſie die Stufen herauf ſchritten, und wie ſich das ſchwe-

bende Gewand mehr oder weniger verſchob, um die feinen Knöchel zu enthüllen. Da kam über den Markt eine jugendliche Geſtalt, in Schwarz, ſchlank und edel, die Augen ſittſam vor ſich hingeheftet, unbefangen ſchwebte ſie die Erhöhung hinauf mit lieblicher Anmuth, das ſeidene Gewand legte ſich um den ſchönſten Körper und wiegte ſich wie in Muſik um die bewegten Glieder; jetzt wollte ſie den letzten Schritt thun, und von ohngefähr erhob ſie das Auge und traf mit dem blaueſten Strahle in ſeinen Blick. Er ward wie von einem Blitz durchdrungen. Sie ſtrauchelte, und ſo ſchnell er auch hinzu ſprang, konnte er doch nicht verhindern, daß ſie nicht kurze Zeit in der reizendſten Stellung knieend vor ſeinen Füßen lag. Er hob ſie auf, ſie ſah ihn nicht an, ſondern war ganz Röthe, antwortete auch nicht auf ſeine Frage, ob ſie ſich beſchädiget habe. Er folgte ihr in die Kirche und ſah nur das Bildniß, wie ſie vor ihm gekniet, und der ſchönſte Buſen ihm entgegen gewogt. Am folgenden Tage beſuchte er die Schwelle des Tempels wieder; die Stätte war ihm geweiht. Er hatte abreiſen wollen, ſeine Freunde erwarteten ihn ungeduldig in ſeiner Heimath; aber von nun an war hier ſein Vaterland, ſein Herz war umgewendet. Er ſah ſie öfter, ſie vermied ihn nicht, doch waren es nur einzelne und geſtohlene Augenblicke; denn ihre reiche Familie bewachte ſie genau, noch mehr ein angeſehener eiferſüchtiger Bräutigam. Sie geſtanden ſich ihre Liebe, wußten aber keinen Rath in ihrer Lage; denn er war

fremd und konnte ſeiner Geliebten kein ſo großes Glück anbieten, als ſie zu erwarten berechtiget war. Da fühlte er ſeine Armuth; doch wenn er an ſeine vorige Lebensweiſe dachte, dünkte er ſich überſchwänglich reich, denn ſein Daſein war geheiligt, ſein Herz ſchwebte immerdar in der ſchönſten Rührung; jetzt war ihm die Natur befreundet und ihre Schönheit ſeinen Sinnen offenbar, er fühlte ſich der Andacht und Religion nicht mehr fremd, und betrat dieſelbe Schwelle, das geheimnißvolle Dunkel des Tempels jetzt mit ganz andern Gefühlen, als in jenen Tagen des Leichtſinns. Er zog ſich von ſeinen Bekanntſchaften zurück und lebte nur der Liebe. Wenn er durch ihre Straße ging und ſie nur am Fenſter ſah, war er für dieſen Tag glücklich; er hatte ſie in der Dämmerung des Abends oftmals geſprochen, ihr Garten ſtieß an den eines Freundes, der aber ſein Geheimniß nicht wußte. So war ein Jahr vorüber gegangen.

Alle dieſe Scenen ſeines neuen Lebens zogen wieder durch ſein Gedächtniß. Er erhob ſeinen Blick, da ſchwebte die edle Geſtalt ſchon über den Platz, ſie leuchtete ihm wie eine Sonne aus der verworrenen Menge hervor. Ein lieblicher Geſang ertönte in ſeinem ſehnſüchtigen Herzen, und er trat, wie ſie ſich annäherte, in die Kirche zurück. Er hielt ihr das geweihte Waſſer entgegen, ihre weißen Finger zitterten, als ſie die ſeinigen berührte, ſie neigte ſich holdſelig. Er folgte ihr nach, und kniete in ihrer Nähe. Sein

ganzes Herz zerſchmolz in Wehmuth und Liebe, es dünkte ihm, als wenn aus den Wunden der Sehnſucht ſein Weſen in andächtigen Gebeten dahin blutete; jedes Wort des Prieſters durchſchauerte ihn, jeder Ton der Muſik goß Andacht in ſeinen Buſen; ſeine Lippen bebten, als die Schöne das Crucifix ihres Roſenkranzes an den brünſtigen rothen Mund drückte. Wie hatte er ehemals dieſen Glauben und dieſe Liebe ſo gar nicht begreifen können. Da erhob der Prieſter die Hoſtie und die Glocke ſchallte, ſie neigte ſich demüthiger und bekreuzte ihre Bruſt; und wie ein Blitz ſchlug es durch alle ſeine Kräfte und Gefühle, und das Altarbild dünkte ihm lebendig und die farbige Dämmerung der Fenſter wie ein Licht des Paradieſes; Thränen ſtrömten reichlich aus ſeinen Augen und linderten die verzehrende Inbrunſt ſeines Herzens.

Der Gottesdienſt war geendigt. Er bot ihr wieder den Weihbrunnen, ſie ſprachen einige Worte und ſie entfernte ſich. Er blieb zurück, um keine Aufmerkſamkeit zu erregen; er ſah ihr nach, bis der Saum ihres Kleides um die Ecke verſchwand. Da war ihm wie dem müden verirrten Wanderer, dem im dichten Walde der letzte Schein der untergehenden Sonne erliſcht. Er erwachte aus ſeiner Träumerei, als ihm eine alte dürre Hand auf die Schulter ſchlug, und ihn jemand bei Namen nannte.

Er fuhr zurück, und erkannte ſeinen Freund, den mürriſchen Albert, der von allen Menſchen ſich zurück

zog, und deſſen einſames Haus nur dem jungen Ferdinand geöffnet war. Seid ihr unſrer Abrede noch eingedenk? fragte die heiſere Stimme. O ja, antwortete Ferdinand, und werdet ihr euer Verſprechen heut noch halten? Noch in dieſer Stunde, antwortete jener, wenn ihr mir folgen wollt.

Sie gingen durch die Stadt und in einer abgelegenen Straße in ein großes Gebäude. Heute, ſagte der Alte, müßt ihr euch ſchon mit mir in das Hinterhaus bemühn, in mein einſamſtes Zimmer, damit wir nicht etwa geſtört werden. Sie gingen durch viele Gemächer, dann über einige Treppen; Gänge empfingen ſie, und Ferdinand, der das Haus zu kennen glaubte, mußte ſich über die Menge der Zimmer, ſo wie über die ſeltſame Einrichtung des weitläufigen Gebäudes verwundern, noch mehr aber darüber, daß der Alte, welcher unverheirathet war, der auch keine Familie hatte, es allein mit einem einzigen Bedienten bewohne, und niemals an Fremde von dem überflüſſigen Raume hatte vermiethen wollen. Albert ſchloß endlich auf und ſagte: nun ſind wir zur Stelle. Ein großes hohes Zimmer empfing ſie, das mit rothem Damaſt ausgeſchlagen war, den goldene Leiſten einfaßten, die Seſſel waren von dem nehmlichen Zeuge, und durch rothe ſchwerſeidne Vorhänge, welche nieder gelaſſen waren, ſchimmerte ein purpurnes Licht. Verweilt einen Augenblick, ſagte der Alte, indem er in ein anderes Gemach ging. Ferdinand betrachtete indeß

einige Bücher, in welchen er fremde unverſtändliche Charaktere, Kreiſe und Linien, nebſt vielen wunderlichen Zeichnungen fand, und nach dem wenigen, was er leſen konnte, ſchienen es alchemiſtiſche Schriften; er wußte auch, daß der Alte im Rufe eines Goldmachers ſtand. Eine Laute lag auf dem Tiſche, welche ſeltſam mit Perlmutter und farbigen Hölzern ausgelegt war und in glänzenden Geſtalten Vögel und Blumen darſtellte, der Stern in der Mitte war ein großes Stück Perlmutter, auf das kunſtreichſte in vielen durchbrochenen Zirkelfiguren, faſt wie die Fenſterroſe einer gothiſchen Kirche, ausgearbeitet. Ihr betrachtet da mein Inſtrument, ſagte Albert, welcher zurück kehrte, es iſt ſchon zweihundert Jahr alt, und ich habe es als Andenken meiner Reiſe aus Spanien mitgebracht. Doch laßt das alles, und ſetzt euch jetzt.

Sie ſetzten ſich an den Tiſch, der ebenfalls mit einem rothen Teppiche bedeckt war, und der Alte ſtellte etwas Verhülltes auf die Tafel. Aus Mitleid gegen eure Jugend, fing er an, habe ich euch neulich verſprochen, euch zu wahrſagen, ob ihr glücklich werden könnt oder nicht, und dieſes Verſprechen will ich in gegenwärtiger Stunde löſen, ob ihr gleich die Sache neulich nur für einen Scherz halten wolltet. Ihr dürft euch nicht entſetzen, denn, was ich vorhabe, kann ohne Gefahr geſchehn, und weder furchtbare Citationen ſollen von mir vorgenommen werden, noch ſoll euch eine gräßliche Erſcheinung erſchrecken. Die Sache, die ich verſuchen will, kann in zweien Fällen mißlingen: wenn

ihr nehmlich nicht ſo wahrhaft liebt, als ihr mich habt wollen glauben machen, denn alsdann iſt meine Bemühung umſonſt und es zeigt ſich gar nichts; oder daß ihr das Orakel ſtört und durch eine unnütze Frage oder ein haſtiges Auffahren vernichtet, indem ihr euren Sitz verlaßt und das Bild zertrümmert; ihr müßt mir alſo verſprechen, euch ganz ruhig zu verhalten.

Ferdinand gab das Wort, und der Alte wickelte aus den Tüchern das, was er mitgebracht hatte. Es war ein goldener Pokal von ſehr künſtlicher und ſchöner Arbeit. Um den breiten Fuß lief ein Blumenkranz mit Myrthen und verſchiedenem Laube und Früchten gemiſcht, erhaben ausgeführt mit mattem oder klarem Golde. Ein ähnliches Band, aber reicher, mit kleinen Figuren und fliehenden wilden Thierchen, die ſich vor den Kindern fürchteten oder mit ihnen ſpielten, zog ſich um die Mitte des Bechers. Der Kelch war ſchön gewunden, er bog ſich oben zurück, den Lippen entgegen, und inwendig funkelte das Gold mit rother Glut. Der Alte ſtellte den Becher zwiſchen ſich und den Jüngling, und winkte ihn näher. Fühlt ihr nicht etwas, ſprach er, wenn euer Auge ſich in dieſem Glanz verliert? Ja, ſagte Ferdinand, dieſer Schein ſpiegelt in mein Inneres hinein, ich möchte ſagen, ich fühle ihn wie einen Kuß in meinem ſehnſüchtigen Buſen. So iſt es recht! ſagte der Alte; nun laßt eure Augen nicht mehr herum ſchweifen, ſondern haltet ſie feſt auf den Glanz dieſes Goldes, und denkt ſo lebhaft wie möglich an eure Geliebte.

Beide ſaßen eine Weile ruhig, und ſchauten vertieft den leuchtenden Becher an. Bald aber fuhr der Alte mit ſtummer Geberde, erſt langſam, dann ſchneller, endlich in eilender Bewegung mit ſtreichendem Finger um die Glut des Pokals in ebenmäßigen Kreiſen hin. Dann hielt er wieder inne und legte die Kreiſe von der andern Seite. Als er eine Weile dies Beginnen fortgeſetzt hatte, glaubte Ferdinand Muſik zu hören, aber es klang wie draußen, in einer fernen Gaſſe; doch bald kamen die Töne näher, ſie ſchlugen lauter und lauter an, ſie zitterten beſtimmter durch die Luft, und es blieb ihm endlich kein Zweifel, daß ſie aus dem Innern des Bechers hervor quollen. Immer ſtärker ward die Muſik, und von ſo durchdringender Kraft, daß des Jünglings Herz erzitterte und ihm die Thränen in die Augen ſtiegen. Eifrig fuhr die Hand des Alten in verſchiedenen Richtungen über die Mündung des Bechers, und es ſchien, als wenn Funken aus ſeinen Fingern fuhren und zuckend gegen das Gold leuchtend und klingend zerſprangen. Bald mehrten ſich die glänzenden Punkte und folgten, wie auf einen Faden gereiht, der Bewegung ſeines Fingers hin und wieder; ſie glänzten von verſchiedenen Farben, und drängten ſich allgemach dichter und dichter an einander, bis ſie in Linien zuſammen ſchoſſen. Nun ſchien es, als wenn der Alte in der rothen Dämmerung ein wunderſames Netz über das leuchtende Gold legte, denn er zog nach Willkühr die Strahlen hin

und wieder, und verwebte mit ihnen die Oeffnung des Pokales; sie gehorchten ihm und blieben, einer Bedeckung ähnlich, liegen, indem sie hin und wieder webten und in sich selber schwankten. Als sie so gefesselt waren, beschrieb er wieder die Kreise um den Rand, die Musik sank wieder zurück und wurde leiser und leiser, bis sie nicht mehr zu vernehmen war, das leuchtende Netz zitterte wie beängstiget. Es brach im zunehmenden Schwanken, und die Strahlen regneten tropfend in den Kelch, doch aus den niedertropfenden erhob sich wie eine röthliche Wolke, die sich in sich selbst in vielfachen Kreisen bewegte, und wie Schaum über der Mündung schwebte. Ein hellerer Punkt schwang sich mit der größten Schnelligkeit durch die wolkigen Kreise. Da stand das Gebild, und wie ein Auge schaute es plötzlich aus dem Duft, wie goldene Locken floß und ringelte es oben, und alsbald ging ein sanftes Erröthen in dem wankenden Schatten auf und ab, und Ferdinand erkannte das lächelnde Angesicht seiner Geliebten, die blauen Augen, die zarten Wangen, den lieblich rothen Mund. Das Haupt schwankte hin und her, hob sich deutlicher und sichtbarer auf dem schlanken weißen Halse hervor und neigte sich zu dem entzückten Jünglinge hin. Der Alte beschrieb immer noch die Kreise um den Becher, und heraus traten die glänzenden Schultern, und so wie sich die liebliche Bildung aus dem goldenen Bett mehr hervor drängte und holdselig hin und wieder wiegte, so erschienen nun

die beiden zarten, gewölbten und getrennten Brüste, auf deren Spitze die feinste Rosenknospe mit süß verhüllter Röthe schimmerte. Ferdinand glaubte den Athem zu fühlen, indem das geliebte Bild wogend zu ihm neigte, und ihn fast mit den brennenden Lippen berührte; er konnte sich im Taumel nicht mehr bewältigen, sondern drängte sich mit einem Kusse an den Mund, und wähnte, die schönen Arme zu fassen, um die nackte Gestalt ganz aus dem goldenen Gefängniß zu heben. Alsbald durchfuhr ein starkes Zittern das liebliche Bild, wie in tausend Linien brach das Haupt und der Leib zusammen, und eine Rose lag am Fuße des Pokales, aus deren Röthe noch das süße Lächeln schien. Sehnsüchtig ergriff sie Ferdinand, drückte sie an seinen Mund, und an seinem brennenden Verlangen verwelkte sie, und war in Luft zerflossen.

Du hast schlecht dein Wort gehalten, sagte der Alte verdrüßlich, du kannst dir nur selber die Schuld beimessen. Er verhüllte seinen Pokal wieder, zog die Vorhänge auf und eröffnete ein Fenster; das helle Tageslicht brach herein, und Ferdinand verließ wehmüthig und mit vielen Entschuldigungen den murrenden Alten.

Er eilte bewegt durch die Straßen der Stadt. Vor dem Thore setzte er sich unter den Bäumen nieder. Sie hatte ihm am Morgen gesagt, daß sie mit einigen Verwandten Abends über Land fahren müsse. Bald

ſaß, bald wanderte er liebetrunken im Walde; immer ſah er das holdſelige Bild, wie es mehr und mehr aus dem glühenden Golde quoll; jetzt erwartete er, ſie heraus ſchreiten zu ſehn im Glanze ihrer Schönheit, und dann zerbrach die ſchönſte Form vor ſeinen Augen, und er zürnte mit ſich, daß er durch ſeine raſtloſe Liebe und die Verwirrung ſeiner Sinne das Bildniß und vielleicht ſein Glück zerſtört habe.

Als nach der Mittagsſtunde der Spaziergang ſich allgemach mit Menſchen füllte, zog er ſich tiefer in das Gebüſch zurück; ſpähend behielt er aber die ferne Landſtraße im Auge, und jeder Wagen, der durch das Thor kam, wurde aufmerkſam von ihm geprüft.

Es näherte ſich dem Abende. Rothe Schimmer warf die untergehende Sonne, da flog aus dem Thor der reiche vergoldete Wagen, der feurig im Abendglanze leuchtete. Er eilte hinzu. Ihr Auge hatte das ſeinige ſchon geſucht. Freundlich und lächelnd lehnte ſie den glänzenden Buſen aus dem Schlage, er fing ihren liebevollen Gruß und Wink auf; jetzt ſtand er neben dem Wagen, ihr voller Blick fiel auf ihn, und indem ſie ſich weiter fahrend wieder zurück zog, flog die Roſe, welche ihren Buſen zierte, heraus, und lag zu ſeinen Füßen. Er hob ſie auf und küßte ſie, und ihm war, als weiſſage ſie ihm, daß er ſeine Geliebte nicht wieder ſehn würde, daß nun ſein Glück auf immer zerbrochen ſei.

Auf und ab lief man die Treppen, das ganze Haus war in Bewegung, alles machte Geschrei und Lärmen zum morgenden großen Feste. Die Mutter war am thätigsten so wie am freudigsten; die Braut ließ alles geschehn, und zog sich, ihrem Schicksal nachsinnend, in ihr Zimmer zurück. Man erwartete noch den Sohn, den Hauptmann mit seiner Frau und zwei ältere Töchter mit ihren Männern; Leopold, ein jüngerer Sohn, war muthwillig beschäftigt, die Unordnung zu vermehren, den Lärmen zu vergrößern, und alles zu verwirren, indem er alles zu betreiben schien. Agathe, seine noch unverheirathete Schwester, wollte ihn zur Vernunft bringen und dahin bewegen, daß er sich um nichts kümmere, und nur die andern in Ruhe lasse; aber die Mutter sagte: störe ihn nicht in seiner Thorheit, denn heute kommt es auf etwas mehr oder weniger nicht an; nur darum bitte ich euch alle, da ich schon auf so viel zu denken habe, daß ihr mich nicht mit irgend etwas behelligt, was ich nicht höchst nöthig erfahren muß; ob sie Porzellan zerbrechen, ob einige silberne Löffel fehlen, ob das Gesinde der Fremden Scheiben entzwei schlägt, mit solchen Possen ärgert mich nicht, daß ihr sie mir wieder erzählt. Sind diese Tage der Unruhe vorüber, dann wollen wir Rechnung halten.

Recht so, Mutter! sagte Leopold, das sind Gesinnungen eines Regenten würdig! Wenn auch einige Mägde den Hals brechen, der Koch sich betrinkt und den Schornstein anzündet, der Kellermeister vor Freude den

Malvasier auslaufen oder aussaufen läßt, Sie sollen von dergleichen Kindereien nichts erfahren. Es müßte denn sein, daß ein Erdbeben das Haus umwürfe; Liebste, das ließe sich unmöglich verhehlen.

Wann wird er doch einmal klüger werden! sagte die Mutter; was werden nur deine Geschwister denken, wenn sie dich eben so unklug wieder finden, als sie dich vor zwei Jahren verlassen haben.

Sie müssen meinem Charakter Gerechtigkeit widerfahren lassen, antwortete der lebhafte Jüngling, daß ich nicht so wandelbar bin wie sie oder ihre Männer, die sich in wenigen Jahren so sehr, und zwar nicht zu ihrem Vortheile verändert haben.

Jetzt trat der Bräutigam zu ihnen, und fragte nach der Braut. Die Kammerjungfer ward geschickt, sie zu rufen. Hat Leopold Ihnen, liebe Mutter, meine Bitte vorgetragen? fragte der Verlobte.

Daß ich nicht wüßte, sagte diese; in der Unordnung hier im Hause kann man keinen vernünftigen Gedanken fassen.

Die Braut trat herzu, und die jungen Leute begrüßten sich mit Freuden. Die Bitte, deren ich erwähnte, fuhr dann der Bräutigam fort, ist, daß Sie es nicht übel deuten mögen, wenn ich Ihnen noch einen Gast in Ihr Haus führe, das für diese Tage nur schon zu sehr besetzt ist.

Sie wissen es selbst, sagte die Mutter, daß, so

geräumig es auch ist, sich schwerlich noch Zimmer einrichten lassen.

Doch, rief Leopold, ich habe schon zum Theil dafür gesorgt, ich habe die große Stube im Hinterhause aufräumen lassen.

Ei, die ist nicht anständig genug, sagte die Mutter, seit Jahren ist sie ja fast nur zur Polterkammer gebraucht.

Prächtig ist sie hergestellt, sagte Leopold, und der Freund, für den sie bestimmt ist, sieht auch auf dergleichen nicht, dem ist es nur um unsre Liebe zu thun; auch hat er keine Frau und befindet sich gern in der Einsamkeit, so daß sie ihm gerade recht sein wird. Wir haben Mühe genug gehabt, ihm zuzureden und ihn wieder unter Menschen zu bringen.

Doch wohl nicht euer trauriger Goldmacher und Geisterbanner? fragte Agathe.

Kein andrer als der, erwiederte der Bräutigam, wenn Sie ihn einmal so nennen wollen.

Dann erlauben Sie es nur nicht, liebe Mutter, fuhr die Schwester fort; was soll ein solcher Mann in unserm Hause? Ich habe ihn einigemal mit Leopold über die Straße gehen sehn, und mir ist vor seinem Gesicht bange geworden; auch besucht der alte Sünder fast niemals die Kirche, er liebt weder Gott noch Menschen, und es bringt keinen Segen, dergleichen Ungläubige bei so feierlicher Gelegenheit unter das Dach einzuführen. Wer weiß, was daraus entstehn kann!

Wie du nun sprichst! sagte Leopold erzürnt, weil du ihn nicht kennst, so verurtheilst du ihn, und weil dir seine Nase nicht gefällt, und er auch nicht mehr jung und reizend ist, so muß er, deinem Sinne nach, ein Geisterbanner und verruchter Mensch sein.

Gewähren Sie, theure Mutter, sagte der Bräutigam, unserm alten Freunde ein Plätzchen in ihrem Hause, und lassen Sie ihn an unserer allgemeinen Freude Theil nehmen. Er scheint, liebe Schwester Agathe, viel Unglück erlebt zu haben, welches ihn mißtrauisch und menschenfeindlich gemacht hat, er vermeidet alle Gesellschaft, und macht nur eine Ausnahme mit mir und Leopold; ich habe ihm viel zu danken, er hat zuerst meinem Geiste eine bessere Richtung gegeben, ja ich kann sagen, er allein hat mich vielleicht der Liebe meiner Julie würdig gemacht.

Mir borgt er alle Bücher, fuhr Leopold fort, und, was mehr sagen will, alte Manuskripte, und, was noch mehr sagen will, Geld, auf mein bloßes Wort; er hat die christlichste Gesinnung, Schwesterchen, und wer weiß, wenn du ihn näher kennen lernst, ob du nicht deine Sprödigkeit fahren lässest, und dich in ihn verliebst, so häßlich er dir auch jetzt vorkommt.

Nun so bringen Sie ihn uns, sagte die Mutter, ich habe schon sonst so viel aus Leopolds Munde von ihm hören müssen, daß ich neugierig bin, seine Bekanntschaft zu machen. Nur müssen Sie es verant-

worten, daß wir ihm keine beſſere Wohnung geben können.

Indem kamen Reiſende an. Es waren die Mitglieder der Familie; die verheiratheten Töchter, ſo wie der Offizier, brachten ihre Kinder mit. Die gute Alte freute ſich, ihre Enkel zu ſehn; alles war Bewillkommnung und frohes Geſpräch, und als der Bräutigam und Leopold auch ihre Grüße empfangen und abgelegt hatten, entfernten ſie ſich, um ihren alten mürriſchen Freund aufzuſuchen.

Dieſer wohnte die meiſte Zeit des Jahres auf dem Lande, eine Meile von der Stadt, aber eine kleine Wohnung behielt er ſich auch in einem Garten vor dem Thore. Hier hatten ihn zufälligerweiſe die beiden jungen Leute kennen gelernt. Sie trafen ihn jetzt auf einem Kaffeehauſe, wohin ſie ſich beſtellt hatten. Da es ſchon Abend geworden war, begaben ſie ſich nach einigen Geſprächen in das Haus zurück.

Die Mutter nahm den Fremden ſehr freundſchaftlich auf; die Töchter hielten ſich etwas entfernt, beſonders war Agathe ſchüchtern und vermied ſeine Blicke ſorgfältig. Nach den erſten allgemeinen Geſprächen war das Auge des Alten aber unverwandt auf die Braut gerichtet, welche ſpäter zur Geſellſchaft getreten war; er ſchien entzückt und man bemerkte, daß er eine Thräne heimlich abzutrocknen ſuchte. Der Bräutigam freute ſich an ſeiner Freude, und als ſie nach einiger Zeit abſeits am Fenſter ſtanden, nahm er die Hand des

Al ſo fragte ihn: Was ſagen Sie von meiner geliebten Julie? Iſt ſie nicht ein Engel? — O mein Freund, erwiederte der Alte gerührt, eine ſolche Schönheit und Anmuth habe ich noch niemals geſehn; oder ich ſollte vielmehr ſagen, (denn dieſer Ausdruck iſt unrichtig) ſie iſt ſo ſchön, ſo bezaubernd, ſo himmliſch, daß mir iſt, als hätte ich ſie längſt gekannt, als wäre ſie, ſo fremd ſie mir iſt, das vertrauteſte Bild meiner Imagination, das meinem Herzen ſtets einheimiſch geweſen.

Ich verſtehe Sie, ſagte der Jüngling; ja das wahrhaft Schöne, Große und Erhabene, ſo wie es uns in Erſtaunen und Verwunderung ſetzt, überraſcht uns doch nicht als etwas Fremdes, Unerhörtes und Niegeſehenes, ſondern unſer eigenſtes Weſen wird uns in ſolchen Augenblicken klar, unſere tiefſten Erinnerungen werden erweckt, und unſre nächſten Empfindungen lebendig gemacht.

Beim Abendeſſen nahm der Fremde an den Geſprächen nur wenigen Antheil; ſein Blick war unverwandt auf die Braut geheftet, ſo daß dieſe endlich verlegen und ängſtlich wurde. Der Offizier erzählte von einem Feldzuge, dem er beigewohnt hatte, der reiche Kaufmann ſprach von ſeinen Geſchäften und der ſchlechten Zeit, und der Gutsbeſitzer von den Verbeſſerungen, welche er in ſeiner Landwirthſchaft angefangen hatte.

Nach Tiſche empfahl ſich der Bräutigam, um zum

letztenmal in seine einsame Wohnung zurück zu kehren; denn künftig sollte er mit seiner jungen Frau im Hause der Mutter wohnen, ihre Zimmer waren schon eingerichtet. Die Gesellschaft zerstreute sich, und Leopold führte den Fremden nach seinem Gemach. Ihr entschuldigt es wohl, fing er auf dem Gange an, daß ihr etwas entfernt hausen müßt, und nicht so bequem, als die Mutter wünscht; aber ihr seht selbst, wie zahlreich unsre Familie ist, und morgen kommen noch andre Verwandte. Wenigstens werdet ihr uns nicht entlaufen können, denn ihr findet euch gewiß nicht aus dem weitläufigen Gebäude heraus.

Sie gingen noch durch einige Gänge; endlich entfernte sich Leopold und wünschte gute Nacht. Der Bediente stellte zwei Wachskerzen hin, fragte, ob er den Fremden entkleiden solle, und da dieser jede Bedienung verbat, zog sich jener zurück, und er befand sich allein. Wie muß es mir denn begegnen, sagte er, indem er auf und nieder ging, daß jenes Bildniß so lebhaft heut aus meinem Herzen quillt? Ich vergaß die ganze Vergangenheit und glaubte sie selbst zu sehn. Ich war wieder jung und ihr Ton erklang wie damals; mir dünkte, ich sei aus einem schweren Traum erwacht; aber nein, jetzt bin ich erwacht, und die holde Täuschung war nur ein süßer Traum.

Er war zu unruhig, um zu schlafen, er betrachtete einige Zeichnungen an den Wänden und dann das Zimmer. Heute ist mir alles so bekannt, rief er aus,

könnt' ich mich doch fast so täuschen, daß ich mir einbildete, dieses Haus und dieses Gemach seien mir nicht fremd. Er suchte seine Erinnerungen anzuknüpfen, und hob einige große Bücher auf, welche in der Ecke standen. Als er sie durchblättert hatte, schüttelte er mit dem Kopfe. Ein Lautenfutteral lehnte an der Mauer; er eröffnete es und nahm ein altes seltsames Instrument heraus, das beschädigt war und dem die Saiten fehlten. Nein, ich irre mich nicht, rief er bestürzt: diese Laute ist zu kenntlich, es ist die Spanische meines längst verstorbenen Freundes Albert; dort stehn seine magischen Bücher, dies ist das Zimmer, in welchem er mir jenes holdselige Orakel erwecken wollte; verblichen ist die Röthe des Teppichs, die goldene Einfassung ermattet, aber wundersam lebhaft ist alles, alles aus jenen Stunden in meinem Gemüth; darum schauerte mir, als ich hieher ging, auf jenen langen verwickelten Gängen, welche mich Leopold führte; o Himmel, hier auf diesem Tische stieg das Bildniß quellend hervor, und wuchs auf wie von der Röthe des Goldes getränkt und erfrischt; dasselbe Bild lachte hier mich an, welches mich heut Abend dorten im Saale fast wahnsinnig gemacht hat, in jenem Saale, in welchem ich so oft mit Albert in vertrauten Gesprächen auf und nieder wandelte.

Er entkleidete sich, schlief aber nur wenig. Am Morgen stand er früh wieder auf, und betrachtete das Zimmer von neuem; er eröffnete das Fenster, und sah

dieſelben Gärten und Gebäude vor ſich, wie damals, nur waren indeß viele neue Häuſer hinzu gebaut worden. Vierzig Jahre ſind ſeitdem verſchwunden, ſeufzte er, und jeder Tag von damals enthielt längeres Leben als der ganze übrige Zeitraum.

Er ward wieder zur Geſellſchaft gerufen. Der Morgen verging unter mannichfaltigen Geſprächen, endlich trat die Braut in ihrem Schmucke herein. So wie der Alte ihrer anſichtig ward, gerieth er wie außer ſich, ſo daß keinem in der Geſellſchaft ſeine Bewegung entging. Man begab ſich zur Kirche und die Trauung ward vollzogen. Als ſich alle wieder im Hauſe befanden, fragte Leopold ſeine Mutter: nun, wie gefällt Ihnen unſer Freund, der gute mürriſche Alte?

Ich habe ihn mir, antwortete dieſe, nach euren Beſchreibungen viel abſchreckender gedacht, er iſt ja mild und theilnehmend, man könnte ein rechtes Zutrauen zu ihm gewinnen.

Zutrauen? rief Agathe aus, zu dieſen fürchterlich brennenden Augen, dieſen tauſendfachen Runzeln, dem blaſſen eingekniffenen Mund, und dieſem ſeltſamen Lachen, das ſo höhniſch klingt und ausſieht? Nein, Gott bewahr mich vor ſolchem Freunde! Wenn böſe Geiſter ſich in Menſchen verkleiden wollen, müſſen ſie eine ſolche Geſtalt annehmen.

Wahrſcheinlich doch eine jüngere und reizendere, antwortete die Mutter; aber ich kenne auch dieſen guten Alten in deiner Beſchreibung nicht wieder. Man ſieht,

daß er von heftigem Temperament ist, und sich gewöhnt hat alle seine Empfindungen in sich zu verschließen; er mag, wie Leopold sagt, viel Unglück erlebt haben, daher ist er mißtrauisch geworden, und hat jene einfache Offenheit verloren, die hauptsächlich nur den Glücklichen eigen ist.

Ihr Gespräch wurde unterbrochen, weil die übrige Gesellschaft hinzu trat. Man ging zur Tafel, und der Fremde saß neben Agathe und dem reichen Kaufmanne. Als man anfing die Gesundheiten zu trinken, rief Leopold: haltet noch inne, meine werthen Freunde, dazu müssen wir unsern Festpokal hier haben, der dann rundum gehn soll! Er wollte aufstehen, aber die Mutter winkte ihm, sitzen zu bleiben; du findest ihn doch nicht, sagte sie, denn ich habe alles Silberzeug anders gepackt. Sie ging schnell hinaus, um ihn selber zu suchen. Was unsre Alte heut geschäftig und munter ist, sagte der Kaufmann, so dick und breit sie ist, so behende kann sie sich doch noch bewegen, obgleich sie schon sechzig zählt; ihr Gesicht sieht immer heiter und freudig aus, und heut ist sie besonders glücklich, weil sie sich in der Schönheit ihrer Tochter wieder verjüngt. Der Fremde gab ihm Beifall, und die Mutter kam mit dem Pokal zurück. Man schenkte ihn voll Weins, und oben vom Tisch fing er an herum zu gehn, indem jeder die Gesundheit dessen ausbrachte, was ihm das liebste und erwünschteste war. Die Braut trank das Wohlsein ihres Gatten, dieser die Liebe seiner schönen Julie, und

ſo that jeder nach der Reihe. Die Mutter zögerte, als der Becher zu ihr kam. Nur dreiſt! ſagte der Offizier etwas rauh und voreilig, wir wiſſen ja doch, daß Sie alle Männer für ungetreu und keinen einzigen der Liebe einer Frau würdig halten; was iſt Ihnen alſo das Liebſte? Die Mutter ſah ihn an, indem ſich über die Milde ihres Antlitzes plötzlich ein zürnender Ernſt verbreitete. Da mein Sohn, ſagte ſie, mich ſo genau kennt, und ſo ſtrenge meine Gemüthsart tadelt, ſo ſei es mir auch erlaubt, nicht auszuſprechen, was ich jetzt eben dachte, und ſuche er nur dasjenige, was er als meine Ueberzeugung kennen will, durch ſeine ungefälſchte Liebe unwahr zu machen. Sie gab den Becher, ohne zu trinken, weiter, und die Geſellſchaft war auf einige Zeit verſtimmt.

Man erzählt ſich, ſagte der Kaufmann leiſe, indem er ſich zum Fremden neigte, daß ſie ihren Mann nicht geliebt habe, ſondern einen andern, der ihr aber ungetreu geworden iſt; damals ſoll ſie das ſchönſte Mädchen in der Stadt geweſen ſein.

Als der Becher zu Ferdinand kam, betrachtete ihn dieſer mit Erſtaunen, denn es war derſelbe, aus welchem ihm Albert ehemals das ſchöne Bildniß hervor gerufen hatte. Er ſchaute in das Gold hinein und in die Welle des Weines, ſeine Hand zitterte; es würde ihn nicht verwundert haben, wenn aus dem leuchtenden Zaubergefäße jetzt wieder jene Geſtalt hervor geblüht wäre und mit ihr ſeine entſchwundene Jugend.

Nein, sagte er nach einiger Zeit halblaut, es ist Wein, was hier glüht! Was soll es anders sein? sagte der Kaufmann lachend, trinken Sie getrost! Ein Zucken des Schrecks durchfuhr den Alten, er sprach den Namen Franziska heftig aus, und setzte den Pokal an die brünstigen Lippen. Die Mutter warf einen fragenden und verwundernden Blick hinüber. Woher dieser schöne Becher? sagte Ferdinand, der sich seiner Zerstreuung schämte. Vor vielen Jahren schon, antwortete Leopold, noch ehe ich geboren war, hat ihn mein Vater zugleich mit diesem Hause und allen Mobilien von einem alten einsamen Hagestolz gekauft, einem stillen Menschen, den die Nachbarschaft umher für einen Zauberer hielt. Ferdinand mochte nicht sagen, daß er jenen gekannt hatte, denn sein Dasein war ihm zu sehr zum seltsamen Traum verwirrt, um auch nur aus der Ferne die übrigen in sein Gemüth schauen zu lassen.

Nach aufgehobener Tafel war er mit der Mutter allein, weil die jungen Leute sich zurück gezogen hatten, um Anstalten zum Balle zu treffen. Setzen Sie sich neben mich, sagte die Mutter, wir wollen ausruhen, denn wir sind über die Jahre des Tanzes hinweg, und wenn es nicht unbescheiden ist zu fragen, so sagen Sie mir doch, ob Sie unsern Pokal schon sonst wo gesehn haben, oder was es war, was Sie so innerlichst bewegte.

O gnädige Frau, sagte der Alte, verzeihen Sie meiner thörichten Heftigkeit und Rührung; aber seit ich in

Ihrem Hauſe bin, iſt es, als gehöre ich mir nicht mehr an, denn in jedem Augenblicke vergeſſe ich es, daß mein Haar grau iſt, daß meine Geliebten geſtorben ſind. Ihre ſchöne Tochter, die heute den froheſten Tag ihres Lebens feiert, iſt einem Mädchen, das ich in meiner Jugend kannte und anbetete, ſo ähnlich, daß ich es für ein Wunder halten muß; nicht ähnlich, nein, der Ausdruck ſagt zu wenig, ſie iſt es ſelbſt! Auch hier im Hauſe bin ich viel geweſen, und einmal mit dieſem Pokal auf die ſeltſamſte Weiſe bekannt geworden. Er erzählte ihr hierauf ſein Abentheuer. An dem Abend dieſes Tages, ſo beſchloß er, ſah ich draußen im Park meine Geliebte zum letztenmal, indem ſie über Land fuhr. Eine Roſe entfiel ihr, dieſe habe ich aufbewahrt; ſie ſelbſt ging mir verloren, denn ſie ward mir ungetreu und bald darauf vermählt.

Gott im Himmel! rief die Alte und ſprang heftig bewegt auf, du biſt doch nicht Ferdinand?

So iſt mein Name, ſagte jener.

Ich bin Franziska, antwortete die Mutter.

Sie wollten ſich umarmen, und fuhren ſchnell zurück. Beide betrachteten ſich mit prüfenden Blicken, beide ſuchten aus dem Ruin der Zeit jene Lineamente wieder zu entwickeln, die ſie ehemals an einander gekannt und geliebt hatten, und wie in dunkeln Gewitternächten unter dem Fluge ſchwarzer Wolken einzeln in flüchtigen Momenten die Sterne räthſelhaft ſchimmern, um ſchnell wieder zu erlöſchen, ſo ſchien ihnen aus den

Augen, von Stirn und Mund jezuweilen der wohlbekannte Zug vorüberblitzend, und es war, als wenn ihre Jugend in der Ferne lächelnd weinte. Er bog sich nieder und küßte ihre Hand, indem zwei große Thränen herabstürzten, dann umarmten sie sich herzlich.

Ist deine Frau gestorben? fragte die Mutter.

Ich war nie verheirathet, schluchzte Ferdinand.

Himmel! sagte die Alte, die Hände ringend, so bin ich die Ungetreue gewesen! Doch nein, nicht ungetreu. Als ich vom Lande zurück kam, wo ich zwei Monden gewesen war, hörte ich von allen Menschen, auch von deinen Freunden, nicht blos den meinigen, du seist längst abgereist und in deinem Vaterlande verheirathet, man zeigte mir die glaubwürdigsten Briefe, man drang heftig in mich, man benutzte meine Trostlosigkeit, meinen Zorn, und so geschah es, daß ich meine Hand dem verdienstvollen Manne gab; mein Herz, meine Gedanken blieben dir immer gewidmet.

Ich habe mich nicht von hier entfernt, sagte Ferdinand, aber nach einiger Zeit vernahm ich deine Vermählung. Man wollte uns trennen, und es ist ihnen gelungen. Du bist glückliche Mutter, ich lebe in der Vergangenheit, und alle deine Kinder will ich wie die meinigen lieben. Aber wie wunderbar, daß wir uns seitdem nie wieder gesehen haben.

Ich ging wenig aus, sagte die Mutter, und mein Mann, der bald darauf einer Erbschaft wegen einen andern Namen annahm, hat dir auch jeden Verdacht

dadurch entfernt, daß wir in derſelben Stadt wohnen könnten.

Ich vermied die Menſchen, ſagte Ferdinand, und lebte nur der Einſamkeit; Leopold iſt beinah der einzige, der mich wieder anzog und unter Menſchen führte. O geliebte Freundin, es iſt wie eine ſchauerliche Geiſtergeſchichte, wie wir uns verloren und wieder gefunden haben.

Die jungen Leute fanden die Alten in Thränen aufgelöſt und in tiefſter Bewegung. Keines ſagte, was vorgefallen war, das Geheimniß ſchien ihnen zu heilig. Aber ſeitdem war der Greis der Freund des Hauſes, und der Tod nur ſchied die beiden Weſen, die ſich ſo ſonderbar wieder gefunden hatten, um ſie kurze Zeit nachher wieder zu vereinigen.

Es war über dem Vorleſen dieſer Mährchen viele Zeit verfloſſen, und man ſetzte ſich ſehr ſpät zu Tiſche. Der Abend war wieder ſo warm, daß man die Flügel des Saales eröffnen konnte, um die anmuthige Luft zu genießen. Man ſprach noch vielerlei über die vorgetragenen Erzählungen, und es ſchien, daß die übrigen Frauen der Meinung Claras beitraten, welche die Geſchichte vom blonden Eckbert allen übrigen vorzog. Emilie wollte im getreuen Eckart eine Disharmonie bemerken, Roſalie nahm die Magelone in Schutz und

Wilibalds Erzählung, Auguſte lobte die Elfen; nur in Anſehung des Runenberges und Liebeszaubers blieben alle bei ihrer vorgefaßten Meinung; und verwarfen ſie gänzlich. Mein theurer Freund, ſagte Manfred, zu Lothar gewandt, tröſten wir uns darüber, daß die gegenwärtige Zeit uns nicht verſteht, ich appellire an eine beſſere Nachwelt, die mich dankbar anerkennen wird.

Wo iſt die? fragte Lothar lachend.

Dorten ſchläft ſie ſchon, ſagte Manfred, nach der Kinderſtube hinauf deutend; meine beiden Jungen meine ich; ſo wie ſie nur ein weniges bei Kräften ſind, leſe ich ihnen meine Werke vor, und belohne ihren Beifall mit Zuckerwerk, und ich will ſehn, ob ſie mich nicht auf lange für den erſten aller Dichter halten ſollen.

Wir ſind aber unſerm Freunde Lothar eine Vergütigung ſchuldig, ſagte Clara, und da er heute als Autor ſo wenig Glück gemacht hat, ſo verſuche er es einmal mit der Königswürde, er übernehme die nächſte Abtheilung und beſtimme ſie nach ſeiner Willkühr.

Lothar verneigte ſich, und nahm aus dem Blumenkorbe eine Lilie, um ſie als Scepter zu gebrauchen. So befehle ich denn, ſprach er, daß wir dieſe Mährchenwelt noch nicht verlaſſen, nur wollen wir den Dichtern die Mühe der Erfindung ſchenken; mögen ſie allgemein bekannte Geſchichten nehmen, wo möglich ganz kindiſche und alberne, und damit den Verſuch machen, dieſen durch ihre Darſtellung ein neues Intereſſe

zu geben; jedes dieſer Mährchen ſoll aber ein Drama ſein.

Wilibald huſtete und Auguſte ſagte: nur bitten wir Mädchen, daß es auch hie und da etwas luſtig darin zugehn möge, und nicht allzu poetiſch.

Mir erlaube man auch eine Bitte, fügte Emilie hinzu, und zwar diejenige, daß wir mit der Zeit etwas ökonomiſcher umgehn und berechnen mögen, was ſich vortragen und von den Zuhörern erdulden läßt, denn heute haben wir uns offenbar überſättigt, und der Genuß iſt faſt zur Pein geworden; Sie müſſen bedenken, daß wir Frauen nicht ſo an das Verſchlingen der Bücher gewöhnt ſind, wie die Männer.

Auch dieſes iſt gewährt, ſagte Lothar, ich werde mit meinen Räthen eine billige und zweckmäßige Einrichtung treffen, beſonders bei dieſen Dramen, von denen einige länger ausfallen dürften, als die meiſten der heutigen Erzählungen.

Gute Nacht, ſagte Manfred, ich bin ſo müde, und durch Beifall ſo wenig aufgemuntert, daß ich am beſten thun werde, mich in die Dunkelheit meines Bettes zurück zu ziehn.

Als er ſich entfernt hatte, ſprach man noch über die ſeltſame Erſcheinung, daß im Schrecklichen eine gewiſſe Lieblichkeit wohnen könne, die dem Reiz des Grauenhaften eine Art von Rührung und Wehmuth beigeſelle. Die letzte der heutigen Erzählungen, ſagte Emilie, hat zwar nichts Furchtbares, kommt man aber darin über-

ein, wie doch die meiſten Menſchen zu glauben ſcheinen, daß die Liebe die Blüte des Lebens ſei, ſo iſt ſie vielleicht die traurigſte und rührendſte von allen, weil die erzählte Begebenheit faſt durchaus möglich iſt und ſich an das Alltägliche knüpft.

Anton bemerkte, daß die ſtille Lieblichkeit an ſich leicht ermüde und einſchläfre, wie die meiſten neueren Idyllen, und daß man ihnen wohl einen Zuſatz wünſchen müſſe, entweder von Schreck, oder Bosheit, oder irgend einem andern Ingredienz, um durch dieſe Würze den Geſchmack des Lieblichen ſelber hervor zu heben, wie durch den Firniß die Farben der Gemälde.

Darum, ſagte Lothar, hat man in Frankreich mit Recht etwas Wolf in manche Schäfereien hinein gewünſcht. Die reine Unſchuld, als ſolche, verträgt keine Darſtellung, denn ſie liegt außer der Natur, oder falls ſie natürlich iſt, iſt ſie höchſt unpoetiſch; ich meine nämlich jene hohe, ſentimentale, die uns die Dichter ſo oft haben malen wollen. Ich ſah einmal eine franzöſiſche Operette, zwar nur von einem, aber deſto längeren Akte, in welcher ein junger Menſch von Anfang bis zu Ende nichts weiter in der Welt wollte, als ſeinen Papa lieben, den er bekränzte, als er ſchlief, und ihm Früchte vorſetzte, als er erwachte, worauf beide ſich umarmten und gerührt waren. Ich will nicht ſagen, daß dergleichen nicht löblich ſein könnte; aber was in aller Welt ging es denn die Zuſchauer an, die unten ſtanden, und höchſt überflüßige Zeugen dieſer Zärtlichkeit waren?

Die Idyllen der Neueren, sagte Ernst, sind früh sentimental geworden, oder allegorisch, in der letzten Zeit bei Franzosen und Deutschen meist fade und süßlich. Zwei Gedichte eines Deutschen aber sind mir bekannt, die ich vielen der schönsten Poesien an die Seite setzen möchte, den Satyr Mopsus nämlich und Bacchidon und Milon vom Maler Müller; die frische sinnliche Natur, der lyrische Schwung der Gesänge, die schön gewählten und kräftig ausgeführten Bilder haben mich jedesmal bis zur Entzückung hingerissen. Treflich, wenn gleich nicht von dieser Vollendung, ist seine Schaafschur, reicher als dieses Gemälde aus unserer Zeit, sein Nußkernen. In dem Gedicht „Adams erstes Erwachen" befindet er sich freilich auch zuweilen in jener Leere, die sich nicht poetisch bevölkern läßt, aber einzelne Stellen sind von großer Schönheit, und in der Darstellung der Thiere scheint er mir einzig; ich weiß wenigstens keinen Dichter, der sie uns mit dieser geistigen Lebendigkeit vor die Augen führte. Wie Schade, daß dieses wahre Genie, welches sich so glänzend ankündigte, nicht nachher das Studium der Poesie fortgesetzt hat! Sein Geist scheint mir mit dem des Julio Romano innig verwandt; dieselbe Fülle und Lieblichkeit, das Scharfe und Bizarre der Gedanken, und dieselbe Sucht zur Uebertreibung.

Nach einigen Wendungen des Gespräches kam man auf die Seltsamkeit der Träume, und wie wunderbar sich das Ahndungsvermögen des Menschen oftmals in

ihnen offenbare, und nachdem einige Beiſpiele erzählt waren, ſagte Anton: mir iſt eine Geſchichte dieſer Art bekannt, die mir glaubwürdige Freunde als eine unbezweifelt wahre mitgetheilt haben, und die ich Ihnen noch vortragen will, da ſie uns nicht lange aufhalten wird. Ein Landedelmann ruhte neben ſeiner Frau in einem Zimmer des Schloſſes. Mitternacht war ſchon vorüber, als er plötzlich aus dem Schlafe auffuhr, und ſeine Gattin weckte. Was iſt dir, mein Lieber? fragte dieſe verwundert. Mich hat ein ſeltſamer Traum auf eine eigne Art bewegt, antwortete der Mann. Mir war, als ginge ich auf den Saal hinaus, und wie ich mich umſah, ſtand dein Kammermädchen vor mir, aber ſo geputzt und aufgeſchmückt, wie ich ſie niemals geſehn habe, auch trug ſie einen grünen Kranz in den Haaren; ſie warf ſich vor mir nieder, umfaßte meine Knie, und beſchwor mich, ich ſolle ihr beiſtehn, denn ihr Leben ſchwebe in der größten Gefahr. Ich habe ſie ſo deutlich vor mir geſehn, und bin von ihren Thränen und Bitten ſo gerührt, daß ich nicht weiß, was ich davon denken ſoll. Wer wird, ſagte die Frau, über einen zufälligen Traum grübeln! Schlafe wohl und ſtöre mich nicht wieder. Beide ſchliefen ein. Nach einer halben Stunde erwachte der Mann in noch größerer Beängſtigung; er rief ſeiner Gattin und ſagte ihr, daß der nämliche Traum mit denſelben Umſtänden ihm wieder vorgekommen ſei, und das Mädchen habe noch dringender gefleht, noch ſchmerzlicher geweint. Die

Frau ſchalt dieſes Wichtignehmen eines leeren Traumes, Grille, fand die Wiederholung der nämlichen Scene ſehr natürlich und begreiflich; nach einem kurzen Geſpräche war auch der Mann derſelben Meinung, und beide hatten ſich wieder dem Schlafe überlaſſen. Sie erſtaunte, als ſie nach einiger Zeit von dem Geräuſch erwachte, welches der Mann erregte, den ſie angekleidet, und mit einem Lichte, welches er angezündet hatte, vor dem Bette ſtehen ſah. Was iſt dir nur heut? fragte ſie halb unwillig. Sei es wie es ſei, antwortete ihr Gatte, ich will dieſesmal einem Traume glauben, wenn auch ſonſt nie wieder, denn das Mädchen iſt mir jetzt zum drittenmale eben ſo erſchienen, hat ihre Bitte wiederholt und mit ängſtlichem Schreien hinzu gefügt: nun iſt es die höchſte Zeit, in einigen Minuten iſt es zu ſpät! Ich will jetzt hinauf gehn, und ſehn was ſie macht. Ohne eine Antwort zu erwarten, verließ er das Schlafzimmer. Wie erſtaunte er, indem er ſich die Treppe hinauf begeben wollte, daß die breiten Stiegen herunter das Mädchen ihm gerade ſo entgegen ſchritt, wie er ſie im Traume geſehen hatte, im ſeidenen Kleide, welches ihr nur vor wenigen Tagen die gnädige Frau geſchenkt hatte: mit Myrthen und Blumen in den Haaren, eine kleine Laterne in der Hand; das Licht, welches er trug, warf einen vollen Schein über die erſchrockene Geſtalt, die auf die Anrede, wohin ſie gehe, und was ſie vorhabe, anfangs in ihrer Verwirrung nichts zu antworten wußte.

Endlich ſammelte ſie ſich etwas und fiel ihrem Gebieter zu Fuß, deſſen Knie ſie mit Thränen umfaßte. O Vergebung, mein gnädiger Herr! rief ſie aus, vergeben Sie, und machen Sie, daß die gnädige Frau mir verzeiht: in dieſer Stunde wollte ich draußen im Garten hinter der Lindenallee den Gärtner treffen, der mir ſchon ſeit lange die Ehe verſprochen hat, und mit dem ich verlobt bin; heute Nacht wollten wir uns heimlich in der Kapelle hier neben an trauen laſſen, denn ich Unglückliche bin ſeit fünf Monden von ihm guter Hoffnung. Gehe ruhig in dein Zimmer zurück, ſagte der Herr; ich will den Gärtner ſelber aufſuchen, ich habe gegen eure Verbindung nichts, nur dieſe Heimlichkeit iſt mir anſtößig. Er hat es durchaus ſo gewollt, antwortete ſie, weil er der Ueberzeugung war, daß Sie uns beide nicht in Ihren Dienſten behalten würden, wenn Sie die Sache erführen. Gieb dich für heut zufrieden, ſagte der Herr; morgen wollen wir vernünftig darüber ſprechen. O Gott, ſchluchzte ſie, ſo habe ich doch heute mein Brautkleid umſonſt angelegt! Mit dieſen Worten ging ſie die Treppe wieder hinauf. Der Baron ließ im Saale die Kerze ſtehn, und begab ſich in den Garten. Die Nacht war finſter und ohne Sterne, ein feuchter Herbſtwind ſchlug ihm entgegen, die Bäume ſauſten winterlich. Er ſchritt durch die bekannten Gänge, und hinter den Linden, an der einſamſten und entfernteſten Stelle des Gartens, ſah er aus dem Boden ein Lichtlein ſchimmern. Als er näher ging, ſah er, daß

ſein Gärtner in einer ausgehöhlten Grube ſtand, und beim Schein einer kleinen Blendlaterne eifrig die Höhle wie zu einem Grabe erweiterte. Ein Beil lag neben ihm. Ein Schauder ergriff den Herrn. Was macht ihr da? rief er ihn plötzlich an. Der Gärtner erſchrak und ließ den Spaten fallen, indem er die Geſtalt ſeines Gebieters gerade über ſich erblickte. Ich will hier Früchte für den Winter einlegen, ſtotterte er verwirrt. Kommt mit mir in mein Zimmer, ſagte der Baron, ich habe mit euch zu ſprechen. Sogleich, gnädiger Herr, erwiederte der Gärtner. Er hob die Laterne auf, und ſtieg aus der Grube; aber ſtatt ſich nach dem Schloſſe zu wenden, blies er plötzlich das Licht aus, ſprang über die Gartenhecke, und lief in den nahen Wald hinein. Seitdem hatte ihn Niemand in der dortigen Gegend wieder geſehn. —

O weh! rief Clara, die ſchrecklichen Geſchichten fangen von neuem an, und nun iſt es gar Nacht und finſter! Sie faßte ein Licht, und daſſelbe thaten die übrigen Frauen, um ſich auf ihre Zimmer zu begeben, als ein ungeheurer Schlag plötzlich gegen die Thüre erklang. Alle ſahen ſich ſchweigend an, und herein trat mit zentnerſchwerem Schritt die Geſtalt des ſteinernen Gaſtes. Er begab ſich bis in die Mitte des Saales, indem noch keiner ein Wort auszuſprechen wagte.

Ich bin es ja, ihr Narren, rief plötzlich Manfreds bekannte Stimme, indem er mit ſeinem natürlichen Gange näher kam. O er iſt unerträglich, ſagte Ro-

ſalie; glaubſt du denn, daß ich nicht eben ſo ſtark ſchaudre, wenn ich gleich erkenne, daß das Geſpenſt nur eine weiße Maske iſt, gerade deshalb, weil du, der Bekannte, der Befreundete, mir ſo grauenvoll erſcheinſt? Dieſe Vermiſchung deſſen, was uns lieb und entſetzlich iſt, iſt gerade das Widerwärtigſte. So will er auch immer nicht begreifen, daß ich mich vor ihm fürchte, wenn er, wandelt ihn einmal die Laune an, den Betrunkenen ſo natürlich ſpielt, und daß ich eben ſo gern einen wirklich Berauſchten oder Wahnſinnigen vor mir ſehen möchte. Geh, du Ungezogener, und wiſche dir den Puder aus dem Geſichte.

Nicht eher, ſagte Manfred, bis du, und Auguſte, und Clara, mir jede einen Kuß gegeben haben. Er ging auf ſie zu, die drei Frauen aber flohen mit den Lichtern, die ſie in den Händen hielten, durch den offenen Saal in den Garten, und die weiße behelmte Figur rannte ihnen nach. Man hörte ſie kreiſchen, und ſah die drei Lichter und ſchlanken Geſtalten durch den Buchengang ſchweben, dann um die Laube biegen, und dem Springbrunnen vorüber ſich in den großen Baumgang verlieren. Plötzlich vernahm man ein lautes Aufrauſchen im größten Brunnen, wie wenn eine große Wucht hinein ſtürzte, und das Waſſer klatſchend darüber zuſammen ſchlüge. Die Geängſtigten ſtürzten mit ihren Lichtern herzu, und Manfred, welcher hinein geſprungen war, gab der zunächſt ſtehenden Clara einen flüchtigen Kuß, dann ſeiner Gattin, und auch Auguſte

durfte sich nicht weigern, weil er schwur, widrigenfalls die ganze Nacht im Bassin zu verharren. Nun habe ich meinen Willen gehabt, sagte Manfred ruhig, und nun wird es wohl an der Zeit sein, mich umzukleiden oder vielmehr zu entkleiden, und mich im Bette zu erwärmen.

Man schalt und lachte, und Emilie war besonders unzufrieden. Die Frauen und Manfred gingen hinauf. Die übrigen Freunde blieben noch im Garten, wo sie nach einiger Zeit von dem obern Zimmer Gesang ertönen hörten, der lieblich durch den Garten scholl. Es war ein Singestück von Palestrina, welches die drei Frauen ohne Begleitung eines Instruments ausführten.

Friedrich sagte: alle Empfindungen, schöne wie unangenehme, verschütten sie jetzt in diese Wogen des Wohllauts. So wird der Tag am schönsten beschlossen, und die Nacht am würdigsten gefeiert.

Ich halte es für ein Glück meines Lebens, sagte Ernst, daß ich zeitig genug nach Rom kam, um noch oftmals den Gesang der päpstlichen Kapelle hören zu können. Die Musik, die man Weihnachten in Maria Maggiore und in der Charwoche im Vatikan hörte, vielmals auch im päpstlichen Pallast auf Monte Cavallo, war eben so einzig, als es das jüngste Gericht von Michael Angelo oder die Stanzen Rafaels sind; man konnte diesen Genuß auch nur in dem einzigen Rom haben, und wie diese Hauptstadt der Welt der Mittelpunkt der Malerei und Skulptur war, so war sie auch die wahre

hohe Schule der Musik. Diese Herrlichkeit ist nun auch zertrümmert, und man kann davon nur wie von einer alten wunderbaren Sage erzählen. Schon früher war es für mich eine Epoche meines Lebens gewesen, diesen alten wahren Gesang kennen zu lernen: ich hatte immer nach Musik, nach der höchsten, gedürstet, und geglaubt, keinen Sinn für diese Kunst zu besitzen, als mit der Kenntniß des Palestrina, Leo, Allegri, und jener Alten, die man jetzt von den Liebhabern selten oder nie nennen hört; mein Gehör und mein Geist erwachte. Seitdem weiß ich wohl, was ich vorher suchte, und warum ehemals mich nichts befriedigen wollte. Seitdem glaube ich eingesehen zu haben, daß nur dieses die wahre Musik sei, und daß der Strom, den man in den weltlichen Luxus unserer Oper hinein geleitet hat, um ihn mit Zorn, Rache und allen Leidenschaften zu versetzen, trübe und unlauter geworden ist; denn unter den Künsten ist die Musik die religiöseste, sie ist ganz Andacht, Sehnsucht, Demuth, Liebe; sie kann nicht pathetisch sein, und auf ihre Stärke und Kraft pochen, oder sich in Verzweiflung austoben wollen, hier verliert sie ihren Geist, und wird nur eine schwache Nachahmerin der Rede und Poesie.

Du scheinst mir jetzt zu einseitig, sagte Lothar; erinnere ich mich doch der Zeit recht gut, wo du den Mozart hoch verehrtest.

Ich müßte ohne Gefühl sein, antwortete Ernst, wenn ich den wundersamen, reichen und tiefen Geist

dieſes Künſtlers nicht ehren und lieben ſollte, wenn ich mich nicht von ſeinen Werken hingeriſſen fühlte. Nur muß man mich kein Requiem von ihm wollen hören laſſen, oder mich zu überzeugen ſuchen, daß er, ſo wie die meiſten Neueren, wirklich eine geiſtliche Muſik habe ſetzen können. Aber er iſt einzig in ſeiner Kunſt. Als die Muſik ihre himmliſche Unſchuld verloren, und ſich ſchon längſt zu den kleinlichen Leidenſchaften der Menſchen erniedrigt hatte, fand er ſie in ihrer Entartung, und lehrte ihr aus bewegtem Herzen das Wunderſamſte, Fremdeſte, ihr Unnatürlichſte austönen; zugleich jene tiefe Leidenſchaft der Seele, jenes Ringen aller Kräfte in unausſprechlicher Sehnſucht, nicht fremd ſogar blieb ihr das geſpenſtiſche Grauen und Entſetzen. Ich ſehe hierin die Geſchichte des Orpheus und der Eurydice. Sie iſt geſtorben; bei den Schatten, in der dunkeln Unterwelt weilt die Geliebte; er fühlt Kraft und Muth genug das Licht der Sonne zu verlaſſen, ſich der ſchwarzen Fluth und Dämmerung anzuvertrauen; ſein Zauberſpiel rührt den ernſten, ſonſt unerbittlichen Gott, die Larven und Verdammten genießen in ſeinen Tönen einer ſchnell vorüber fliehenden Seligkeit; Eurydice folgt ſeinem Saitenſpiel, aber nicht rückwärts ſoll er blicken, ihr nicht ins Angeſicht ſchauen, ſie nur im Glauben beſitzen; ſie lockt, ſie ruft, ſie weint, da wendet ſich ſein Auge, und blaſſer und blaſſer zittert die geliebte Geſtalt in den gähnenden Orkus zurück. Der Sänger tritt mit der Kraft ſeiner Töne wieder in die

Oberwelt, ſein Lied ſingt und klagt die Verlorne, alle Melodieen ſuchen ſie, aber er hat aus dem tiefen Abgrund, den kein Sänger vor ihm beſucht, das ſchwermüthige Rollen der unterirdiſchen Wäſſer, das Aechzen der Gemarterten, das Stöhnen der Geängſtigten und das Hohnlachen der Furien, ſammt allen Gräueln der dunkeln Reiche mit herauf gebracht, und alles klingt in vielfach verſchlungener Kunſt in der Lieblichkeit ſeiner Lieder. Himmel und Hölle, die durch unermeßliche Klüfte getrennt waren, ſind zauberhaft und zum Erſchrecken in der Kunſt vereinigt, die urſprünglich reines Licht, ſtille Liebe und lobpreiſende Andacht war. So erſcheint mir Mozarts Muſik.

Es war den neueſten Zeiten vorbehalten, fuhr Lothar fort, den wundervollen Reichthum des menſchlichen Sinnes in dieſer Kunſt, vorzüglich in der Inſtrumental-Muſik auszuſprechen. In dieſen vielſtimmigen Compoſitionen und in den Symphonieen vernehmen wir aus dem tiefſten Grunde heraus das unerſättliche, aus ſich verirrende und in ſich zurück kehrende Sehnen, jenes unausſprechliche Verlangen, das nirgend Erfüllung findet und in verzehrender Leidenſchaft ſich in den Strom des Wahnſinns wirft, nun mit allen Tönen kämpft, bald überwältigt, bald ſiegend aus den Wogen ruft, und Rettung ſuchend tiefer und tiefer verſinkt. Und wie es dem Menſchen allenthalben geſchieht, wenn er alle Schranken überfliegen und das Letzte und Höchſte erringen will, daß die Leidenſchaft in ſich ſelbſt zer-

bricht und zersplittert, das Gegentheil ihrer ursprünglichen Größe, so geschieht es auch wohl in dieser Kunst großen Talenten. Wenn wir Mozart wahnsinnig nennen dürfen, so ist der genialische Beethoven oft nicht vom Rasenden zu unterscheiden, der selten einen musikalischen Gedanken verfolgt und sich in ihm beruhigt, sondern durch die gewaltthätigsten Uebergänge springt und der Phantasie gleichsam selbst im rastlosen Kampfe zu entfliehen sucht.

Alle diese neuen tiefsinnigen Bestrebungen, sagte Anton, sind meinem Gemüthe nicht fremd, sie tönen wie das Rauschen des Lebensstromes zwischen Felsenufern, der über Klippen und hemmendem Gestein in romantischer Wildniß musikalisch braust; nur das ist mir unbegreiflich geblieben, wie die Schöpfung und die Tageszeiten unsers Haydn fast allenthalben haben Glück machen können, deren kindische Malerei gegen allen höheren Sinn streitet. Seine Symphonieen und Instrumental-Compositionen sind meist so vortreflich, daß man ihm diese Verirrung niemals hätte zutrauen sollen.

Friedrich wandte sich zu Ernst und sagte: Lieber, ehe wir jetzt scheiden, sage uns noch die drei Sonette vor, welche du dichtetest, als dir jene alte große Singe-Musik zuerst bekannt wurde. Diese Verse sind mir immer vorzüglich lieb gewesen, weil sie mir nicht so wohl gedichtet als eingegeben scheinen.

Ich kann wenigstens sagen, erwiederte Ernst, daß ich sie damals niederschreiben mußte, und daß ich von

den oft besprochenen Schwierigkeiten des Sonetts nichts erlitt. Von dreierlei Art kann die geistliche Musik hauptsächlich sein. Entweder ist es der Ton selbst, der durch seine Reinheit und Heiligkeit die Andacht erweckt, durch jene einfache edle Sympathie, welche harmonisch die befreundeten Klänge verbindet und mit einander ausstrahlen läßt, wodurch jene hohe Musik entsteht, welche sinnige Alte dem Umschwung der Gestirne ebenfalls zuschreiben wollten. Dieser Gesang, ausgehalten, ohne rasche Bewegung, sich selbst genügend, ruft in unsre Seele das Bild der Ewigkeit, so wie der Schöpfung und der entstehenden Zeit: Palestrina ist der würdigste Repräsentant dieser Periode. Oder die Musik ist mit dem Menschen und der Schöpfung schon von dieser heiligen reinen Bahn gewichen: alles verstummt; da ergreift die Sehnsucht aus dem Innersten hervor den Ton, und will in jene alte Unschuld zurück stürmen und das Paradies wieder erobern. Leo, und vielleicht Marcello, so wie viele andre, charakterisiren diese Epoche. An diese schon mehr leidenschaftliche Kunst schlossen sich nachher die weltlichen Musiker. Drittens kann die geistliche Musik ganz wie ein unschuldiges Kind spielen und tändeln, arglos in der Süßigkeit der Töne wühlen und plätschern, und auf gelinde Weise Schmerz und Freude vermischt in den lieblichsten Melodieen ausgießen. Der oft von den Gelehrteren verkannte Pergolese scheint mir hierin das Höchste erreicht zu haben, den seine Nachahmer wohl eben so wenig verstanden,

als Correggio von denen gefaßt wurde, die ſich nach ihm bilden wollten. Das ähnliche ſagen folgende Sonette, welche die Muſik ſelber ſpricht.

Im Anfang war das Wort. Die ewgen Tiefen
Entzündeten ſich brünſtig im Verlangen,
Die Liebe nahm das Wort in Luſt gefangen,
Aufſchlugen hell die Augen, welche ſchliefen,

Sehnſüchtge Angſt, das Freudezittern, riefen
Die ſelgen Thränen auf die heilgen Wangen,
Daß alle Kräfte wolluſtreich erklangen,
Begierig, in ſich ſelbſt ſich zu vertiefen.

Da brachen ſich die Leiden an den Freuden,
Die Wonne ſuchte ſich im ſtillen Innern,
Das Wort empfand die Engel, welche ſchufen;

Sie gingen aus, entzückend war ihr Scheiden.
Auf, Gottes Bildniß, deß dich zu erinnern
Vernimm, wie meine heilgen Töne rufen.

Nacht, Furcht, Tod, Stummheit, Quaal war eingebrochen,
Ihr Banner wehte auf beſiegten Reichen,
Erſchrocken flohen vor dem giftgen Zeichen
Mit ſtummer Zunge, welche erſt geſprochen.

So ist denn ganz das Liebeswort zerbrochen?
Es sucht im Wasserfall, will sich erreichen,
Aus Bäumen strebt es, Quellen, grünen Sträuchen,
In Wogen klagt es: was hab ich verbrochen?

Die Wasser gehn und finden keine Zungen,
Dem Wald, dem Fels ist wohl der Laut gebunden,
Die Angst entzündet sich im Thiere schreiend.

In Menschenstimme ist es ihm gelungen,
Nun hat das ewge Wort sich wieder funden,
Klagt, betet, weint, jauchzt laut sich selbst befreiend.

Ich bin ein Engel, Menschenkind, das wisse,
Mein Flügelpaar klingt in dem Morgenlichte,
Den grünen Wald erfreut mein Angesichte,
Das Nachtigallen-Chor giebt seine Grüße.

Wem ich der Sterblichen die Lippen küsse,
Dem tönt die Welt ein göttliches Gedichte,
Wald, Wasser, Feld und Luft spricht ihm Geschichte,
Im Herzen rinnen Paradieses-Flüsse.

Die ewge Liebe, welche nie vergangen,
Erscheint ihm im Triumph auf allen Wogen,
Er nimmt den Tönen ihre dunkle Hülle,

Da regt sich, schlägt im Jubel auf die Stille,
Zur spielnden Glorie wird der Himmelsbogen,
Der Trunkne hört, was alle Engel sangen.

Zweite Abtheilung.

Lothar.

Es war am folgenden Tage schon spät geworden, und Emilie zweifelte, ob es noch Zeit sein würde, eine Vorlesung anzufangen. O meine verehrte Freundinn, rief Lothar aus, soll denn die Gesellschaft, die uns heut aufgehalten und uns alle unruhig gemacht hat, auch auf meine Regierung und unsre Unterhaltung so schlimmen Einfluß äußern! Es wird gerade am besten sein, durch ein Gedicht, welches von keinem großen Umfange ist, die Ruhe wieder zu finden, die jene flatternden Fräulein uns entführt haben, welche unermüdet aus einem Zimmer in das andre, und vom Garten in den Saal und wieder aus dem Saal in den Garten zurück wogten, um irgendwo Spaß und Zeitvertreib anzutreffen, welche sich nirgend wollten erhaschen lassen.

Anton zog ein Büchelchen aus der Tasche, indem er sagte: ich muß wieder der erste sein, der voran geschickt wird, um meinen Freunden die Bahn

zu brechen, damit ſie nachher ihre Verirrungen mit meinem Beiſpiel entſchuldigen können. Unſer Zeitalter iſt durchaus dramatiſch, und um den allerfrüheſten Forderungen des Herzens zu genügen, habe ich den Verſuch gemacht, ein Mährchen von der höchſten Albernheit, mit welchem die Wärterinnen faſt zuerſt die Kinder zu fürchten machen, in einer Tragödie darzuſtellen.

Leben und Tod

des

kleinen Rothkäppchens.

Eine Tragödie.

Personen.

Die Großmutter.
Rothkäppchen.
Hanna, ein Bauermädchen.
Der Jäger.
Zwei Rothkehlchen.
Der Wolf.
Der Hund.
Ein Bauer.
Peter.
Dessen Braut.
Die Nachtigall.
Der Kuckuck.

Erſte Scene.

Stube.

Die Großmutter ſitzt und lieſ't.

Iſt heute gar ein ſchöner Tag,
An dem man gern Gott dienen mag,
Das Wetter iſt hell, ſcheint die Sonne herein,
Da muß das Herz andächtig ſein.
Ich höre von ferne das Geläute,
Es iſt ein lieblicher Sonntag heute,
Vor dem Fenſter die Bäume ſich rauſchend neigen,
Als wollten ſie ſich gottsfürchtig bezeigen.
Ich wohn allhier vom Dorf abſeitig,
Sonſt ging ich gern zur Kirche zeitig,
Doch ich bin alt, dazu krank geweſen,
Da thu ich im lieben Geſangbuch leſen,
Der Herr muß damit zufrieden ſich geben,
Eine arme Frau kann nicht mehr thun eben. —

Gähnt und macht das Buch zu.

Ach Gott! ſo geht es in der Welt!
Ja, ja, es iſt recht ſchlimm beſtellt.
Meine Tochter Elsbeth backt heute Kuchen,
Da wird mich wohl klein Rothkäppchen beſuchen.
Es geht die Thür oder es iſt der Wind,
Ich glaube da kommt das kleine Kind.

Rothkäppchen tritt herein.

Rothkäppchen.

Guten Morgen, lieb' Großmutter, wie geht es dir?

Großmutter.

Großen Dank, mein Kind, es geht so so — was matt.

Rothkäppchen.

Ich kam so sachtchen durch die Thür;
Ich dachte: wenn sie nicht gut geschlafen hat,
So mag sie wohl jetzt ein bischen nicken,
Da mußt du sie nicht aus dem Schlummer wecken.

Großmutter.

Ich bin schon heut früh munter gewesen
Und habe in Gottes Wort gelesen.

Rothkäppchen.

Du bist recht fromm. Die Mutter hat heut
Einen schönen großen Kuchen gebacken,
Da schickt sie dir auch ein Stück.

Großmutter.

Du liebe Zeit
Ei, Dank, mein Kind! Der schaut recht wacker.
Wo sind denn die lieben Eltern dein?

Rothkäppchen.

Sie werden jetzt in der Kirche sein.
Ich ging vorbei, die Orgel klung
Recht lustig, der Kantor mächtig sung.
Mit der Kirch ist es heut besonders bewendt,
Es predigt drin der Superdent,

Der Paſtor iſt noch krank, deswegen
Iſts heute drin recht dick voll Leut;
Sie meinen, der könnte recht den Text auslegen. —
Du haſt ja ſchönen friſchen Sand geſtreut.

Großmutter.

Man muß doch auch wiſſen, daß Sonntag iſt,
Sonſt lebt man wie'n Heide und nicht wie ein Chriſt.

Rothkäppchen.

Sie haben mich auch heute weiß angezogen,
Sieh nur die bunten Blumen, das neue Kleid!
Dem Käppchen bin ich beſonders gewogen,
Das du mir ſchenkteſt zur Weihnachtszeit.
Sie ſagen alle, es thäte Noth,
Daß ich das Käppchen ließe liegen
Und es nicht alle Tage trüge;
Aber es geht doch keine Farbe über Roth.

Großmutter.

Ei, liebes Kind, trag du ſie dreiſt,
Ich hab ſie dir geſchenkt zum heiligen Chriſt,
Sie kleidt dich hübſch, und wie du weißt,
Du ſeitdem Rothkäppchen geheißen biſt;
Iſt die aufgetragen, ſchafft man wohl Rath zu 'ner neuen.

Rothkäppchen.

Wie wollt ich mich von Herzen freuen,
Wenn ſie mich erſt könnten konfirmiren!
Dazu mußt du mir wieder 'ne rothe Kappe ſchenken.

Großmutter.

Daran iſt jetzt noch nicht zu denken,
Du biſt kaum ſieben Jahr, da führen
Sie noch kein Kind an den Tiſch des Herrn,
Da können ſie noch nichts von Religion verſtehn,
Du dürfteſt auch nicht in 'ner rothen Mütze gehn,
Müßteſt ſchwarz und ehrbar dich tragen,
Einen Muff, 'nen hohen Kragen;
Das kann Gott der Herr nicht vertragen,
Daß man zu ihm wie zum Tanzboden ſpringt,
Sein Wort mit rothen Mützen in der Kirche ſingt.

Rothkäppchen.

Bin doch ſchon ſo in die Kirche gegangen,
Und hat mir keiner was drum gethan.

Großmutter.

Als Kind iſt dirs ſo hingegangen,
Die Unmünd'gen ſieht er ſo genau nicht an.

Rothkäppchen.

Was hat aber Gott an ſo ſchönen rothen Mützen
Denn ſo gar großes auszuſetzen?

Großmutter.

Ei ſchweig, du böſes Kind! Vor der Hand
Haſt du davon noch keinen Verſtand;
Wer da will in ſein Himmelreich eingehen,
Muß ſich wohl zu ſchwereren Dingen verſtehen.
Ließe mich Gott nur ſo lange leben,
Daß ich dir zum Abendmahl könnt' ein Müffchen ſchenken!

Doch iſt daran nicht zu gedenken,
Ich muß wohl bald den Geiſt aufgeben.

Rothkäppchen.

Großmutter, nein, das thut nicht Noth.

Großmutter.

Hin geht die Zeit, her kommt der Tod. —
Ich befehle mich in deine Hände! —
Wer weiß, wie nahe mir mein Ende.

Rothkäppchen.

Großmutterchen, willſt du mich lieben,
Mußt du mich auch nicht ſo betrüben.
Du ſollſt noch recht hübſch bei mir bleiben,
Wir wollen uns noch ſchön die Zeit vertreiben;
Ein andermal bring ich mein Püppchen mit,
Da ſollſt du gewiß brav luſtig werden.

Großmutter.

Ach, liebes Kind, auf dieſer Erden
Iſt man vom Grab oft nur zwei Schritt,
Und meint, man ſoll noch weit gelangen. —
Sieh, wie ſchön der Kuchen aufgegangen.
Was macht denn der Vater? Warum kömmt er nicht mal her?

Rothkäppchen.

Er hats in den Beinen, das Gehn wird ihm ſchwer,
Das eine Knie iſt ganz geſchwollen.

Großmutter.

Da hätt' er was zu brauchen ſollen.

Rothkäppchen.

Er hat auch mancherlei eingenommen,
Doch will es ihm nicht recht bekommen.
Der Kantor meint, vom Trinken käm es,
Das müßt er laſſen bei Medicin;
Doch will er ſich dazu nicht bequemen,
Er ſagt, der Kantor vexire ihn,
Der tränke wohl dreimal mehr als er,
Und hätte doch keine Beine ſchwer.

Großmutter.

Die böſen Leut'! Der Branntewein
Muß immer ihre erſte Freude ſein.

Rothkäppchen.

Ja, es hat manchen Zank geſetzt;
Aber die Mutter hat Recht, denn ſie verſetzt,
Das Trinken wär ihm an Arbeit hinderlich.
Der Vater iſt ganz bös und wunderlich.

Großmutter.

Sei ſtill, mein Tochter, es ſchickt ſich weder,
Daß Kinder dergleichen merken noch reden.

Rothkäppchen.

Das hat ihm Mutter auch zu Gemüth geführt,
Daß er ſich nicht ein bischen vor mir genirt,
Wenn er des Abends betrunken heime ſchwärmt
Und ohne Urſach zankt und lärmt. —
Ich habe dir ſchöne Blumen mitgebracht,
Bald hätt ich daran nicht gedacht,

Es lacht von rother Blüte der ganze Wald,
Von tauſend Vögeln das ganze grüne Dickicht ſchallt.

Großmutter.

Ei ſieh, wie du in deiner Taſche faſt
Die lieben Blümchen ganz zerknittert haſt!
Du biſt und bleibſt ein wildes Ding.

Rothkäppchen.

Als ich ſo auf dem Fußſteig ging,
Wars, als hätt ich ſie pflücken müſſen,
So lachten ſie zu meinen Füßen;
Ich dachte, du könnteſt ſie vors Fenſter ſtellen. —
Horch, was müſſen denn wohl die Hunde ſo bellen?

Großmutter.

Man ſpricht, daß ſich ſeit ein'gen Tagen
Ein Wolf hier zeigt, den mögen ſie wohl jagen.

Rothkäppchen.

Hier iſt es recht luſtig vor deinem Haus,
So dicht am Fenſter der Wald da draus,
Vögel ſpringen und ſingen ohne Raſt
Und zwitſchern munter von Aſt zu Aſt;
Magſt du wohl die kleinen Vöglein leiden?

Großmutter.

Ich ſehe ſie an mit vielen Freuden,
Sie ſind ſchon immer recht frühe munter
Und ſingen den grünen Wald hinunter,
Sie muſiziren mit ſolcher Pracht,
Daß einem das Herz im Leibe lacht.

Rothkäppchen.

Was iſt das für ein Baum da, deſſen Blätter
So haſtig fliſpern, als wenn ſie zittern?

Großmutter.

Der wird der Eſpenbaum genannt.

Rothkäppchen.

Aha! Mir iſt ein Sprichwort bekannt:
Er zittert wie 'ne Eſpe; das kommt daher!
Wovon zittert aber wohl der Baum ſo ſehr?

Großmutter.

Das will ich dir gern ſagen, mein Kind,
Nur ſchlag es nicht gleich wieder in den Wind:
Als unſer Herr Chriſtus in Menſchengeſtalt
Hatt' auf der Erde ſeinen Aufenthalt,
Da wandelt' er oft durch Berg und Wald.

Rothkäppchen.

Er hat auch in der Wüſten gereiſt
Und da fünf tauſend Mann geſpeiſt;
Dann hat er viele Quaal erfahren,
Iſt endlich gar gen Himmel gefahren.

Großmutter.

Recht! es iſt viel in deinen Jahren,
Daß du ſchon ſo viel Gottes Wort weißt.

Rothkäppchen.

Im Katechismus ſteht es Wort für Wort.

Großmutter.

Herr Chriſtus reiſte von Ort zu Ort,
Seine Lehr zu predigen, Kranke zu heilen,

Und uns ſein Evangelium zu ertheilen.
So ging er auch einſt durch einen Wald,
Die Bäum' erkannten ihn alsbald,
In ihrer Unvernunft fingen ſie an ſich zu neigen
Und bis auf die Erde herunter zu beugen,
Rauſchten dazu, als wenn ſie grüßten
Und ſeine heiligen Fußſtapfen küßten,
Die Eiche, die Buche, und wie man ſie nennt,
Machen vor Gottes Sohn ihr ſchön Kompliment.
Wie ſich nun jeder Baum in Demuth wendt,
Sieht der Herr Jeſus, daß das Eſpenholz
Grad aufrecht ſteht in ſeinem dummen Stolz,
Ihm auch durchaus will keine Ehr erzeigen,
Den ſteifen Rücken nicht zur Demuth neigen.
Da ſprach der Herr: du willſt mich nicht begrüßen,
Du ſtellſt dich an, als wär ich nicht zugegen,
Dafür ſollſt du beſtändig rauſchen müſſen
Und dich in allen deinen Zweigen regen,
Und ſelbſt im allerſtillſten Wetter
Mit deinen grünen Läubern zittern!
Die Angſt befiel den Baum, als er ſo ſprach,
Er zittert fort bis an den jüngſten Tag.

Rothkäppchen.

Ja, ja, wer nicht bei Zeiten hört, der fühle! —
Leb wohl, ich geh zurück, noch iſt es kühle.

Großmutter.

Mein Kind, eh du dich nun entfernt,
Sing noch das Lied, das du gelernt.

Rothkäppchen singt.

Miſekätzchen ging ſpazieren
Auf dem Dach am hellen Tag,
Macht ſich an den Taubenſchlag,
Eine Taub' zu attrapiren.
Miau! Miau!
Schlüpft wohl in das Loch hinein,
Aber kaum iſt ſie darein,
Iſt der Appetit vergangen:
Eine Falle, ſiehſt du, fällt,
Für den Marder aufgeſtellt,
Und das Kätzchen muß drin hangen,
Und im Sterben ſchreit ſie: trau
Nicht auf Diebſtahl je, Miau!

Großmutter.

Das iſt ein ſchönes Lied, das nimm in Acht,
Untugend hat noch nie was eingebracht. —
Grüß deine Mutter, ich laſſe mich bedanken,
Daß ſie nicht vergißt die Alten und Kranken.

Rothkäppchen.

Leb wohl, Großmutter! ich komme wohl wieder,
Und bringe Nachmittag noch Eſſen herüber. geht.

Großmutter.

Da läßt der Ruſchel die Hofthür auf!
Nun kann jeder zu mir den Hof hinauf;
Sie bleibt ſo wild wie ſie nur war
Und kömmt doch in die erwachſene Jahr:

Doch hat es eben nichts zu bedeuten,
Es kömmt ja keiner zu mir heute.
Es iſt wahr, nichts über das Mädchen geht,
Und wie ihr das rothe Mützchen ſteht!

Zweite Scene.

Der Wald.

Der Jäger tritt auf.

Jäger.

Immer und ewig ein Jäger zu ſein,
Das will mir gar nicht den Kopf hinein;
Bei Tag und Nacht den Wald durchrennen,
Wenn andre zu Hauſe ſitzen können,
Im Schnee, in der Kält' und Hitze,
Iſt dem geſundeſten Körper nichts nütze.
Heut iſt im Dorfe kein ſo armer Flegel,
Der nicht ſeine etliche Stämme kegelt,
Am Abend ſitzet bei den Wenzeln,
Und ich muß mich hier im Wald rum hänſeln,
Einem Wolf auf die Spur zu gerathen,
Was noch am Ende dient zu meinem Schaden. —
Wärſt du nicht, Toback,
Wär das Leben gar ärmlich,

Es stände um uns Lumpenpack
Dann warlich gar zu erbärmlich.

Er schlägt sich Feuer zur Pfeife an.

Wunderlich! wie das Feuer im Stein
Und Stahle muß verborgen sein!
Worauf der Mensch doch nicht gekommen!
Wie alle Kunst ihren Ursprung genommen!
Es ist erstaunlich, was im Menschen liegt,
Und wie er alles zu seinem Nutzen fügt;
Und alle Tage bringt mans weiter,
Unsre Kinder werden noch gescheidter,
Der Kopf wird den Leuten gar zu voll,
Man begreift nicht, wo's mit all dem Verstande hin soll.

Rothkäppchen kömmt.

Jäger.

Ei Rothkäppchen, sei tausendmal willkommen!
Bist du schon so früh ausgegangen?

Rothkäppchen.

Ich bin von meiner Großmutter gekommen.
Ihr jagt heut?

Jäger.

Ja, es gilt dem Rangen,
Dem Wolf, der hier im Walde ist,
Und manch unschuldig Lämmchen frißt.

Rothkäppchen.

So ists doch wahr, was die Leute sagen?
So dürfte sich ein Wolf so nahe wagen?

Jäger.

Sie ſind unverſchämte Geſellen,
Die ſich gern aller Orten einſtellen.

Rothkäppchen.

Fürcht't ihr euch nicht, ihm zu nahe zu kommen?

Jäger.

Ich hab' ihn ſchon längſt aufs Rohr genommen.
Ihn fürchten? Da wär' ich ein rechter Wicht!
Ich fürchte den leibhaftgen Teufel nicht.

Rothkäppchen.

O ſprecht nicht ſo, wenn er nun käme,
Und euch ſo unverſehens nähme.

Jäger.

Ein Jäger muß haben firmen Muth,
Ein großes Herz, ein braves Blut,
Keine Gefahr nicht achten, kein Wetter ſcheun,
Sonſt ſollt' er zum Ofenſitzer beſſer ſein.

Rothkäppchen.

Ihr ſeid heut in der neuen Jacke,
Darzu glänzt auch der Hirſchfänger ſchön.

Jäger.

Wenn ich den Monſieur Wolf nur packe,
So iſts gewiß um ihn geſchehn.
Kleidt michs nicht gut, das neue Tuch?

Rothkäppchen.

Es iſt für ſo was gut genug.

Jäger.

Was haſt du daran auszuſetzen?

Rothkäppchen.

Die Jacke würde euch noch beſſer ſitzen,
Wär' ſie ſchön roth, wie meine Mütze.

Jäger.

Die ganze Welt kann doch nicht wie deine Mütze ſein,
Es muß auch andre Farben geben;
Die grüne Farbe, bei meinem Leben,
Die macht einen allerliebſten Schein.

Rothkäppchen.

Grün iſt ganz gut und dient zur Noth,
Doch geht keine Farbe über Roth.

Jäger.

Der Wald iſt grün, die Erde iſt grün,
Wo du nur wendeſt dein Auge hin, —
Es iſt was in der Farbe, — ein Weſen, —
Ein Glanz, — verſteh, — ein gewiſſes Weſen —

Rothkäppchen.

Das Grün iſt wie geringe Leut,
Man findet es ſo allerwege,
Auf jedem Buſch, jedweb Gehege
Da wächſt es; ach du liebe Zeit!
Doch iſt von da zu Roth noch weit.
Das Roth macht gleich die Augen rege;
Wie viel bekömmt ein Kind nicht Schläge,
Daß ihn das Naſchen wohl gereut.
Wo ſich was Rothes läßt erblicken
Iſt auch die rothe Lippe da

Und ißt, und wärs ein unreif Häppchen.
Wie ſelig, wem es mochte glücken,
Daß er auf ſeinem Kopfe ſah
Wie ich, ein ſchönes rothes Käppchen.

Jäger.

Du biſt ein Närrchen, gieb mir einen Kuß.

Rothkäppchen.

O geht, der Toback macht mir nur Verdruß.

Jäger.

Du Schelm, willſt du nicht Toback riechen,
Wirſt du nimmermehr einen Ehmann kriegen. Geht ab.

Rothkäppchen.

Die meinen immer, daß wenn man ſie nicht nimmt,
Man eben gar keinen Mann bekömmt,
Hat einer nun vollends eine neue Jacke angezogen,
So denkt er gar, ihm iſt jeder gewogen.

Zwei Rothkehlchen fliegen vom Baum und ſpringen um ſie her.

Die Vögel.

Rothkäppchen! Rothkäppchen

Rothkäppchen.

Was wollen die Vögel von mir?

Die Vögel.

Schön guten Tag! Wo gehſt du von hier?

Rothkäppchen.

Nach Hauſe. Ei ſieh die artigen Dinger,
Wie ſie auf den kleinen Beinchen ſpringen!

Die haben auch Roth um den Hals und die Bruſt;
So'n Vögelchen iſt eine herrliche Luſt!

Die Vögel.

Du biſt ein Rothkehlchen,
Wir ſind wie Rothkäppchen,
Das macht uns Freuden:
Wir ſind dir gut,
Freundliches Blut,
Magſt du uns leiden?

Rothkäppchen.

Ach, ihr lieben Geſellen,
Hat euch nicht Gott der Herr eben
Selbſt rothe Mützchen gegeben?
Wer wollte ſolch Urtheil fällen,
Daß er an den lieblichen hellen
Bunt Farben und luſtigem Leben,
Nicht hätte Gefallen ſo eben
Wie an dem Traurigſtellen?
Den Kummer laß ich fahren,
Ich glaube dreiſt daran,
Ich darf es immer wagen:
Komm ich zu erwachſenen Jahren,
Zieh ich, wie es beliebt, mich an,
Will auch dann ein rothes Käppchen tragen!

Sie geht ab.

Die Vögel.

Rothkäppchen, Rothkäppchen iſt unſer Freund!
Wie lieblich warm die Sonne ſcheint! Fliegen fort.

Dritte Scene.

Dickicht im Walde.

Der Wolf.

Muß nun hier in den dichteſten Geſträuchen
Wie ein Vertriebener auf und nieder ſchleichen,
Und bin verſtoßen und ausgetrieben.
Da iſt kein Weſen, das mich möchte lieben;
Keiner kömmt mir nah, keiner mag mir traun,
Sie alle mit Abſcheu auf mich ſchaun.
Und warum wird mir dies alles gethan?
Weil ich nicht heucheln und ſchmeicheln kann.
Weil ich mich nicht erniedern will zum Knecht,
So denkt ein jeder von mir ſchlecht. —
Wie oft bin ich gekränkt und verkannt,
Und umgetrieben von Land zu Land,
Vergeblich ſuchend die Sympathie,
Wohl Schläge fand ich, doch nimmermehr die;
Nach mir geworfen, mit Pulver geſchoſſen,
Und Fallen geſtellt, und dergleichen Poſſen;
Man ſchrie, wo ich mich ließ ſehn bei Tageshelle;
Da geht der Wolf! den nehmt beim Felle!
Und dennoch reden ſie von Toleranz,
Und dünkt ſich duldend jeder Alfanz,
Wenn er des Sonntags im ordinären Rocke geht,
Bei Aermern auch Gevatter ſteht.

Und menſchlicher als der Menſch iſt der Hund,
Mein Geſchwiſterkind, und doch im Bund
Mit unſerm gemeinſchaftlichen Tyrannen.
Da kommt ja Spitz, mein Freund! von wannen
Des Weges, guter, edler Spitz?

Der Hund tritt auf.

Hund.

Sieh da! iſt hier dein Sommerſitz?
Ich geh ein wenig rum ſpazieren,
Ein Kaninchen oder Haſen zu attrapiren,
Nur fürcht' ich mich vor des Jägers Büchſenſchuß,
Denn ſo ein Kerl verſteht über Jagd keinen Spaß.

Wolf.

Biſt du noch bei Rothkäppchens Vater in Dienſt?

Hund.

O ja, ich habe da guten Gewinnſt,
Die Wirthſchaft iſt groß, und manches bleibt über,
Was ſie mir als andern gönnen lieber,
Das Kind im Hauſe iſt mir auch gut
Und ſteckt mir heimlich manches zu,
Wofür ich denn die Katze vexire,
Auch Stöckchen aus dem Waſſer apportire,
Lege mich auf den Rücken und ſtelle mich todt.
Gottlob! ich leide jetzt keine Noth.

Wolf.

Das ſind die Künſte, die finden ihr Brod!

Hund.

Jetzt iſt ſeit vierzehn oder zwanzig Tagen

Im Walde mit Essen ein vieles Tragen,
Die Großmutter ist krank und wird geschlagen,
Für mich mancher Knochen beiseit gelegt.
Die Alte starbt vielleicht, zum Lohn
Erbt ihr Vermögen der Schwiegersohn;
Der kann es brauchen, er säuft gern viel,
Verliert auch sein Geld im Kartenspiel.
Nur ein gewisser philosophischer Trieb
Ist mir in meinem Wesen nicht lieb:
Letzt schleppt das Kind einen Stein herbei,
Der wiegt wohl mehr als ihrer drei,
Und wirft mir den vor meine Füße,
Mir wars, als ob ich ihn apportiren müsse,
Ich konnt' ihn nicht regen und nirgend fassen,
Und mußt' ihn auf der Erde liegen lassen;
Doch immer wieder, geh ich dort vorbei,
Ist mirs, als ob es möglich sei,
Ich will ihn tragen, ich will ihn heben,
Ich knurr', es verkümmert mir mein Leben;
Bald muß ich hier, bald dort probiren,
Ich kanns schon in den Zähnen spüren.
Der Alte lacht mich aus; ja von Natur versteht er
Wohl nichts, er spricht: seht doch den dummen Köter!

Wolf.

Ich möchte nicht sein in deiner Lage,
Du lebst doch nur erbärmliche Tage,
Hast keinen eignen Willen, bist nicht frei,
Kriegst auch Schläg' ohn' Ursach. Verzeih,

Daß ich dir alle deine Freude
Und deinen edlen Stand verleide!

Hund.

Sprich immer, denn ich kenne dich ſchon,
Weiß auch, daß man die Spekulation,
Selbſt die beſte, und alle Theorie,
Muß mengen ins praktiſche Leben nie.

Wolf.

Ei ſieh, du biſt über alles getröſtet,
Wie ein Braten von beiden Seiten geröſtet.
Du gehſt am Ende und giebſt mich an.

Hund.

Nein, wiſſe, ich bin ein ehrlicher Mann,
Du biſt von vordem mein lieber Kumpan,
Wärſt du ein klein wenig human
Und ließeſt die wilde Geſinnung fahren,
So würde was aus dir mit den Jahren.

Wolf.

Nein, Freund, wir wollen uns ſo was erſparen.
In der Kindheit, ich denke noch immer mit Thränen
An jene Tage der Unſchuldzeit,
Wie hatt' ich da ein inniges Sehnen,
Wie trug ich von Wirken und Nutzen ein Wähnen,
Wie war ich zu herrlichen Thaten bereit!
Es kann ſich keiner in Idealen
So weit verſteigen, ſo prächtig ſie malen,
Wie ich alle Talente und alle Kräfte
Nur widmen wollte dem Menſchheitsgeſchäfte,

Dem herrlichen Fortrücken des Jahrhunderts,
Verſprach von meinem Wirken mir viel Wunders,
Und alles lief gar luſtig ab,
Wie ich dir ſchon ſonſt erzählet hab.

Hund.

Erzähle noch einmal, ich höre dir zu,
Es ſitzt ſich hier gut in der ſtillen Ruh.

Wolf.

Du weißt, wie damals, als ich dich kennen lernte
Beim Bauer Hans, wo du dienteſt als Knecht,
Ich mich aus meinem Wald entfernte
Und alle Künſte des Hundes lernte,
Verläugnete ganz mein eigen Geſchlecht,
Um nur dem Staate zu werden recht.
Ich verſcheuchte die Diebe, bewachte den Hof,
Im Regen lag ich, daß der Pelz mir troff,
Erlitt oft Hunger, der Prügel nicht wenig,
Doch war ich in meinen Gedanken ein König;
Ich nutzte, und war mit meiner Beſtimmung zufrieden,
Mir ſchien ein herrliches Loos beſchieden.

Hund.

Still! mir iſt, als ob ich Haſen ſpüre.

Wolf.

Sei ruhig, du Narr, hör zu und verſtöre
Mir meine tragiſche Leidensgeſchicht
Durch derlei platten Egoismus nicht.
Vernimm denn, wie es ein Ende nahm,
Und wie ich durch Erfahrung dazu kam,

Die Menſchen zu haſſen, die ich wie Brüder
Geliebt, die ich meine Freunde geheißen;
Jetzt ſind ſie mir in den Tod zuwider,
Ich möchte ſie alle mit den Zähnen zerreißen! —
Meine Phantaſie ſtand damals in ihrer Blüte
Und jugendlich ſchön war mein Gemüthe,
Ich ging im Walde zuweilen ſpazieren,
Mußt mir das Glück eine Wölfin zuführen. —
O Freund! was lernt ich da erſt kennen,
Einen Leib, ſo unbeſchreiblich hold,
Einen Geiſt, mit keinen Worten zu nennen,
Verſtand, nicht zu bezahlen mit Gold,
Man hätte von ihr ein Buch ſchreiben können:
Eliſa, oder die Wölfin wie ſie ſein ſollt!

Hund.

Erſpare dir das Entzücken, mein Freund,
Du hältſt mich auch für verliebt, wie's ſcheint.

Wolf.

Was ſoll ich dir ſagen? Ich liebte ſie, ſie mich,
Unſre Wonnemonde waren ſo wonniglich;
Ich ſah ſie im Wald, ſie beſuchte mich heimlich,
Wir wünſchten, wir wären unzertrennlich.
Eines Morgens verſpätet ſich die Theure,
Die Bauern kommen zum Dreſchen in die Scheure,
Finden da das unvergleichliche Weib,
Drauf mit den Dreſchflegeln über den zarten Leib,
Und haſt du nicht geſehn, von Wuth gezügelt,
Die Geliebte vom Hofe herunter geprügelt!

Hund.

Da war dir wohl die Peterſilie verregnet?

Wolf.

Iſt es ſo, daß ihr der Liebe begegnet,
Ihr Menſchen? dacht ich in meinem Sinn,
Doch unterdrückt ich meinen Grimm,
Ich lernte mich unter der Noth bequemen,
Die Leidenſchaft meines Herzens zähmen. —
Es währte nicht lange, ſo merkten's im Dorf
Ich ſei kein Hund nicht, ſondern ein Wolf.
Was liegt am Namen? da ſie mich kannten,
Da ich ſo treue Dienſte gethan?
Doch war ich ſeitdem ein verlorner Mann,
Weil ſie dies Vorurtheil nicht verbannten.
Man traut mir nicht, man legt mich an die Kette,
Als wenn ich ein Verbrechen begangen hätte.
Ich fügte mich mit O! und Ach!
Auch wieder in die neue Schmach;
Doch Nachts vernahm ich einen Plan,
Vor dem mein ganzes Blut gerann:
Man beſchloß, mich ſo in Feſſeln zu legen,
Daß ich nicht Hand, nicht Fuß könnte regen;
Hernach, ſo hört' ich ſie ſich beſprechen,
Wollten ſie mir ungeſäumt die Zähne ausbrechen,
So könnten ſie mit mir machen, was ſie wollten,
Und wenn ſie mich auch ſchinden ſollten;
Könnten mich auch an Bärenführer verkaufen,
So müßt' ich als Narr die Märkte durchlaufen,

Und wäre man meiner satt, könnte man ohne Gefahr
Mich augenblicklich todtschlagen gar.
O Spitz, wie das mein Herz durchschnitt!

Hund.

Sie spielen einem kurioſe mit.

Wolf.

Meiner Wuth riß die Kette bald,
So rannte ich in den nächſten Wald.
Ich will ſchweigen, was ich ſeitdem erfuhr,
Denn es empört die geduldigſte Natur;
Kugeln ſummten oft dicht um die Ohren,
Eiſen waren mir mörderlich geſtellt,
Hunde hatten mich oft beim Fell;
O Freund, nirgends iſt eine Kreatur
So ſchlimm in aller weiten Welt
Als wie ein armer Wolf geſchoren.
Seitdem iſt aber auch mein Plan,
Unheil zu ſtiften, ſo viel ich nur kann;
Seitdem thut mir nichts gut,
Als nur der Anblick von Blut.
Ich will alles Glück ruiniren,
Dem Bräutigam ſeine Braut maſſakriren,
Die Kinder von den Eltern trennen,
Und was man Unglück nur kann nennen,
Darauf ſoll dieſer Kopf auch ſinnen.
Man hat mich ſo weit endlich getrieben,
Ich will ſie freſſen, da ſie mich nicht lieben,

Und wärſt du nicht mein Vertrauter eben,
Ich hätte dir ſchon den Reſt gegeben.

Hund.

Gehorſamer Diener, für die gütige Ausnahm!
Doch haſt du denn keine Schand' noch Schaam,
Daß dich nicht dein böſer Vorſatz gereut?
Glaubſt du denn nicht an Unſterblichkeit?
An Beſtrafung nach dieſer Zeitlichkeit?

Wolf.

Nein, Kerl, ich halte alles für Aberglauben!
Die Freuden dort ſind gewiß nur Trauben,
Die uns zu hoch hängen, mein dummer Freund,
In gar zu weitem Felde das ſcheint:
Was ich freſſe in meinen Leib hinein,
Das iſt gewiß und wahrhaftig mein!
Kann mich zu keiner andern Lehr bequemen.

Hund.

Ei pfui! ich muß mich für euch ſchämen,
Will auch nicht mit euch Umgang weiter pflegen,
Ich geh, aus Furcht der Anſteckung wegen. ab.

Wolf.

Das ſind die Köpfe, ſo dumm und ſeicht,
Die jede Furcht und Beklemmung erreicht,
Die nichts von Kraft und Selbſtſtändigkeit wiſſen;
Hätt' ich ihn doch lieber in Stücke zerriſſen!
Doch will ich ſein liebes Rothkäppchen fangen,
Das iſt ſeit lange ſchon mein Verlangen;

Ihr Vater ist überdies ein Mann,
Der mir schon tausend Drangsal angethan.
Will mich auch auf den Weg gleich machen,
Hungert mich recht nach ihr in meinem Rachen.

Geht ab.

Vierte Scene.

Fußpfad im Wald.

Rothkäppchen. Hanne.

Hanne.

Es wird schon finster, ich gehe nicht weiter.

Rothkäppchen.

Nicht doch, die Sonne scheint noch so heiter.

Hanne.

Es wird dunkle und finstre Nacht,
Eh' ich den Weg zurück gemacht.

Peter tritt mit seiner Braut auf.

Braut.

Ei Rothkäppchen? gehst du auch noch spazieren?

Peter.

Ich muß die Kleine immer vexiren,
Es ist ein allerliebstes Kind. —
Nun, Rothkäppchen, wie bist du denn gesinnt,
Willst du noch mein Bräutchen sein?

Rothkäppchen.

Schweig still, du hast ja schon die dein.

Peter.

Das nehmen wir nicht ſo genau,
Du wirſt dann meine zweite Frau.

Braut.

Glaubs nicht, er ſpricht nur wie ein Tropf!
Peter, ſetz dem Kinde nichts in den Kopf.

Rothkäppchen.

Laß ihn nur reden, Anne Marie,
Ich nähme doch den Peter nie,
Er gefällt mir ſchon jetzt nicht ſonderlich,
Dann wär er gar alt und krüppelich;
Wird mich ſchon, ohne mich an ihn zu hangen,
Ein beßrer Bräutigam zur Braut verlangen.

Braut.

Siehſt du, das kommt von deinem Vexiren,
Die weiß die Leute abzuführen,
Die iſt ſo klug wie wir jetzt wohl ſind
Und iſt noch ein kleines buttiges Kind. Gehn beide.

Hanne.

Sie ſagte, du wärſt ein buttiges Kind.

Rothkäppchen.

O laß ſie nur, denn beide ſind
So er wie ſie etwas dümmerlich,
Drum antworten ſie ſo kümmerlich.
Er hätte keine andre Braut getroffen,
Sie durfte auf keinen andern Bräutigam hoffen,
Drum halten ſie viel von einander mit Recht,
Und meinen nun jetzt, ſie wären nicht ſchlecht.

Hanne.

Hier ſteht eine Butterblume, die will ich blaſen,
Zu ſehn wie lang ich noch ſoll leben.

Ein Bauer geht vorbei.

Bauer.

Mich wundert, daß man die Kinder läßt ſo rum raſen,
Die kämen dem Wolf gerade gelegen.
Geht nach Hauſe, Kinder, das iſt geſcheidt,
Es wird ſchon Abend, da iſt es Zeit.

Rothkäppchen.

Ich geh zu Großmutter, bring ihr Abendbrod,
Mit eurem Wolf hats keine Noth.

Bauer.

Wenn er dich erſt wird maſſakriren,
Wirſt du wohl 'ne andre Sprache führen.
Das iſt jetzt bei Kindern 'ne dumme Weis,
Sie werden gar zu naſeweis. Geht ab.

Hanne.

Sieh da, ich lebe wohl noch hundert Jahr.

Kuckuck, hinter der Scene.

Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!

Rothkäppchen.

Das wäre doch ein bischen gar zu lang.

Hanne.

Ne, ne, es trifft dir auf ein Haar.
Nun iſt mir nicht vor dem Wolfe bang.

Rothkäppchen.

So will ich doch auch mein Glück erproben.

Sie bläst auf die Blume.

Sieh, da iſt alles rein weg geſtoben.

Hanne.

Ach, armes Kind! So bald zu ſterben!

Rothkäppchen.

So ſollſt du mein roth Käppchen erben.
Doch leb ich wohl länger wie du mit Luſt,
Denn man ſieht, ich hab' eine beſſere Bruſt,
Drum ſind die Haare ſo weg geflogen.
Meine Mutter hat mich zu gut erzogen,
Als daß ich an ſo was glauben ſollte,
Ich wüßte auch nicht, wie es die Blume wiſſen wollte;
Erſt iſt ſie gelb, und wird dann greis,
Wie ein kindiſcher Mann, der von ſich nicht weiß,
Da ſteht ſie am Wege und kömmt ein Wind,
Ihr alle Haare ausgeriſſen ſind.

Kuckuck.

Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!

Hanne.

Das glaubſt du nicht? So weiß ich noch was:
Frag den Kuckuck, wie lang du zu leben haſt;
Wenn ders nicht weiß, ſo weiß es keiner.

Rothkäppchen.

Ja ſolchen Vögeln trau nur einer,
Der ſitzt in ſeiner Dunkelheit,

Wo er aus Langeweile ſchreit.
Kuckuck! wie lange hab ich zu leben? — —

Hanne.

Siehſt du! er will keine Antwort geben.
Ach, armes Kind! ſo lebe wohl,
Und wenn ich dich nicht wieder ſehen ſoll,
So gedenke im Tode zuweilen meiner,
Dafür gedenk' ich im Leben deiner. Geht ab.

Rothkäppchen.

Das kleine Mädchen iſt nicht recht klug
Und für ihr Alter noch dumm genug.

Kuckuck kommt auf die Scene.

Rothkäppchen.

Was will der Vogel von mir haben?

Kuckuck.

Kuck um dich! Kuck! Kuck! ſollſt Vorſicht haben!
Kuck! Kann nicht ſprechen, wie ich wollt;
Kuck! Kuck! Kuck um dich, der Wolf, —
Kuck! Kuck! Fliegt ab.

Rothkäppchen.

Kuck! kuck! der hats im Reden nicht weit gebracht,
Ich hätte beinah über den Narren gelacht.

Der Hund kommt.

Rothkäppchen.

Ei, Hund! Wo kommſt du her? Wie er ſchmeichelt,
Wie er ſich an der Seite ſtreichelt,
Wo er merkt, daß ich das Eſſen trage.

Hund.

Bau, bau nicht zu ſehr auf Sicherheit.

Rothkäppchen.

Wenn ich nach Hauſe komme, dann frage
Nur nach, dann iſt deine Eſſenszeit.

Hund.

Bau, bau auf deinen Muth nicht zu ſehr,
Ich komm, bau, bau, und knie vor dir her,
Kann nicht recht ſprechen;
Bau, bau, trau, bau nicht zu ſehr,
Der Wolf kann dich freſſen.

Rothkäppchen.

Geh, alberner Hund, nun iſt es Zeit,
Du biſt im Kopf nicht recht geſcheidt! Geht ab.

Hund.

Bau, bau und trau nicht zu ſehr!

Kuckuck.

Kuck, kuck, kuck um dich mehr!

Nachtigall, hinter der Scene.

Tirili! von allen
Vögeln hoch und tief Geſänge ſchallen, ſchallen,
Sie lallen
In tauſend Zungen,
Wird von allen geſungen,
Doch iſt es keinem als mir gelungen,
Honetten, netten Leuten zu gefallen, allen, ſchallen.

Kuckuck.

Kuck, kuck den Hochmuth!

Fünfte Scene.

Stube.

Der Wolf im Bett.

So war ich glücklich herein gekommen
Und habe der alten Frau das Leben genommen,
Die Thür stand, gegen mein Verhoffen
Im Hof' und auch im Hause offen;
Die Alte war erzürnt und wollte sich wehren,
Doch durft' ich mich daran nicht kehren,
Nun ist sie erwürgt, liegt unter dem Bette;
Wünscht' nur, daß ich Rothkäppchen hier hätte.
Doch will ich schlau die Sache anstellen
Und mich als das alte Weib jetzt stellen;
Ich setze die Haube auf, es wird schon finster,
Es kommt nicht viel Licht durch die Fenster,
So lieg' ich im Bett, als wär' ich kränklich.
Ich höre sie schon, sie kommt nachdenklich.

Rothkäppchen tritt herein.

Rothkäppchen.

Großmutter, bist du schon zu Bett gegangen?

Wolf.

Schon seit einer Stunde, ich hatte Verlangen
Dich, liebes Kind, wieder zu sehn, mir ist nicht wohl.

Rothkäppchen.

Ich dich von der Mutter schön grüßen soll,
Sie schickt dir ein gekochtes Huhn,

Das wird dir wohl in der Schwachheit thun.
Der Vater war nicht gut aufgelegt,
Ich lief ſchnell fort, weil er manchmal ſchlägt,
Oft will er nicht, daß ich zu dir gehe
Und dir in deiner Noth beiſtehe. —
Du liegſt zu Bett, doch am verkehrten Ende.
Ei, Großmutter, was haſt du für närriſche Hände?

Wolf.

Sie ſind gut, damit was feſt zu halten.

Rothkäppchen.

Es wollten zu Hauſe die beiden Alten,
Daß ich die Nacht hier bei dir bleiben ſollte.

Wolf.

Das war es, was ich ſelber wollte.

Rothkäppchen.

Sie ſagen, es iſt nicht gut in der Nacht zu gehn,
Man könnte mir da nicht für Schaden ſtehn.
Ei, Großmutter, was haſt du für große Ohren!

Wolf.

Ich kann damit deſto beſſer hören.

Rothkäppchen.

Das Fenſter ſteht auf, es zieht kalt herein.

Wolf.

Laß nur, im Bett wird dir wärmer ſein.

Rothkäppchen.

Ich hatte ſo zu dir zu kommen Verlangen,
Nun wird mir hier in der Stube ſo bange.
Ei, Großmutter, was haſt du für große Augen!

Wolf.

Deſto beſſer ſie zum Sehen taugen.

Rothkäppchen.

Auch die Naſe ſitzt dir nicht ſo wie immer.

Wolf.

Mein Kind, das macht der Abendſchimmer.

Rothkäppchen.

Ei Herr Je! was haſt du für 'nen großen Mund!

Wolf.

Deſto beſſer er dich freſſen kunnt!

Rothkäppchen.

Ach! Hülfe! Hülfe! kommt, helft meiner Noth!

Wolf.

Du ſchreiſt vergebens, du biſt ſchon todt!

Der Vorhang des Bettes fällt zu.

Die beiden Rothkehlchen fliegen durch das Fenſter.

Erſter Vogel.

Komm, laß uns durch das Fenſter fliegen.

Zweiter Vogel.

Rothkäppchen iſt drinne, unſer Vergnügen.

Erſter Vogel.

Sie liegt wohl im Bett, ich ſeh' nach ihr.

Hüpft hinter den Vorhang.

Zweiter Vogel.

Die Luft zieht hübſch durch Fenſter und Thür.

Erſter Vogel kommt zurück.

O weh! O weh! O Jammer und Noth!

Zweiter Vogel.

Was giebts?

Erſter Vogel.

Der Wolf iſt da, Rothkäppchen ſchon todt.

Beide.

O weh! o weh! der großen Noth!
Der Jäger ſieht zum Fenſter herein.

Jäger.

Was ſchreit ihr denn ſo gar erbärmlich?

Die Vögel.

Rothkäppchen iſt todt ganz Gotts erbärmlich!
Der wilde Wolf hat ſie zerriſſen,
Und auch zum Theil ſchon aufgefreſſen.

Jäger.

Daß Gott erbarm! ich ſchieße zum Fenſter hinein. —
Er ſchießt hinein.
Da liegt der Wolf und iſt auch todt,
So muß für alles Strafe ſein,
Er ſchwimmt in ſeinem Blute roth.
Es kann einer wohl ein Verbrechen begehn,
Doch kann er nie der Strafe entgehn.

Man ſprach bei Tiſch über die frühe Luſt der Kinder an der Furcht, und man ſtritt, ob man dieſen Trieb in ihnen unterhalten ſolle, oder nicht. Manfred war mit Einſchränkungen dafür, ſo wie Emilie dagegen. Als man nicht einig werden konnte, ſagte Clara: laſſen wir dieſen Kampf, die Kinder werden ſich doch

fürchten, wir mögen es anstellen, wie wir wollen; Anton soll uns lieber noch jenes Gedicht mittheilen, von welchem er heut Morgen sprach, und das er vor einigen Jahren in einer melankolischen Stimmung geschrieben hat.

Noch krank kam ich von einer Reise zurück, sagte Anton; die gewohnte Umgebung drückte mit Bangigkeit auf mein Gemüth, und doch schien dem Genesenen alles so lieb und hold, ich schloß mich so inniger an meine Freunde und schrieb diese Verse:

Die Heimath.

Ich seh die Heimath wieder,
Die lange ferne blieb,
Sie träufelt Wonne nieder,
Sie hat ihr Kind so lieb.

Voll Liebe reichen Bäume
Mir froh die grüne Hand,
Ich steh und sinn' und träume,
Und alles thut bekannt.

Verspät'te Blümchen ragen
Neugierig aus dem Gras,
Es ist als ob sie fragen
Recht zärtlich: wer ist das?

Ich muß sie alle grüßen
Und wieder traulich sein;
Laß, Blume, dich noch küssen,
Wie oft gedacht ich dein!

Da sind die grünen Gänge.
Die Steine wohl bekannt.
Und wunderbare Klänge
Sind hier noch früh gebannt.

Es ist die Nachtigalle,
Sie blieb an diesem Ort,
Sie sagt mit süßem Schalle
Mir noch ein scheidend Wort.

Wie treu ist dieser Sänger,
Daß er noch mein gedacht. —
Mir wird im Herzen bänger
Hier in der grünen Nacht.

Sie fliegen fort die Töne,
Die Erde nimmt das Laub,
Was gestern grünte schöne
Ist heut des Windes Raub.

O Frühling, hintergangen
Hast du die arme Welt,
Erst schlägst du auf mit Prangen
Und lachend dein Gezelt.

Es stehn wie Dienerschaaren
Mit blitzendem Gewehr,
Vor Unfall dich zu wahren,
Die Blumen um dich her.

Die Wasser wie Herolde
Rufen dein Kommen aus,
Ganz ausgeschmückt mit Golde
Ist deine Flur und Haus.

Die Vögel fliehn und ziehen,
Mit Wolken spielen sie,
Und alle Blumen blühen
Und duften spät und früh.

Die Rose kommt mit Scheinen,
Und ruft: nun liebet all!
Wer sollte wohl nicht weinen
Bei diesem süßen Schall?

Und wie man sich besinnet,
Das Auge thränenschwer,
Die Blüte Frucht gewinnet
Und ruft den Sommer her.

Was hilft es doch, zu flüchten
Zum grünen, kühlen Wald,
Wenn hier aus allen dichten
Zweigen ein Klaglied schallt?

Die Nachtgall will verkünden
Was Schmerz und Liebe sei,
Sie kann den Ton wohl finden
Und singt ihr Herze frei.

Bald werden stumm die Bäume,
Die Blumen blühen ab,
Erwachen alle Träume
Und sehn vor sich ein Grab.

Es fallen wie die Todten
Wunsch, Lust und Leben hin,
Verlieren gern den Othem,
Nach Sterben geht ihr Sinn.

Da wird erzeugt in Schmerzen
Zuletzt der heiße Wein,
Er ist ein wildes Scherzen
Vom Tod sich zu befrein.

Nun fühl ich mich verloren
In finstrer Einsamkeit,
Es wird der Tod geboren,
Er bringt mir tiefes Leid.

Die Erde ungeschmücket,
Blumlos und ohne Gras, —
Wohl hab ich dich erblicket,
Die Heimath ist nun das.

Du rufst mit stillem Winken
Mich wie das Laub herab,
Und gern will ich versinken
In dieses offne Grab.

Doch kommt nicht Frühling wieder?
Bleibt nicht die Liebe neu?
Es stehn ja muntre Lieder
Mir baldigst wieder bei.

Hab ich nicht Trost gegeben?
Ist nicht mein Blick erkannt?
So bin ich auch dem Leben
Von neuem zugewandt.

Die Himmelslüfte spielen
Mild durch mein Herz dahin,
Das ist ein selig Fühlen,
Als ob im May ich bin

Wie fliehen viele Wogen
Hinab in Strom und Meer,
Und muthig angeflogen
Schwimmt neue Flut daher.

Liebe kann nicht versiegen,
Sie ist ein ewger Quell,
Will jedes Bild verfliegen
Bleibt doch ihr Antlitz hell.

Drum will ich nicht verzagen,
Nun singe, neues Herz,
Und will ich Leiden klagen
Verschönt Gesang den Schmerz. —

Friedrich und Lothar sahen sich stillschweigend an, denn es schien ihnen, als habe Anton die letzten Strofen neuerdings hinzu gefügt. Indem hörte man ein Getümmel näher, das sich schon während des Lesens in der Ferne hatte spüren lassen, und man erfuhr, daß jener Bote, den Friedrich schon seit dreien Tagen erwartet hatte, eben jetzt in dunkler Nacht und ermüdet angekommen sei. Friedrich eilte zitternd hinaus, seine Bothschaft zu vernehmen und Briefe von ihm zu empfangen; die übrige Gesellschaft trennte sich, um sich der Ruhe zu überlassen.

Am frühen Morgen begegnete Anton dem umirrenden Friedrich in den Gängen des Gartens. Wie ist

dir, mein Geliebter? fragte Anton beſorgt; ich hörte dich in der Nacht dein Zimmer verlaſſen und dann im Garten auf und nieder gehn; du ſcheinſt nicht geſchlafen zu haben: haſt du traurige Nachrichten erhalten, oder biſt du krank?

Geſund und froh, antwortete Friedrich, aber ſo bewegt, daß alles mich nur wie ein Traum umgiebt, daß ich nicht hoffen oder mich freuen kann, am wenigſten Rath erſinnen. Adelheid hat mir durch den geſtrigen Boten geſchrieben, daß ihr Oheim in wenigen Tagen eine Reiſe unternehmen müſſe, dieſe Zeit will ſie benutzen, um in Geſellſchaft und durch Hülfe meines Freundes Ewald zu entfliehen; ich ſoll ihr einen ſichern Ort vorſchlagen, wo ſie eine Zeit lang verborgen leben möge, und wo ich ſie treffen könne. Alles dieſes war faſt ſeit einem Jahre unter uns beredet, aber nun es wirklich eintrifft und geſchehen ſoll, überſchüttet es mich ſo mit Verwirrung und Angſt, daß ich mir nicht zu helfen weiß, und einen Freund brauchte, der für mich zu handeln im Stande wäre.

Geht es uns nicht mit jedem Glücke ſo? antwortete Anton; es bemeiſtert ſich unſerer Sinne um ſo mehr, um ſo größer es iſt, und um ſo heftiger wir es gewünſcht haben, im Unglück wiſſen wir uns ſchon eher zu faſſen, es iſt beinah, als wäre es uns in dieſem Leben mehr geeignet; das Glück aber bleibt uns immer ein etwas fremder und ſeltſamer Gaſt.

Ich weiß es, fuhr Friedrich fort, daß ſie nur im Vertrauen auf meinen Muth handelt, und ſchäme mich darum, mich ſelbſt ſo weichlich und ſchwach anzutreffen. Es iſt aber auch nicht Schwäche, ſondern nur der Mangel jener Gelaſſenheit, einer gewiſſen Kälte, die uns in allen Vorfällen des Lebens zu Gebote ſtehen ſollte. Ich bin über mein ſo nahes Glück außer mir, alle meine Lebensgeiſter haben ſich meiner Dienſtbarkeit entzogen, und ſchwärmen für ſich und kämpfen gegen einander. Ich bin entzückt, und im Schwindel dünkt mir die feſte Erde nur ein ſchwankendes Brett.

Manfred trat zu ihnen. Die Bewegung Friedrichs konnte ihm nicht verborgen bleiben, und dieſer vertraute ihm auch nach einigen Fragen gerührt das Geheimniß. O vortreflich! rief Manfred aus; das fügt ſich ja ſchöner, als wir es hatten hoffen können! Gerade eine Perſon, wie deine ſchöne Adelheid, hat unſerm Zirkel noch gefehlt, um ihn recht intereſſant zu machen! Denn wohin ſollte deine zukünftige Gemahlin wohl flüchten, als in unſere Arme und in dieſen Garten? Kann ſie etwas Beſſeres thun, als uns alle insgeſammt kennen lernen, unſre Werke anhören und ebenfalls beurtheilen? Zugleich werden die übrigen Weiber ſchüchterner werden, wenn ſie eine Schönere neben ſich ſehen; unſere Clara wird ihr vorlautes Weſen etwas beſchränken, die ſchnippiſche Auguſte wird lernen, daß hinter den Bergen auch Leute wohnen, und, o Himmel! meine ſanfte Roſalie wird vielleicht ſogar eiferſüchtig! Denn ich will alle meine

Aufmerksamkeit auf die schöne Geflüchtete wenden, und mich als ihren Ritter und Retter darstellen, nur muß dich, meinen weinerlichen gerührten Freund, der Teufel alsdann nicht mit Grillen plagen; doch auch das wird nicht schädlich sein, sondern nur die Verwirrung um so vollständiger machen. Sagt, Freunde, ist diese Aussicht nicht entzückend?

Aber die ernsthafte Emilie, wandte Friedrich ein, wird diesen Plan nicht mit derselben Begeisterung aufnehmen.

Laß mich nur sorgen, sagte Manfred, es muß sich alles von selbst zur Ordnung fügen, wenn wir es nur wollen. Glaubt nur, ernsthaft gesprochen, die meisten Weiber haben mehr Hang zur Intrigue, als sie sich im gewöhnlichen Leben dürfen merken lassen; meldet sich nun die Gelegenheit einmal, daß sie es ohne sonderliche Gefahr können, so greifen sie mit beiden Händen hinein, und so wird sich auch Emilie für diese poetische Situation interessiren, das romantische Gedicht fortschieben helfen, und sich selbst Beifall zurufen, daß sie eine Verwirrung sanft und anständig gelöst hat, die nach ihrer Meinung ohne ihre Hülfe leicht zu Unglück, Mißhelligkeit und Verzweiflung hätte ausschlagen können. Vergeßt auch nicht, meine Freunde, daß die Menschen zwar, wenn ihnen etwas Außerordentliches als zukünftig bevorsteht, sich die Haare ausraufen und Himmel und Erde in Bewegung setzen wollen, um es abzuwehren, daß sie sich aber gelinde das Seltsamste gefallen lassen, so wie es

nur einmal da ist und nicht mehr zu ändern steht. Daher werde ich Emilien von allem nichts wissen lassen, bis Adelheid in unserm Hause ist, oder diese vielleicht sogar einen Tag vor ihr verborgen halten, was in dem weitläufigen Gebäude, und wenn wir übrigen alle darum wissen, sehr leicht geschehen kann. Eben so wird sich der belobte Onkel zurecht finden, wenn er sieht, daß dem Abentheuer nicht mehr vorzubeugen ist. Ich reise dann wohl nach einiger Zeit hin, ihn zu sondiren und zu versöhnen, oder wir schicken unsern ehrbaren Ernst zu ihm, um den Frieden mit ihm abzuschließen.

Zu Mittag war die ganze Gesellschaft am Tische wieder vereinigt.

Gozzi, fing Clara an, hat einige Gegenstände bearbeitet, Fabeln, die anmuthig und von großer Wirkung sind. Warum ist dieser Dichter nie nachgeahmt worden? oder ist es geschehn?

In jener Zeit, sagte Lothar, als ich den Gozzi am eifrigsten las, machte ich auch den Versuch, ein Kindermährchen dramatisch zu bearbeiten, welches, wenn ich mich nicht täusche, doch keine Nachahmung seiner Manier zu nennen ist. Die Reihe hat mich getroffen, Ihnen dieses heute vorzutragen. — Lothar fing an zu lesen. —

Der Blaubart.

Ein Mährchen in fünf Akten.

Personen.

Peter Berner, mit dem Zunamen der Blaubart.
Mechtilde, seine Haushälterin.
Anton, Simon, Leopold } von Friedheim.
Anne, Agnes, } ihre Schwestern.
Heymon, Conrad, } von Wallenrod.
Martin von Felsberg.
Hans von Marloff.
Brigitte, seine Tochter.
Reinhold, sein Sohn.
Caspar, sein Knappe.
Junker Winfred.
Ulrich, ein Knecht.
Ein Rathgeber.
Claus, ein Narr.
Ein Arzt.
Ritter und Knechte.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Saal auf dem Schloſſe Wallenrod.

Heymon und Conrad von Wallenrod, Martin von Felsberg, andere Ritter.

Heymon.

Sind wir nun alle verſammelt?

Martin.

Ja, es fehlt, denk' ich, Niemand: denn hier bin erſtlich ich, Euer Vetter Martin von Felsberg, dann ſeid Ihr da, als das Haupt der Familie, der Ritter Heymon von Wallenrod, hier wandelt Euer edler Bruder Conrad, auch ſtehn da herum unſre übrigen werthen Verwandten und wackern Freunde, ſo daß wir unſere Rathspflege wohlgemuth und mit aller Beſonnenheit veranſtalten können.

Heymon.

So ſage ich denn noch einmal öffentlich, wie ich es ſchon jedem insbeſondere geſagt habe: Krieg! Fehde! — Wer iſt dieſer Peter Berner, daß er unſer Gebiet brandſchatzen darf? Sollen wir denn immer in Furcht und Sorgen leben vor einem Nichtswürdigen?

Conrad.

Ja wohl, vor einem Kerl, der nicht leſen, nicht beten kann? Vor einem Menſchen, der einen blauen Bart hat? Vor einem Taugenichts, den Gott auf eine wunderbare Weiſe hat zeichnen wollen?

Martin.

Wie ſagt Ihr? Er hätte einen blauen Bart?

Conrad.

Freilich, und der ſitzt ihm an einem verhenkerten Geſichte, an einer wahren Galgen-Phyſiognomie.

Martin.

Ordentlich blau? Was man ſo blau nennt?

Heymon.

Ihr wundert Euch mit Recht, Vetter, und mein Bruder da hat ihn ganz richtig beſchrieben. Er iſt ein wilder, unumgänglicher Menſch, raubt, plündert, ſchlägt todt, wenn er dazu kommen kann, und ſieht dabei aus wie der Satan.

Conrad.

Wie ihn Euch mein Bruder da eben ganz richtig beſchreibt, wie der leibhaftige Satan.

Martin.

Gottes Werke ſind doch wunderbar! — Hab' ich mein Lebtage von einem blauen Barte gehört?

Conrad.

Aber, Herr Bruder, ehe wir unſern Zug unternehmen, ſollten wir doch vorerſt unſern Rathgeber befragen.

Martin.

Wer ist denn das?

Heymon.

Ein alter Mann und weitläufiger Verwandter von uns; er ist schon, wie gesagt, etwas stumpf und bei Jahren, und da hat er sich in müßigen Stunden aufs Rathgeben gelegt. Aber er giebt Euch treflichen Rath, das versichre ich Euch.

Conrad.

Er hat schon manchen wackern Rath gegeben, von dem es wohl gut gewesen wäre, wenn man ihn befolgt hätte.

Heymon.

Da kömmt er eben her.

Der Rathgeber kommt herein.

Heymon.

Nun, setzt Euch, setzt Euch. — Jetzt also, meine versammelten Freunde, sind wir in der Absicht zusammen gekommen, ein vernünftiges Wort mit einander zu reden. — Es klopft. Wer klopft denn da? Nur herein!

Claus,

der Narr, tritt auf; er ist klein und ungestalt, pucklicht, hinkt auf einem Beine, und geht sehr behende an einer Krücke.

Conrad.

Ach! Es ist unser Narr.

Martin.

Ihr habt ja eine recht vollständige Haushaltung.

Conrad.

Gottlob! wir laſſen uns nichts abgehn. Ein kleiner Mann, der Narr, wie Ihr ihn da vor Euch ſeht, aber einen vortreflichen, dauerhaften Witz hat er an ſich. Man kann einen ganzen Abend über ihn lachen, wenn er auch kein Wort ſpricht. Aber ſonſt ein gutes Gemüth.

Claus.

Iſt es erlaubt, Ihr Herren, daß ein Narr in eine vernünftige Rathsverſammlung kömmt?

Conrad.

Du lieber Gott! er iſt ein Narr, man muß ihm doch auch ein kleines unſchuldiges Vergnügen gönnen, denn er ſäuft nicht und iſt überhaupt ein ordentlicher Burſch. — Setz dich, Narr, und wir andern Verſtändigen wollen uns auch ſetzen. Alle ſetzen ſich.

Heymon.

Nun ſo rathe ich alſo noch einmal zum Kriege, damit wir dieſes überläſtigen Peter Berners los werden mögen. Er ſteht jetzt eben im Felde gegen Hermann Worbſen, laßt uns ſchnell hinziehn, ſo ereilen wir ihn noch, ehe er nach ſeinem feſten Schloſſe zurück kehrt. — Was meint Ihr, Vetter Rathgeber?

Rathgeber.

Wenn ich Euch denn meinen guten Rath geben ſoll, — ſo meine ich unmaßgeblich, daß Ihr Recht habt, angeſehen Ihr ein verſtändiger, vollkommen ausgewachſener Ritter ſeid. — Ihr habt Recht, ich bin ganz Eurer Meinung.

Heymon.

Wenn wir ihn denn nun beſiegt haben, ſo beſtürmen wir ſein Schloß und theilen uns in ſeine Reichthümer?

Claus.

Und wo bleibt denn der Blaubart?

Heymon.

Narr, der kömmt ja in der Schlacht um.

Conrad.

Und wenn er auch nicht umkömmt, ſo wird er in ein Gefängniß geſteckt.

Heymon.

Das wird er aber nicht zugeben; beſſer, er kömmt in der Schlacht um.

Rathgeber.

Richtig, weit beſſer iſt es, er kömmt in der Schlacht um, da habt Ihr, Ritter Heymon, ganz meinen Gedanken.

Conrad.

Aber wenn er nun doch nicht umkömmt?

Rathgeber.

Ja ſo! — Eine gute Anmerkung von Eurem Bruder, in der That. — Wenn er nun nicht umkömmt! — Er thut beſſer, wenn er in der Schlacht umkömmt, das iſt gewiß, — aber die Menſchen ſind oft wunderlich. Ja, was meint Ihr dann?

Martin.

Ihr ſeid ja der Rathgeber.

Rathgeber.

Sehr richtig, — ja, dann iſt mein Rath, — daß man ſich nachher darauf beſinne, wenn wir erſt ſo weit ſind; Ihr habt ihn ja dann bei der Hand, und könnt mit ihm machen was Euch gut dünkt.

Conrad.

Das iſt auch wahr; warum wollen wir uns jetzt ſchon den Kopf zerbrechen?

Heymon.

Nun, ſo laßt uns denn nicht zaudern, ſondern haſtig aufbrechen. Sie wollen gehen.

Claus.

Aber halt! haltet doch! — Habt Ihr ſo wenig Geduld, daß Ihr ins Schlachtfeld hinein laufen wollt, als ging' es zum Frühſtück? Wer langſam geht, kömmt auch zu ſeinem Tode noch früh genug.

Conrad.

Zum Tode?

Claus.

Nun, wenn Ihr nicht ſiegt, ſondern beſiegt werdet? Und der Blaubart ſchneidet Euch den Rückzug ab? — Wie dann? — Wenn Ihr nun beſiegt werdet, ſag' ich! Denn das kann man doch ſo genau nicht wiſſen, man muß doch auf alle Fälle denken, ein guter Feldherr wird auch dafür ſorgen.

Heymon.

Ein guter Feldherr, ſagt Er? — Zum Henker, Er hat Recht, und es ſoll jetzt gleich daran gedacht wer-

den. Nein, nur um Gottes Willen die Sachen nicht einseitig betrachtet!

Claus.

Nun also, so denkt! Rathgeber, denkt einmal recht tüchtig.

Rathgeber.

Ja, der Kleine hat Recht, so klein er auch ist; und so rathe ich denn, nach reiflichem Ueberlegen, daß Ihr noch fürs erste den ganzen Feldzug sein lasset.

Heymon.

Ist das Euer Rath?

Rathgeber.

Wenn wirs beim Lichte besehn, wird's ohngefähr auf so etwas hinaus laufen.

Heymon.

Das ist nichts, Rathgeber! Etwas Besseres.

Rathgeber.

Ihr glaubt wohl, daß man den guten Rath nur so aus den Aermeln schüttelt? Ich weiß nichts Besseres.

Conrad.

Hm, — wenn man — nein!

Heymon.

Hm. — Könnte man nicht, — bewahre!

Martin.

Hm! — Ich dächte — ich weiß nicht, was ich dachte.

Ein Ritter.

Aber Herr Ritter, Ihr vergaßt ja ganz, daß Claus nur ein Narr ist.

Conrad.

Richtig! Da steckt der Knoten! — Und wir stehn da alle und überlegen!

Rathgeber.

Wir haben uns von dem Narren alle in den April schicken lassen.

Heymon.

Künftig schweig, bis man Dich frägt.

Claus.

Verzeiht, es geschah nur, um mir mit dem Reden einen Zeitvertreib zu machen. Ihr wißt, ich plaudre gern, und da beseh' ich denn die Worte vorher nicht so genau; es ist doch bald vorbei, wenn man redet, und da lohnt's der Mühe nicht, daß man es so genau nimmt.

Heymon.

So wollen wir denn aufbrechen.

Martin.

Nehmt Ihr den Rathgeber nicht mit?

Heymon.

Ja das verdient Ueberlegung.

Rathgeber.

Laßt mich lieber zu Hause, hochgeschätzte Herren; ich bin alt, und Ihr wißt ja wohl das Sprichwort: guter Rath kömmt immer hinter her. Ihr könnt mich eilig holen lassen, wenn Ihr mich nöthig habt.

Conrad.

Das ist wahr, Ihr seid doch ein kluger Mann. — Aber den Narren wollen wir mitnehmen.

Claus.

Mich? — O Ihr Herren, ich bin im Felde ganz unnütz; ich kann keine Trommel hören, ohne Colik zu bekommen, ich ſitze immer bei den Marketendern und mache nur die Lebensmittel theuer; als Soldat bin ich gar nicht zu gebrauchen, weil ich vor Angſt die Parole vergeſſe. Warum wollt Ihr mich denn mitnehmen?

Conrad.

Erſtlich zur Strafe, damit Du ſiehſt, daß wir wohl ſiegen werden; zweitens, damit wir doch auch einen Narren unter uns haben. Drittens, um den Feind durch Deine Perſon zu ärgern, — und viertens ſollſt Du mitgehn!

Claus.

Dieſer letzte Grund iſt ſo verdammt gründlich, daß ſich nichts von Bedeutung dagegen einwenden läßt. Nun, wenn es denn ſein muß, ſo will ich nur mein Bündel ſchnüren und mein Teſtament machen.

Heymon.

Dein Teſtament?

Claus.

Aus meinem Narrenſtock läßt ſich ein herrlicher Commandoſtab machen, man darf nur oben den Eſelskopf herunterbrechen; den vermach' ich Euch! Meine Mütze Eurem Bruder Conrad, die Ohren ſind ſo ſchon ziemlich abgetragen; meinen Witz dem Rathgeber da, und meine Krücke demjenigen, der nur mit einem Beine aus dem Felde zurück hinkt.

Rathgeber.

Deinen Witz magst Du selbst behalten, er ist so durchgescheuert, daß man die Fäden zählen kann.

Claus.

So könnt Ihr immer noch Euren vernünftigen Rath damit flicken, denn ich glaube, daß Verstand kein besseres Unterfutter finden kann, als Narrheit. Ich versichere Euch, nichts hält so warm und bewahrt vor Husten und Schnupfen, Schwindel und dergleichen, so gut, als ein Brusttuch von derber Narrheit. Trügt Ihr es nur unter Eurem Panzer, Herr Ritter, Ihr würdet Euch wohl dabei befinden, dann bliebet Ihr lieber zu Hause, und ergötztet Euch hier bürgerlich mit mir, oder dem Rathgeber, oder ginget auf die Jagd. Warum muß es denn gerade Krieg sein? Krieg ist ein gefährliches Spiel; ich kann schon das bloße Wort nicht leiden; glaubt mir, es lies't sich besser davon in Büchern, als dort im Felde zu stehn und zu passen und zu passen, — und wenn man nun in der Hinterhand sitzt und der Feind bekömmt die Matadore! —

Heymon.

Der Narr schwatzt und kann kein Ende finden. Du sollst uns den Marsch verkürzen durch Deine Mährlein.

Claus.

Soll ich reiten oder gehn?

Conrad.

Gehn.

Claus.

Nun, Gott ſegne Euch, ich werde ſo auf meine Art gehn müſſen.

Heymon.

Kommt, Vetter Martin, kommt Ritter, der Sieg winkt uns, wir wollen uns nicht ſäumig finden laſſen.

Conrad.

Wenn wir nur erſt die eroberten Fahnen aufhängen! Alle ab.

Claus.

O über die lumpige Welt! — Wahrhaftig, ich ſchäme mich jetzt. Ich werde dafür bezahlt, um ein rechter wahrer Narr zu ſein, und nun bin ich ein Pfuſcher geweſen, und war offenbar der verſtändigſte von allen. Sie pfuſchen dafür in mein Handwerk, und ſo iſt kein Menſch mit ſeinem Stande zufrieden. Wollte nur Gott, ich könnte die Klugheit ſo wacker ſpielen, als ſie ſich in der Narrheit gut ausgenommen haben! — Nun, Schickſal, du Vormund der Unmündigen, wirſt du dich ihrer ſo ſehr annehmen, als ſie feſt auf dir vertrauen, ſo werden ſie dieſen Feldzug bald geendigt haben. — ab.

Zweite Scene.

Zimmer.

Winfred, ein Knecht.

Winfred.

Er ist aber doch zu Hause, der Junker Leopold von Friedheim? du mußt wissen, ich bin sein Freund.

Knecht.

Wer, sag' ich, daß Ihr seid?

Winfred.

Ich nenne mich Winfred, sage nur diesen Namen, so kennt mich dein Junker schon daran. Knecht ab. Wie das Schicksal seine Gaben ungleich und verwunderlich austheilt! So kann ich es doch nun und nimmermehr dahin bringen, daß mir der Hut so angenehm schief von der Seite sitzt, wie meinem Freunde Leopold, und Schuh und Strümpfe und alles; es ist und wird nimmermehr der nachlässige liebenswürdige Anstand, so viel ich mich auch übe, so sehr ich mich auch von früh Morgen darauf abarbeite. Freilich, meine Beine haben auch nicht den gehörigen Schnitt, sie sind gar zu dünn. Und dann seine Art hinein zu kommen, und mir nichts dir nichts den ersten besten Diskurs anzufangen, daß ihm die Worte nur so aus dem Munde stäuben. Mir erstirbt die Rede auf der Zungenspitze, und die besten

Einfälle klammern ſich ſo feſt, daß ich ſie nicht losſchütteln kann. Er gefällt allen Menſchen, und auch den Weibern, aber wenn ſie auch manchmal über mich lachen, ſo kann ich doch nicht ihre rechte Liebe erwecken. Die Sterne haben wohl bei meiner Geburt etwas in der Quere geſtanden, ſo deutet auch Hand und Fuß; ja wahrlich, wenn ich nicht ſo gar enge Schuhe trüge, ſchauten die Füße aus, wie die einer Gans; breit! breit!

Leopold kommt.

Ihr ſeid ſchon da? Ei, wie aufgeputzt und prächtig! Das neue Wamms und die Federn hab ich noch nicht an Euch geſehen.

Winfred.

Nicht wahr, zierlich und anmuthig? Und wenn ich ſo mit den Armen ſchlenkre, und den Mantel etwas ſo von der Schulter werfe, ſo macht ſich's ziemlich? Gelt! Seht, iſt es ſo recht?

Leopold.

Vortreflich! Ihr ſeid ſchon ein Meiſter, da Ihr vor kurzem nur als ein Schüler angefangen habt.

Winfred.

Ach, Lieber, weit, weit iſt's noch zum Ziel! Nein, ich will mich nicht ſelber täuſchen. — Aber ſagt, wie ſteht's um unſer Abentheuer? Wann lichten wir die Anker?

Leopold.

Es ist noch zu früh. Ich werde Euch schon Nachricht geben, wenn es an der Zeit ist.

Winfred.

O was mich das glücklich machen wird, so in Eurer Gesellschaft auszuziehn, hier über die Berge, dort durch die Städte, und Lust und Gefahr mit Euch theilen, und Euch immer sehn und bewundern, und von Euch lernen! Und dann spricht man von uns, und besingt uns wohl gar, und wenn uns dann die Leute kommen sehn, so heißt es: da, da gehen sie, da reiten sie die beiden jungen Wagehälse! der da vorn ist der Leopold, der da hinterdrein folgt, ist Junker Winfred, nicht so merkwürdig wie jener, aber doch auch nicht übel, er hat's hinter den Ohren, hat Grütz im Kopf, der Teufelskerl! Umarmt Leopold. O Lieber, Bester, Einziger, laßt uns doch bald, bald ausziehen!

Leopold.

Ich sage Euch, noch ist es zu zeitig; der alte Hans von Marloff ist zu sehr auf seiner Hut, er bewacht seine Tochter wie der Drache den Schatz. Er ist geizig, ich bin arm, unsre Familie ist zahlreich, und darum muß ich zur List meine Zuflucht nehmen, um glücklich zu werden.

Winfred.

Wieder auf unser altes Gespräch zu kommen: nichts wär's mit Euren Schwestern? O Himmel, das Glück

Euer Schwager zu ſein! Freundchen, nicht tauſcht' ich dann mit dem Sultan von Babylon!

Leopold.

Schlagt Euch das aus dem Sinn, es geht ein für allemal nicht. Mein Bruder Anton ſieht auf Geld und Gut, und da ſeid Ihr nicht reich genug: Anna hängt noch immer ihrer alten Liebe nach; Ihr wißt ja, wie der Hans von Marloff lieber ſeinen Sohn aus dem Lande getrieben als ſeine Einwilligung gegeben hat, die will nun gar nicht heirathen und Euch wohl am wenigſten; Agnes muß durchaus einen reichen Mann haben.

Winfred.

Da wäre der Blaubart für ſie, der ſchon ſo viele Weiber gehabt hat. Der Menſch iſt mit Weibern geſegnet.

Leopold.

Seine Frau lebt ja mit ihm und glücklich.

Winfred.

Nein, ſie iſt auch plötzlich wieder geſtorben. Er thut nichts als Krieg führen und Hochzeit machen. Gewiß ein merkwürdiger Charakter, ſo widerwärtig er auch ſonſt ſein mag. Er ſoll unermeßliche Schätze in ſeinen Schlöſſern aufbewahren. Was macht denn Euer zweiter Bruder, der wunderliche Simon?

Leopold.

Wie immer, hängt ſeinen Grillen nach und grübelt.

Winfred.

Höchſt kurios! Ha ha ha! Ich muß lachen, ſo oft

ich an ihn denke. Sagt, wie in aller Welt wird man nur zum Narren? So ſeinen Verſtand verlieren und unklug werden, es iſt doch unbegreiflich, wie es die Leute anfangen.

Leopold.

Freiwillig kommen wohl die wenigſten dazu.

Winfred.

Hm, es iſt wunderlich, darüber nachzudenken: vielleicht, daß der Menſch, wenn er ſich auch recht was Beſonderes vorſetzt, und Glück und Sterne laſſen es gelingen, und ſein Vorſatz paßt für ihn, daß er dann ein Held, ein Dichter, ein Weiſer, oder ein großer Luftſpringer wird; fügt ſich's aber, daß die Sterne und die Schickſale nicht damit harmoniren, ſondern ſich zwiſchen ihn und ſeine Abſichten ſo recht mit breitem Rücken hinſtellen, ſo wird aus dem nemlichen Menſchen wohl ein ſimpler Narr.

Leopold.

Du wirſt weiſe, Junker, trefliche Einſichten ſtehn Dir heut zu Gebot. Komm in den Hof, ich will Dir mein neues Roß zeigen, den Schimmel.

Winfred.

Kommt, kommt, und laßt mich ihn nachher auch verſuchen! gehn ab.

Dritte Scene.

Feld.

Ritter, Knechte; Heymon, Conrad, Martin an ihrer Spitze; Fahnen, Kriegsmusik; Claus.

Heymon.

Er hat gesiegt?

Martin.

Ja. — Aber Ihr sagtet ja, der Mann habe einen blauen Bart.

Claus.

Nun, Ihr meint doch nicht, daß er ihn durchs Visir wird hängen lassen?

Martin.

Euer Narr spricht immer mit, wenn die verständigen Leute reden.

Conrad.

Das hat er sich so angewöhnt, weil wir uns manchmal mit ihm eingelassen haben.

Claus.

Aber, meine gnädige Herrn, warum habt Ihr denn den Blaubart nicht angegriffen, als er sich noch mit seinem Feinde in den Haaren lag? Der Vortheil war ja dann offenbar auf Eurer Seite.

Conrad.

Halt! das ist wahr! — Daran hat keiner von uns

gedacht! Hätten wir doch nur unſern Rathgeber bei uns gehabt!

Heymon.

Wirklich, wir hätten ihn angreifen ſollen, dann würde er doch wahrſcheinlich von zwei Feinden untergebracht worden ſein, jetzt hat er jenen beſiegt, und es kann uns nun eben ſo ergehn. — Warum ſagteſt du das aber auch nicht früher?

Claus.

Eure Feldmuſik und Eure tapfern kriegeriſchen Reden ließen mich ja gar nicht zu Worte kommen. Wahrhaftig, ich wollte gewiß für Euch einen ganz guten Rathgeber abgeben.

Conrad.

Du? — Bleib du nur bei deinem Handwerk.

Claus.

Das gebe Gott nicht, daß Narrheit ein Handwerk ſei.

Conrad.

Was denn?

Claus.

Eine freie Kunſt, wir ſind nicht zünftig, Ihr und jedermann darf ohne vorhergegangene Prüfung darin arbeiten.

Heymon.

Fort! Wir zögern zu lange! Sie ziehn vorüber.

Von der andern Seite kommt Peter Berner mit Knappen und Knechten.

Peter.

Gelt! Das war ein gutes Stück Arbeit?

Knecht.

So ziemlich, gnädiger Herr, aber es wäre Euch fast übel bekommen.

Peter.

Ja, der Ritter, dem du den Reſt gabſt, ſetzte mir nicht übel zu.

Knecht.

Es war Schade um das junge Blut, er hatte ganz goldgelbe Haare.

Peter.

Was Schade! Wär's um mich weniger Schade geweſen? Meinſt du ſo?

Knecht.

Ha ha ha! Herr Ritter, das kann wohl nur Euer Spaß ſein.

Peter.

Jetzt kommt, nun wollen wir es uns auch wohl ſein laſſen, die Ruhe ſchmeckt nach ſolchem unruhigen Tage. — Aber ſeht, was iſt das für eine Erſcheinung dort? — Geh doch einer hin und frage, ob jene Menſchen uns etwas anhaben wollen. Knecht ab. Es wäre mir gar recht, denn ich fühle mich noch nicht matt. Seid Ihr müde?

Knechte.

Nein, gnädiger Herr. Knecht zurück.

Peter.

Nun?

Knecht.

Es sind die Gebrüder von Wallenrod, sie verlangen mit Euch handgemein zu werden.

Peter.

So? desto besser, so sind es ja meine alten Feinde! — Laßt uns sogleich anrücken. — Wie stark ist ihre Mannschaft?

Knecht.

Stärker als die unsrige.

Peter.

Wären die uns vorher über den Hals gekommen, so hätte sich ein sauberes Ungewitter über uns zusammengezogen. Nun laßt die Trompeten schmettern, und ihnen rasch entgegen!

Feldgeschrei, Getümmel, Kriegsmusik hinter der Scene.

Claus.

kömmt schnell herbei gehinkt.

Ob ich hier wohl sicher bin? — Ach, wo ist man im Felde wohl sicher? Auf wie vielen, weiten und meilenbreiten Feldern thront jetzt die Sicherheit, und ich Unseliger muß mich nun durch ein böses Schicksal gerade hier an diesem Ort der Unsicherheit befinden! — Hu! was das für eine Art ist, mit einander umzugehn! — Ist es nicht lächerlich, daß die Menschen im gewöhn-

lichen Leben so viele Umstände mit einander machen, und wenn sie nun einmal die rauhe Seite heraus kehren, daß sie sich mit denselben Händen todtschlagen, mit denen sie sonst so viele Höflichkeitsgeberden veranstalten. — Ach! das gewinnt für meine Herrschaften ein schlimmes Ansehn! So gehts, wenn man sich nicht von einem Narren will rathen lassen. Sobald der Verstand bei der Thorheit bettelt, erfolgt gewöhnlich ein gutes Almosen, denn die Thorheit giebt, ohne die Münzsorten zu besehn; wer aber bei gescheuten Leuten Hülfe sucht, bekömmt immer nur Scheidemünze. — Ach! wie sind hier die Sentenzen am rechten Ort! So lange der Mensch nur noch eine Pfeffernuß zu beißen hat, wird er keine Sentenzen sprechen, wenn man aber so, wie ich jetzt, an Leib und Seele bankrott ist, so sind sie das einzige Labsal. — Ich will mich hinter diesen Strauch verbergen. Aber meine Narrheit scheint ganz gewiß durch, wie ein Edelstein: wenn nicht das lahme Bein wäre, würde ich fortlaufen. — O Himmel! sie kommen schon zurück. — ab.

Peter Berner mit Knechten und Trompeten, Heymon, Conrad, Martin als Gefangene.

Peter.

Seht, wie schnell wir mit Euch fertig geworden sind; aber jetzt ist mein Arm lahm, nun dürfte kein dritter kommen. — Ihr habt Euch nicht besonders gehalten, das muß ich Euch sagen.

Heymon.

Jeder thut, was er kann.

Conrad.

Und das haben wir, hoff' ich, auch gethan.

Martin.

Was unmöglich ist, bleibt unmöglich.

Peter.

Jetzt will ich überlegen, was ich mit Euch anzufangen habe. Geht im Hintergrunde auf und ab.

Martin.

Ich hab' ihm doch nun endlich ins Gesicht gesehn, ich hab' Euch immer nicht glauben wollen, — aber Ihr habt ganz Recht, er hat einen blauen, wahrhaft blauen Bart.

Conrad.

Nun, seht Ihr wohl, ich hab's Euch ja vorher gesagt; was sollte mir das Lügen nützen?

Martin.

Es giebt ihm ein recht grausames, widerliches Ansehn, und dabei sieht er doch etwas lächerlich aus.

Conrad.

Hat sich was zu lachen, wir sind jetzt in seiner Gewalt, und es kostet ihn nichts, uns das Leben zu nehmen.

Heymon.

Das wird er gewiß nicht.

Martin.

Ich traue ſeinem verwünſchten blaubärtigen Geſichte auch nicht.

Conrad.

Nun hatte der weiſe Mann, unſer Rathgeber, ja doch Recht, wenn er uns rieth, den ganzen Feldzug zu unterlaſſen; aber wer nicht hören will, muß fühlen, und das thun wir jetzt. Wir thun weit mehr, wir haben nicht nur den Krieg verloren, wir ſind noch dazu gefangen. Wenn wir nur unſern Rathgeber hier hätten!

Heymon.

Das wünſch' ich auch, denn ohne ihn wiſſen wir doch nicht recht, was wir anfangen ſollen.

Peter.

Nun, was meint Ihr, meine Herren, daß ich mit Euch thun werde?

Heymon.

Wahrſcheinlich uns gegen Ranzion frei laſſen.

Martin.

Uns auf unſer Verſprechen nach Hauſe ziehn, dabei aber tüchtig bluten laſſen.

Conrad.

Wartet einmal! — Ihr werdet uns vielleicht noch vorher irgend einen Schimpf anthun, um Euch zu rächen.

Peter.

Zum Beiſpiel, Euch hängen laſſen.

Conrad.

Ich muß gestehn, das wäre mir sehr unerwünscht, denn es ist in unsrer Familie bis jetzt noch keinem geschehn.

Peter.

Desto besser! — Aber Ihr möchtet lieber begnadigt sein? — Wagt nur eine recht tüchtige Bitte daran, und ich lasse mich vielleicht erweichen, denn ich bin nicht so ganz unbarmherzig. Ist kein rechter Redner unter Euch?

Conrad.

Ich bin immer noch der, der so am meisten spricht.

Peter.

Nach welchem Muster habt Ihr Euch gebildet? Denn darauf kommt viel an.

Conrad.

Je nun, ich spreche so, was mir ohngefähr in den Kopf kommt.

Peter.

Das ist nicht recht, ich hätte mich lieber nach Regeln rühren lassen.

Conrad.

Also, laßt Euch erbitten: seht, wir sind zwar in Eurer Gewalt, aber es ist gegen unsern Willen geschehn, man kann nicht wissen, wie sich das Blatt einmal wendet, und Ihr kennt ja wohl das Sprichwort: eine Hand wäscht die andere.

Peter.

Iſt das Eure ganze Redekunſt?

Conrad.

Ihr könnt auch einmal übel weg kommen, denn es ſteht keinem an der Stirn geſchrieben, weß Todes er ſterben ſoll, es iſt noch nicht aller Tage Abend, und Niemand, ſagte der weiſe Cröſus zum Könige Salomon, der ihn wollte verbrennen laſſen, kann ſich vor ſeinem Tode glücklich preiſen.

Peter.

Ihr rührt mich immer noch nicht. — Kniet nieder.

Sie knien.

Heymon.

Habt Mitleid mit uns!

Peter.

Steht auf! ich lache leichter als ich weine; bringt mich zum Lachen, und ich ſchenke Euch unter dieſer Bedingung das Leben.

Conrad.

Ich wollte, wir hätten unſern Narren hier, es ſchickt ſich wenig für uns — —

Peter.

Bin ich für Euren Witz zu ſchlecht?

Conrad.

Nein, das nicht, aber ich habe mich nie auf dergleichen Künſte gelegt.

Peter.

Vielleicht hilft Euch das Naturell durch.

Claus.

Herr! Gründe, so groß und gewichtig wie die Felsen, und doch sind die Felsen selbst nur kleine Kiesel, wenn man dabei an die ganze Erde denkt. Doch das nur im Vorbeigehn gesagt. Aber seht mich doch einmal an, und sagt mir dann selbst eine vernünftige Ursach, aus welcher ich das Leben wohl lieb haben könnte. Bin ich nicht so gezeichnet, daß jeder Mensch von mir sagen wird: wenn der Kerl nicht zum Narren, oder zum Taugenichts zu gebrauchen ist, so ist er völlig in der Welt überflüssig? Bedenkt nur selbst, gnädiger Herr, unter einem solchen Titel durch das Leben zu hinken, zeitlebens auf keine höhere Ehre Ansprüche machen zu dürfen! Nicht wahr, es ist gar zu erbärmlich? Denn Reichthümer besitze ich nicht, und wenn ich sie auch besäße, was sollte ich mit ihnen wohl anfangen? Kein Mädchen wird so wahnwitzig sein, sich in mich zu verlieben; Wohlwollen, Freundschaft, Ehre, Ruhm, alles ist für diese arme verkrüppelte widerwärtige Gestalt gar nicht in der Welt. Was ist denn also das Leben für mich? Nichts als der große Fettschweif des Indianischen Schaafs, es ist mir nur zur Last: ich bin nicht fröhlicher, als wenn ich vergesse, wer ich bin; ich diene dazu, andre zum Lachen zu bringen, und zwinge mich selbst zum Lachen, ich bin eine Medizin für verdorbene Mägen, ein Verdauungsmittel; die Hunde selbst sehn mich von der Seite an, und ich habe es noch nie dahin gebracht, daß mich einer geliebt hätte. Aus welcher Ur-

Peter.

Komm her, ich bin grade in der rechten Stimmung, dir dein Todesurtheil zu ſprechen.

Claus.

Und ich ſage Euch, ich bin grade in der rechten Stimmung, daß ich nichts darnach frage.

Peter.

Wer biſt du?

Claus.

Ein Narr.

Peter.

So mußt du den andern Geſellſchaft leiſten.

Claus.

Mir recht!

Peter.

Wie? du haſt das Leben nicht lieb?

Claus.

So wenig als einen ſauern Apfel.

Peter.

Das wäre faſt zu vernünftig für einen Narren.

Claus.

Ei, wenn es Thorheit iſt, das Leben lieb zu haben, ſo wäre am Ende der Zweck eines jeden Philoſophen, ſich aufzuhängen.

Peter.

O ich habe nicht Luſt, mich mit dir in einen Streit einzulaſſen. Aber wenn du Gründe haſt, ſo ſage ſie mir doch, warum du dein Leben nicht achteſt.

Claus.

Herr! Gründe, ſo groß und gewichtig wie die Felſen, und doch ſind die Felſen ſelbſt nur kleine Kieſel, wenn man dabei an die ganze Erde denkt. Doch das nur im Vorbeigehn geſagt. Aber ſeht mich doch einmal an, und ſagt mir dann ſelbſt eine vernünftige Urſach, aus welcher ich das Leben wohl lieb haben könnte. Bin ich nicht ſo gezeichnet, daß jeder Menſch von mir ſagen wird: wenn der Kerl nicht zum Narren, oder zum Taugenichts zu gebrauchen iſt, ſo iſt er völlig in der Welt überflüſſig? Bedenkt nur ſelbſt, gnädiger Herr, unter einem ſolchen Titel durch das Leben zu hinken, zeitlebens auf keine höhere Ehre Anſprüche machen zu dürfen! Nicht wahr, es iſt gar zu erbärmlich? Denn Reichthümer beſitze ich nicht, und wenn ich ſie auch beſäße, was ſollte ich mit ihnen wohl anfangen? Kein Mädchen wird ſo wahnwitzig ſein, ſich in mich zu verlieben; Wohlwollen, Freundſchaft, Ehre, Ruhm, alles iſt für dieſe arme verkrüppelte widerwärtige Geſtalt gar nicht in der Welt. Was iſt denn alſo das Leben für mich? Nichts als der große Fettſchweif des Indianiſchen Schaafs, es iſt mir nur zur Laſt: ich bin nicht fröhlicher, als wenn ich vergeſſe, wer ich bin; ich diene dazu, andre zum Lachen zu bringen, und zwinge mich ſelbſt zum Lachen, ich bin eine Medizin für verdorbene Mägen, ein Verdauungsmittel; die Hunde ſelbſt ſehn mich von der Seite an, und ich habe es noch nie dahin gebracht, daß mich einer geliebt hätte. Aus welcher Ur-

ſache, meint Ihr nun wohl, ſollte ich das Leben lieben? Und was iſt denn das Leben ſelbſt? Eine beſtändige Furcht vor dem Tode, wenn man an ihn denkt, und ein leerer, nüchterner, genußloſer Rauſch, wenn man ihn vergißt, denn man verſchwendet dann einen Tag nach dem andern, und vergißt darüber, daß die Gegenwart ſo klein iſt, und daß jeder Augenblick vom nächſtfolgenden verſchlungen wird. Jeder Menſch wünſcht alt zu werden, und wünſcht damit nichts anders, als mit tauſend Gebrechen, mit tauſend Schmerzen in Bekanntſchaft zu treten. Da ſchleichen ſie denn ohne Zähne und ohne Wünſche, mit leerem zitternden Kopfe, mit Händen und Armen, die ihnen ſchon längſt die Dienſte aufgekündiget haben, und die nur noch als abgeſchmackte Zierrathen von den Schultern verwelkt herunter hängen, ihrem Grabe keuchend und huſtend entgegen, dem ſie auf keine Weiſe entlaufen können. — Und ich, wie müßte ich nun gar ſein, wenn ich alt würde? Wer würde ſich die Mühe nehmen, mich zu bedienen, mich zu tröſten? Nein, gnädiger Herr, laßt mich immer friſch hängen, Ihr habt ganz Recht, das wird wohl der beſte Rath ſein.

Peter.

Kerl, du gefällſt mir. Willſt du mein Narr werden?

Claus.

Nein ich bin des Dienſtes überdrüſſig.

Peter.

Aber ich ſage Ja, ich will dich zu meinem Narren

haben, du ſollſt mir zuweilen dergleichen auferbauliche Reden halten, und mir in müßigen Stunden etwas vorſchwatzen; ich will für dich ſorgen, aber du mußt mir dienen.

Claus.

Nun, es ſei, wenn es nicht anders ſein kann; aber dann, Herr Ritter, habe ich noch eine Bitte an Euch.

Peter.

Nun?

Claus.

Wir haben einen herrlichen Mann zu Hauſe ſitzen, der jetzt ohne Eure Hülfe nothwendig verhungern muß. Er giebt andern Leuten vortreflichen Rath, und wie es ſolchen weiſen Männern meiſtentheils geht, ſie wiſſen ſich ſelber nicht zu rathen; ohne ihn bin ich nichts, und wenn ich in meiner Kunſt etwas geworden bin, ſo habe ich es nur ſeiner vortreflichen Geſellſchaft zu danken.

Peter.

Wer iſt denn der?

Claus.

Wir nennen ihn nur kurzweg den Rathgeber; Rath zu geben iſt auch ſein eigentliches Handwerk, und ich muß geſtehen, daß er es darin zu einer großen Fertigkeit gebracht hat. Jeder von uns beiden, einzeln genommen, iſt nur ein ſchwaches Rohr, ein faules Holz, das nur glänzt, wenn kein anderer Schimmer in der Nähe iſt; aber wenn unſer Verſtand zuſammen gethan wird,

so entsteht daraus eine Komposition, eine Art von Prinzmetall, das außerordentlich dauerhaft ist.

Peter.

Nun, so bringe ihn mir. Du magst ihn selber abholen, ich vertraue dir. Weißt du mein Schloß?

Claus.

O ja, gnädiger Herr.

Peter.

Ich mag mit andern Menschen nicht gern umgehn, aber solche Eures Gelichters sind mir lieb, bei Euch weiß man, woran man ist, Ihr gebt Euch für nichts aus, Ihr heuchelt keinen Werth, keine Würde, die ich so oft die Würde des Menschen nennen höre: ich kenne nichts so Jämmerliches. Wir bleiben beisammen, und wenn mir dein Rathgeber gefällt, so soll er's gut bei mir haben. — Du da! liegt Friedheim weit von hier?

Knecht.

Nur eine Tagereise.

Peter.

Es sollen zwei schöne Fräulein dort sein, dahin will ich mit kleiner Begleitung; ihr übrigen zu meinen Schlössern zurück! — Jetzt will ich jene Narren sterben sehn.

Geht ab, die Knechte ziehn fort.

Claus allein.

Kann man mit einer so geringen Verstellung selbst so listige Füchse hintergehn? Mit den wenigen Worten also hab' ich mein Leben von dem blutdürstigen grimmigen Menschen zurück kaufen können? Aber,

wenn ich es recht ernſthaft überlege, iſt mein Leben auch nicht viel werth. Ho ho! das fehlte nur noch, das wäre ein Hauptſpaß, daß ich mich ſelbſt aus Deſperation aufknüpfte, nachdem er mich verſchont hat. Aber meine armen Herren! — Ich könnte weinen. — Und warum ſoll ich nicht weinen? Es iſt eben ſo thöricht, als zu lachen, es liegt alſo nicht außer meinem Berufe. — Er ſetzt ſich auf die Erde. Sie ſind gewiß ſchon todt, — hier will ich um ſie trauern, denn kein anderes Auge geht doch ihretwegen über. Er verhüllt das Geſicht. Der Vorhang fällt.

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

Die Burg Friedheim.

Agnes, Anne.

Agnes mit einer Laute.

Nun höre mir zu, liebe Schweſter, ob ich jetzt im Stande bin, das Lied recht zu ſpielen.

Anne.

Du haſt kein Talent zur Muſik, es wird dir zeitlebens nicht gelingen.

Agnes.

Und warum denn nicht ſo gut, wie andern? — Höre nur:

Wie rauſchen die Bäume
So winterlich ſchon;
Es fliegen die Träume
Der Liebe davon!
Und über Gefilde
Ziehn Wolkengebilde,
Die Berge ſtehn kahl,
Es ſchneidet ein Regen

Dem Wandrer entgegen,
Der Mond sieht ins Thal,
Ein Klagelied schallt
Aus Dämm'rung und Wald.
Es verwehten die Winde
Den treulosen Schwur,
Wie Blitze geschwinde
Verschüttet vom Glück sich die goldene Spur;
O dunkles Menschenleben,
Muß jeder Traum einst niederschweben?

Rosen und Nelken
Bekränzen das Haupt,
Und ach! sie verwelken,
Der Baum steht entlaubt;
Der Frühling, er scheidet,
Macht Winter zum Herrn,
Die Liebe vermeidet
Und fliehet so fern. —

Verworrenes Leben,
Was ist dir gegeben? —
Erinnern und Hoffen
Zur Qual und zur Lust —
Ach! ihnen bleibt offen
Die zitternde Brust.

Anne.

Besser, als ich gedacht hätte.

Agnes.

Aber sage mir einmal, warum in allen diesen Lie-

dern immer ſo viel von Liebe die Rede iſt? Wiſſen dieſe Liedermacher denn keinen andern Gegenſtand?

Anne.

Sie glauben, daß jedermann daran Theil nimmt.

Agnes.

Ich wahrlich nicht. Mir iſt nichts widerwärtiger, als dieſe ewigen Klagen. Ich wünſchte, es gäbe ſo Geſänge für alle mögliche Sinnesarten, und alles froh und heiter. — Erzähle mir doch, wie iſt es denn eigentlich mit deiner Liebe, ich weiß faſt kein Wort davon.

Anne.

O laß mich, liebe Schweſter.

Agnes.

Wie lange iſt er nun ſchon fort? — Drei Jahr?

Anne.

Ach!

Agnes.

Siehſt du, du ſeufzeſt noch immer, aber du ſollteſt lieber einmal vernünftig erzählen.

Anne.

Ich bin eine ſchlechte Erzählerinn.

Agnes.

Aber im Ernſt, es muß mit der Liebe ein äußerſt wunderbares Ding ſein.

Anne.

Du biſt glücklich, daß du es nicht begreifſt.

Agnes.

Mir iſt immer leicht und heiter, aber du biſt die

Schwerfälligkeit selbst, ohne Leben, ohne Theilnahme für die Welt und ihre Begebenheiten, du lebst nur noch zum Schein, nur ein geringfügiges äußerliches Leben, aber innerlich bist du schon lange abgestorben.

Anne.

Jeder Mensch hat seine eigene Weise, laß mir die meinige.

Agnes.

Daß man sich selbst so alle Freuden verderben kann! Die Welt ist so schön und freundlich, alles so mannigfaltig durch einander, daß man nicht genug sehen, nicht genug erfahren kann. Ich möchte immer auf Reisen sein, durch unbekannte Städte gehn, fremde Berge besteigen, andre Trachten, andre Sitten kennen lernen. Dann mich wieder ganz allein in einem Palaste einsperren lassen, und die Schlüssel zu jedem Gemach, zu jedem Schranke in Händen: so würde eins nach dem andern aufgeschlossen, die Schränke thäten sich von einander, und ich holte von den schönen und seltsamen Kostbarkeiten eins nach dem andern hervor, träte damit ans Fenster und besähe es ganz eigen, bis ich seiner überdrüssig wäre und zu einem andern eilte, und so immer fort, immer fort, ohne Ende.

Anne.

Und so wolltest du alt werden? dich durch ein trübes, unzusammenhängendes Leben arbeiten?

Agnes.

Ich versteh dich nicht. — Ich habe mir schon oft

gedacht, wenn ich plötzlich in ein fremdes Schloß geriethe, wo mir alles neu, alles merkwürdig wäre; wie ich aus einem Zimmer in das andre eilen würde, immer ungeduldig, immer neugierig, wie ich mich nach und nach mit den Sachen und Geräthschaften bekannt machte. Hier weiß ich ja jeden Nagel auswendig.

Anne.

Gieb mir einmal die Laute. singt.

Beglückt, wer an des Treuen Bruſt
In voller Liebe ruht,
Kein Kummer naht und ſtört die Luſt,
Nur heller brennt die Glut.

Kein Wechſel, kein Wanken,
Zum ruhigen Glück
Fliehn alle Gedanken
Der Ferne zurück.

Und lieber und bänger
Drückt Mund ſich an Mund,
So inn'ger, ſo länger:
Von Stunde zu Stund
Beſchränkter und enger
Der liebliche Bund.

Agnes.

Das iſt eins von den Liedern, die ſich leichter ſingen, als verſtehn laſſen.

Anton tritt auf.

Das iſt hier eine wunderliche Haushaltung; Geſang

in allen Zimmern, Simon wandelt umher und betrachtet die Wände, Leopold will auf Abentheuer ziehn, — wahrlich, wenn ich nicht noch das Ganze etwas zusammen hielte, es flöge alles wie Spreu aus einander.

Agnes.

Dafür bist du auch der älteste von uns allen, du hast den Verstand für die ganze Familie.

Anton.

Wißt Ihr denn, was Leopold eigentlich will?

Agnes.

Was will er denn?

Anne.

Gewiß einen unbesonnenen Streich ausführen.

Agnes.

Ihr nennt auch oft etwas unbesonnen, was nur nicht so ist, wie Ihr es alle Tage treibt.

Leopold tritt auf.

Nun so lebt wohl auf einige Zeit, ich muß Euch auf ein Paar Tage verlassen.

Anton.

Aber wo willst du hin?

Leopold.

Recht weiß ichs selbst noch nicht. Lieber Bruder, ich habe immer gefunden, daß der Mensch sich jeden Schritt im Leben erschwert, wenn er ihn recht genau überlegt. Am Ende ist doch alles nur einfältig, wir mögen es auch anfangen, wie wir wollen, und Glück und Zufall machen unsere Pläne nur gescheidt oder unbesonnen.

Anton.

Bruder, ſolche Reden ſind einem Manne ganz unanſtändig.

Leopold.

Ja, was Ihr Euch immer ſo unter Mann denkt: ein altes, verjährtes Thier, das über die Jugend weggekommen iſt, wie über eine Brücke, die zuſammen fallen will, und das ſich nun herzlich freut, daß es ein ſaures Geſicht machen darf und Rath ertheilen, ſitzen und zuhören wenn andere ſprechen, und alles links und unrichtig finden. So ein Mann nach Eurer Vorſtellung darf ſogar den Kater tadeln, daß er die Mäuſe nicht auf die rechte Art und nach ſeinem Sinne fängt. Es wird mir immer ſeltſam zu Muthe, wenn ich die Redensarten höre: er handelt wie ein Mann, er iſt das Muſter eines Mannes; — meiſtentheils ſind es doch nur verdorbene ausgewachſene Knaben, die durch die Welt auf allen Vieren kriechen, ſtatt aufrecht zu gehn, und die daher weit mehr Steine des Anſtoßes finden, — und dann rufen die Umherſtehenden: um Gotteswillen! ſeht, wie viele Erfahrung der Mann hat!

Anton.

Das wäre alſo nach deiner Meinung auch das Bild von mir?

Leopold.

Ach nein, du biſt im Grunde geſcheidter, aber du willſt es dir ſelber nicht geſtehn. So halten die meiſten Menſchen die langſame Einfalt für verſtändiger, als die

berührige Unachtſamkeit, und der Unterſchied liegt doch wahrhaftig nur im Gange.

Anton.

Aber du wirſt doch zugeben, daß dem Unachtſamen manches mißlingt.

Leopold.

O ja, natürlicher Weiſe, weil er viel unternimmt. Eurem bedächtigen Manne kann nichts mißlingen, weil er immer nur rechnet, und mit allen ſeinen Gedanken, mit aller Beleſenheit wie mit Fühlhörnern voraus fühlt. Ach, Bruder, wenn wir ſehn könnten, wie vielleicht ſchon alles im Voraus beſtellt und in Richtigkeit gebracht iſt, wie lächerlich würden uns da wohl unſre tief angelegten Pläne vorkommen?

Anton.

Eine ſchöne Philoſophie.

Leopold.

Doch wir wollen abbrechen, und ich will Abſchied von Euch nehmen, mir iſt ſo leicht, daß ich gewiß glaube, ich werde glücklich ſein.

Simon tritt ein.

Du willſt verreiſen, Bruder?

Leopold.

Ja.

Simon.

Mir ſcheinen die Umſtände nicht günſtig.

Leopold.

Wie ſo?

Simon.

Es ist so ein Wesen, so ein Klagen, so ein Zittern in der Luft.

Agnes.

Wie meinst du das, Bruder?

Anton.

So wie er alles meint, — er weiß nicht warum, er meint es nur so.

Simon.

Sieh, man kann eigentlich nicht sagen, warum man Unglück voraus ahndet, aber es ist doch manchmal etwas im Herzen, — das —

Leopold.

Nun?

Simon.

Ach! wer kann dir das deutlich machen!

Anton.

Sollte man unter diesen närrischen Geschöpfen nicht selber närrisch werden?

Leopold.

Nun, weil du's also nicht recht beschreiben kannst, so lebe wohl. Wenn ich wieder komme, will ich mir deinen Rath ausbitten. ab.

Anton.

Seine Wildheit wird ihn noch einmal unglücklich machen.

Simon.

Gewiß.

Anne.

Wie geht es dir, Bruder?

Simon.

Gut, — ich habe nur heut Morgen mancherlei gedacht, — es kann sich bald mancherlei ändern.

Anne.

Wie so?

Anton.

Frage ihn doch nicht, es ist ja nur eine weggeworfene Mühe, er weiß es so wenig als du, und eben durch solche Aufmerksamkeit wird seine Narrheit nur zum Wachsen gebracht, die ohne diese Nahrung schon längst abgestorben wäre.

Agnes.

Aber so laß ihn doch reden, Bruder.

Anton.

Nun, wie Ihr wollt, aber Ihr werdet mich nicht zwingen wollen, sein Geschwätz mit anzuhören. ab.

Simon.

Ich spreche viel lieber, wenn Bruder Anton nicht dabei ist. Er zuckt über alles die Schultern, wenn's nicht nach seinem Sinne ist, und er hat doch nur einen sehr engen Sinn, so wie die meisten Menschen, sie wissen oft nicht, warum sie etwas tadeln, es scheint ihnen bloß verwerflich, weil sie noch nicht darauf gekommen sind.

Anne.

Ja wohl.

Simon.

Und doch sollte das grade der Grund sein, eine solche Sache ihrer näheren Aufmerksamkeit zu würdigen;

denn wenn wir nichts Neues zulernen wollen, so verschimmeln am Ende auch die alten Kenntniſſe in uns.

Agnes.

Bruder Simon ſpricht heute mit ungemeiner Weisheit.

Simon.

Ihr verſteht mich nur ſo ſelten; dies ſcheint dir nur deswegen klug, weil du auch ſchon etwas Aehnliches gedacht haſt.

Agnes.

Was iſt denn aber am Ende der menſchliche Verſtand?

Simon.

Ja, das können wir mit unſerm eigenen Verſtande nicht leicht begreifen; aber er hat gewiß, wie eine Zwiebel, eine Menge von Häuten; jede dieſer Häute wird auch Verſtand genannt, und der letzte, inwendige Kern iſt der eigentliche beſte Verſtand. Recht verſtändig ſind nun alſo die Menſchen, die ihren zwiebelartigen Verſtand durch lange Uebung ſo abgerichtet haben, daß ſie jeden Gedanken, nicht nur mit den äußern Häuten, ſondern auch mit dem innern Kerne denken. Bei den meiſten Leuten aber, wenn ſie auch die Hände vor dem Kopf halten, iſt nur die oberſte Haut in einiger Bewegung, und ſie wiſſen es gar nicht einmal, daß ſie noch mehrere Arten von Verſtand haben, und ſo iſt Bruder Anton.

Agnes.

Ha ha ha! das iſt luſtig! Zwiebel und Verſtand, das iſt eine artige Vorſtellung. — Und wie denkt denn Bruder Leopold?

Simon.

Gar nicht! er denkt nur mit der Zunge; wie andere Menſchen eſſen, um zu leben, ſo ſpricht er unaufhörlich, damit er nur etwas zu denken hat, und was er geſprochen hat, hat er auch in demſelben Augenblick wieder vergeſſen, in dem er es von der Zunge geſchüttelt hat; ſeine Gedanken ſind wie der Spargel, der abgeſchnitten wird, ſo wie man nur die grüne Spitze aus der Erde bemerkt, er ſchießt noch bis im Sommer, dann läßt man ihn Saamen treiben; um die Zeit wird Bruder Leopold nicht viel mehr ſprechen und denken, und die Leute werden von ihm ſagen: das iſt ein vortreflicher Hausvater!

Agnes.

Aber wie denkſt du denn?

Simon.

Ich? — das iſt eben die Schwierigkeit und meine Unruhe, — ſeht, es iſt ſchwer zu denken, auf welche Art man denkt: denn verſteht, das was gedacht wird, ſoll denken; ein Caſus, der einen ſonſt ganz vernünftigen Menſchen wohl toll machen könnte.

Agnes.

Wie ſo?

Simon.

Siehſt du, jetzt verſtehſt du mich gar nicht, weil du auf dieſen Gedanken noch niemals gekommen biſt. — Suche zu begreifen: ich denke, und mit dem Zeuge, womit ich denke, ſoll ich denken, wie dieſes Zeug ſelbſt

beſchaffen ſei. Es iſt pur unmöglich. Denn das, was denkt, kann nicht durch ſich ſelbſt gedacht werden.

Agnes.

Es iſt wahr, darüber könnte man wirklich toll werden.

Simon.

Nun ſeht Ihr, und doch fragt Ihr immer noch, warum ich melankoliſch bin.

Ein Arzt tritt ein.

Verzeiht, meine Fräulein, ich ritt eben vorbei — wie geht es Euch, Junker!

Simon.

Gut in ſo weit, ich habe Eure Sachen gebraucht, es hilft für den Magen, aber nicht für den Verſtand.

Arzt.

Wie kommt Ihr darauf, daß die Medizin für den Verſtand ſein könnte?

Simon.

Aber je beſſer mein Magen wird, je ſchwächer wird mein Verſtand.

Arzt.

Das iſt nicht anders.

Simon.

So werd' ich ja aber auf der einen Seite nur krank, wenn auf der andern die Geſundheit anſchießt.

Arzt.

Freilich wohl.

Simon.

So ist man am Ende in der schönsten Blüte der Gesundheit, wenn man schon in den letzten Zügen liegt.

Arzt.

Das kann wohl sein.

Simon zu den Schwestern.

Nun, seht Ihr, und man soll nicht melankolisch werden.

Arzt.

Der Magen ist nichts als ein Gegenbild zum Kopfe, ja ich möchte sagen, ein Vater des Kopfes. Wenn der Magen tüchtig denkt, und sich an den Speisen übt, und immer neue fordert, und dieses wiederholten Studiums nicht überdrüssig werden kann, so steht der Kopf unter der Vormundschaft, und ist gleichsam nur ein Bedienter seines Herrn Vaters; wird er mündig gesprochen und die Herrschaft fällt ihm zu, so macht er sich gierig über die Nahrung her, die ihm gefällt, er denkt unermüdet und sucht immer nach neuen Ideen, indeß sein armer alter Vater unter ihm zusammen schrumpft, und es am Ende sehr übel nimmt, wenn man ihm nur irgend eine Speise zumuthet.

Agnes lacht überlaut.

Noch nie habe ich eine so lustige Philosophie gehört, — der Magen ein Vater, — der Verstand eine Zwiebel.

Arzt fühlt Simons Puls.

Ihr habt nicht gut geschlafen.

Simon.

Ach nein, — es liegt mir beſtändig etwas im Kopfe —

Arzt.

Was denn?

Simon.

Seht, der Menſch kann alle Anlagen entwickeln, die in ihm liegen, alle ſeine dunkeln Empfindungen aufklären, — ob man es denn gar nicht bis zum Prophezeihen ſollte bringen können!

Arzt.

Ja, lieber Ritter —

Simon.

Es hat aber doch ſchon Propheten gegeben, und vielleicht hat man ihrer noch jetzt, und vielleicht kann man einer werden, wenn man nur auf den richtigen Weg geräth.

Arzt.

Das iſt nur Schimäre.

Simon.

Und dann ängſtigt's mich ſo oft, warum eine Sache gerade ſo und nicht anders iſt.

Arzt.

Wie meint Ihr?

Simon.

Seht, dieſe Thür geht nach außen hinaus, wenn man ſie aufmacht; warum könnte ſie nicht eben ſo gut ins Zimmer herein gehn?

Arzt.

Da habt Ihr Recht, — aber auf irgend eine Art muß sie doch beschaffen sein.

Simon.

Wer läugnet das? — Und manchmal ist mir, als müßt' ich durchaus auf meine Pulsschläge Acht geben, und als würde bei dem einen plötzlich eine schmerzhafte Krankheit ausbrechen.

Arzt.

Ihr müßt die Pulver nehmen.

Simon.

Manchmal muß ich einen halben Tag hinter einander fünfzehn zählen.

Arzt.

Und den Trank, —

Simon.

Manchmal, als wäret Ihr mit allen Euren Arzeneien nur ein Narr.

Arzt setzt sich.

Ja, da muß ich Euch nur noch Pillen verschreiben. — schreibt. Und nun lebt wohl, ich besuche Euch bald wieder. ab.

Simon.

Es ist nichts mit ihm anzufangen. Geht ab.

Anton kommt zurück.

Anton.

So eben ist ein Bote bei uns eingeritten, der uns einen Besuch meldet, den Ritter Peter Berner.

Agnes.

Ei! da kriegen wir ja auch einmal den Blaubart zu sehn!

Anton.

Wie ungezogen! Geht in Euer Zimmer und schmückt Euch so gut Ihr könnt, denn wir müssen ihn höflich und anständig empfangen. Ich will ihm entgegen. ab.

Agnes.

Komm, Schwesterchen, so fällt doch Gottlob einmal etwas Neues vor. Komm, hilf mir beim Putz, du bist gar geschickt und verständig. Sie gehn.

Zweite Scene.

Burg Marloff.

Hans von Marloff, Brigitte.

Brigitte.

Aber Ihr kehrt doch bald zurück, lieber Vater?

Hans.

Sobald es das Ceremoniel, der Wohlstand, die Ehre erlaubt, Kind. Es ist keine Kleinigkeit, meine Tochter; Agnes ist meine Pathe und Peter Berner, ein angesehener reicher Rittersmann, will um sie werben, und das muß ich jetzt, verstehst du mich, vollends zu Stande

bringen. Der Ritter hat sich noch nicht völlig erklärt, aber mir ein Sendschreiben zugesandt, worinnen er um mein Fürwort bei dem Fräulein und den Gebrüdern höflichst ansucht.

Brigitte.

Mir ist bange, da Ihr mich so allein laßt.

Hans.

Dir sollte nicht bange sein, meine Tochter, denn mein Segen bleibt bei dir zurück. Bleib nur fein fleißig in deinen Zimmern, ich habe auch dem alten Caspar schon Aufträge darüber gegeben, er ist ein alter und ein überaus verständiger Mann. Geh also nicht aus, mein Kind, denn man kann manchmal nicht wissen, wie Unglück entsteht, es ist oft früher da, als wir es gewahr werden, und indem wir es gewahr werden, ist es gewöhnlich zu spät, es zu vermeiden: siehe, so lauten meine Grundsätze darüber.

Brigitte.

Aber in den Burggarten darf ich doch kommen?

Hans.

Das wird dir immer unverwehrt bleiben, meine Tochter, denn dort bist du völlig gesichert, dort kann dir Niemand etwas anhaben. Ich bin sonst schon alt und schwach, aber ich habe denn doch die Vorsicht eines Vaters, und eine solche Vorsicht sieht weit; wenn ich aber abwesend bin, mußt du selbst hübsch vorsichtig sein.

Brigitte.

Ich will es gewiß.

Hans.

Der Leopold von Friedheim, er hat dir ſchon einigemal nachgeſtellt, hüte dich beſonders vor ihm.

Brigitte.

Warum? Ich ſollte meinen, daß ich mich vor dem nicht zu hüten brauchte.

Hans.

Du liebe Einfalt! Gerade am meiſten, Kind. Ja, was ſag ich, am meiſten? Am allermeiſten! — Du liebſt ihn doch nicht? Du haſt ihm doch nicht dein Herz gegeben? Denn du weißt, daß ich dieſe Heirath niemals zugeben würde.

Brigitte.

Ach, lieber Vater, wie ſollt' ich jemand anders lieben, als Euch?

Hans.

Ich will dir glauben, denn du haſt mich noch nie betrogen. — Nun, ſo lebe denn wohl, meine Tochter, ich weiß nichts mehr, was ich dir noch ſagen könnte. — Bleibe immer gehorſam, folgſam deinem Vater, und es wird dir immer wohl auf Erden gehn.

Brigitte.

Lebt wohl. Sie umarmen ſich.

Hans.

Caspar!

Caspar tritt auf.

Hans.

Caspar, ist mein Pferd nunmehr bereit? Ist alles im gehörigen Zustande?

Caspar.

Ja, Herr.

Hans.

Und sind alle die nöthigen Sachen eingepackt? Und daß nichts versehrt wird, wenn es etwa regnen sollte? Die goldenen Strumpfbänder, die seidenen Bänder? Die Gedichte?

Caspar.

Hab alles selbst besorgt, Herr.

Hans.

Nun, dann ist es gut. — Du hast die Schlüssel zu der ganzen Burg, Caspar?

Caspar.

Ja, Herr.

Hans.

Und du hast versprochen, auf meine Tochter ein wachsames Auge zu haben?

Caspar.

Das hab ich, Herr.

Hans.

Nun, so kann ich denn in Gottes Namen abreisen. — Das Abreisen wird mir doch sauer, Caspar.

Caspar.

Ihr seid lange nicht aus Eurem Schlosse gekommen, Herr.

Hans.

Sollt's das wohl sein, Caspar? Mir ist so trübe vor den Augen.

Caspar.

Da sind wir immer denselben Weg vom Thurm um den Wall gegangen, da haben wir mal im Forst einem Haasen aufgelauert, da hat Euch das Fräulein von den Römischen Burgemeistern und von Troja vorgelesen, und so einen Tag wie alle Tage, und damit seid Ihr gleichsam hier ganz eingerostet, Herr.

Hans.

Und du glaubst an keine bösen Ahndungen, Caspar?

Caspar.

Man kann eben nicht wissen, wie es damit ist, und darum glaub ich halt nicht daran, Herr: seht, das ist so mein Grundsatz darüber.

Hans.

Hast recht, Caspar, wenn man es sich genau überlegt. — Nun, so lebt wohl! — Ade meine Tochter, denk fleißig an meine Lehren. — Komm, Caspar, hilf mir zu Pferd. Beide gehn ab.

Brigitte allein.

Vor Leopold soll ich mich hüten? — Dann muß man sich gewiß vor allen Menschen hüten, auch vor den allerbesten, denn er ist doch die Liebe und Unschuld selbst. Aber das Alter sieht alles mit andern Augen an, und die Jugend weiß darüber nicht, was sie denken soll. Geht ab.

Dritte Scene.

Garten.

Peter Berner, Agnes.

Agnes.

Ihr seid sehr dringend, Herr Ritter.

Peter.

Wie soll ich es anders anfangen, Eure Liebe zu gewinnen?

Agnes.

Liebt Ihr mich denn, wie Ihr sagt?

Peter.

Von Herzen, mein Fräulein.

Agnes.

Was nennt Ihr aber Liebe?

Peter.

Wenn Ihr es nicht empfindet, so läßt sich's unmöglich beschreiben.

Agnes.

Das hör' ich von allen, die sich für verliebt ausgeben.

Peter.

Weil es die Wahrheit ist; oder zweifelt Ihr an meiner Aufrichtigkeit?

Agnes.

Das nun eben nicht, allein —

Anton tritt zu ihnen.

Peter.

Ich mache ſchlechtes Glück mit meiner Bewerbung, Herr Ritter.

Anton.

Wie das?

Peter.

Eure ſchöne Schweſter glaubt meinen Worten nicht.

Agnes.

Wie Ihr es auch ausdeutet.

Peter.

Seht, ich bin kein Redner, ein rechtlicher, ſchlichter Mann, unter Waffen und Getümmel aufgewachſen, darum ſtehn mir ſchöne und ſüße Reden nicht zu Gebot; ich kann nur ſagen: ich liebe! und damit iſt meine ganze Redekunſt zu Ende. Aber man ſollte auf die Worte ſolcher Leute, die nicht viel zu ſprechen verſtehn, mehr achten, als auf die Reden derjenigen, welche täglich mit ſchöngewandten Phraſen handeln und betrügen. Wenn ich mich nicht zierlich auszudrücken weiß, ſo bin ich doch wenigſtens in der Kunſt der Lügen unerfahren, und das iſt nach meiner Meinung ſchon immer einiges Verdienſt. Darum müßt Ihr mir auf mein Wort glauben, wenn ich Euch ſage, daß ich Euch recht von Herzen liebe.

Agnes.

Und wenn ich Euch glaube?

Peter.

Seltsame Frage! dann müßt Ihr mich von Herzen wieder lieben. — Oder, ist Euch vielleicht, — wie soll ich mich ausdrücken? — meine Gestalt, mein Wesen nicht angenehm genug, oder vielmehr widerwärtig? Es ist wahr, ich kann etwas Seltsames an mir haben, das den Leuten auffällt, ehe sie mich näher kennen, aber das sollte doch nicht die Ursach sein, einen Mann zu verstoßen, der es sonst redlich meint. Ihr werdet zugeben, daß Redlichkeit mehr werth ist, als eine schöne Außenseite. Wenn ich also auch, wie die Leute von mir sagen wollen, einen bläulichen, oder blauen Bart habe, so ist das doch immer noch besser, als wenn ich ganz ohne Bart auf die Freierei ginge.

Anton.

Nun, Schwester?

Peter.

Ihr glaubt vielleicht — das ist aber ein menschenfeindlicher Aberglaube — ich müsse deswegen auch innerlich anders sein, wie die übrigen Menschen, und geringer, weil, wie gesagt, mein Bart nicht von der besten Farbe ist. Die Damen wissen ja die Farbe ihrer Haare zu verbessern, und Euch zu Gefallen will ich mich auch auf dergleichen Künste legen. Zeigt mir den Mann, der mehr für Euch zu thun gesonnen wäre!

Agnes.

Ihr legt mein Zögern unrecht aus.

Peter.

Ihr könnt nur Ja oder Nein ſagen, das Uebrige, was dazwiſchen liegt, iſt nur zu dieſen Worten eine Vorbereitung. — Ich habe ſchon mehr Weiber gehabt, und ich ſollte es freilich gewohnt ſein, daß ſie ihre Meinung vor der Hochzeit immer nur durch einen Umweg zu erkennen geben, nachher iſt ihre Art zu ſprechen deſto kürzer und verſtändlicher. — Nun, mein Fräulein?

Agnes.

Ihr müßt mir doch Zeit laſſen. — Auch vor der Einſamkeit auf Eurem Schloſſe fürchte ich mich etwas.

Peter.

Dem läßt ſich bald abhelfen; wenn ich Euch nicht genug bin, ſo wollen wir Geſellſchaft bitten, Menſchen von aller Art, Ihr werdet ihrer bald überdrüſſig werden. Aber Euch ſoll die Zeit nicht lang währen. Wenn Ihr Neuigkeiten oder ſeltſame Koſtbarkeiten liebt, ſo findet Ihr auf meinem Schloſſe mancherlei, das wohl der Betrachtung würdig iſt, und mit dem Ihr nicht ſo bald zu Ende kommt. Auf meinen Reiſen und in vielen Fehden habe ich viel Dings erbeutet, das mich ſelbſt in manchen Stunden noch ergötzt.

Agnes.

Dürfte ich meine Schweſter Anne wohl mit mir nehmen?

Peter.

Wenn ſie Euch folgen will, mit vielen Freuden.

Anton.

Ihr seid also so gut als richtig?

Peter.

Es sieht fast so aus. — Nun habt Ihr mir das Herz leicht gemacht. Man muß nur nicht verzagen, so siegt man am Ende doch. Sie gehn ab.

Simon. Anne.

Anne.

Du bist heut ungemein mißvergnügt, Bruder.

Simon.

Was soll man anders sein? Ich finde keine Ruh in mir selber; alles ist mir zuwider, und wenn es mir manchmal vorkömmt, als würde sich jetzt ein Räthsel auflösen, so verfliegt alles im Augenblicke wieder.

Anne.

Aber warum hefteſt Du auch Deinen Geist immer so auf einen Gedanken?

Simon.

Frage doch, warum er sich selbst so heftet? Ich kann dabei nichts thun und lassen. — Ich möchte lachen, denn dieser sogenannte Geist ist ja Niemand anders, als ich selbst.

Anne.

Es ist mit Dir nicht zu sprechen, — man hat doch Gewalt über sich.

Simon.

Das sagt der Arzt auch immer, und bei Euch andern, die Ihr in einer unbegreiflichen Trägheit fortlebt,

mag's auch wohl wahr sein, denn Euch liegt nichts ernsthaft am Herzen; Ihr könnt Euch leicht zwingen, weil Ihr im Grunde gar nichts wollt. Der Geist ist nur ein Diener Eures Körpers, eine fast unnöthige Zugabe zu dem Dinge, das da ißt und trinkt, folglich, wenn Ihr von Euch selbst sprecht, so meint Ihr immer jemand anders, im Grunde Eure Launen, Euren Appetit; diesem thut Ihr alles zu Gefallen, ihm zu gefallen denkt und sorgt Ihr nicht, ihn aufrecht zu erhalten zerstreut Ihr Euch, wie Ihr es nennt. Wenn Ihr also von Eurem Ich sprecht, so meint Ihr nur Euren Magen, Ihr könnt nicht ernsthaft an Euch selbst denken, ohne daß Ihr sogleich mit einem Seufzer dazwischen rennt: ach! heute Mittag wird mir gewiß das Essen nicht schmecken! und so Euren Sinn gewaltsam wieder von Euch abwendet.

Anne.

Ach, Bruder, ich verstehe Dich recht gut, und das Schlimmste ist, daß Du Recht hast.

Simon.

Wann hätte ich denn wohl Unrecht? Ihr gebt Euch nur niemals die Mühe, mich zu verstehn. Alle Gedanken, die Euch nicht gefallen, möchtet Ihr gar zu gern für Unsinn ausgeben, damit Ihr nur behaupten könnt, das Leben sei doch etwas werth. Alle Menschen würden melankolisch sein, wenn sie sich nur vor ihren Nichtswürdigkeiten die Zeit dazu ließen. — Da kömmt der Arzt schon wieder, und meint, wenn ich nur seine

Pulver nehmen wollte, würde es schon besser mit mir werden.

Der Arzt zu den Vorigen.

Arzt.

Ich freue mich, Euch wohl zu sehn, mein Fräulein. Und wie geht es Euch?

Simon.

Soll ich wieder klagen? Soll ich Euch weitläufig meine Empfindungen schildern? Ihr versteht mich nicht, und könnt also auch nicht daran glauben. Wozu soll ich immer in den Wind reden!

Arzt.

Daß jeder Kranke doch immer glaubt, er sei nur der einzige auf der Welt, der solche Art zu empfinden habe!

Simon.

Nun, könnt Ihr mir zu dem verhelfen, was ich wünsche? — Könnt Ihr machen, daß ich die Zukunft ergründe, wie ein Exempel, das ich berechne? Wohlan, dann will ich das Leben und Eure Kunst für etwas halten.

Arzt.

Ihr müßt Euch dergleichen Gedanken aus dem Sinn schlagen.

Simon.

Nun, seht Ihr wohl? Dieser Wunsch kömmt Euch als etwas ganz Abgeschmacktes vor, folglich ist Euch diese Empfindung noch niemals nahe getreten, denn

ſonſt würdet Ihr mir nicht ſo antworten, folglich verſteht Ihr mich nicht, folglich könnt Ihr mich auch nicht heilen.

Arzt.

Wenn ich Euch auch das Uebrige zugebe, warum ſollte ich Euch nicht heilen können?

Simon.

Ach, Ihr ſeid — ein Arzt! — Es iſt gut, daß Ihr mich ſelbſt durch dergleichen Reden nicht aufbringen könnt, weil es mir immer gar zu gegenwärtig iſt, wie Ihr meinen Zuſtand anſeht. Ich will nächſtens eine Reiſe antreten, vielleicht finde ich Leute, die mich beſſer verſtehn.

Arzt.

Wie Ihr wollt.

Peter Berner zu den Vorigen.

Peter.

Mein Fräulein, Eure Schweſter wünſcht Euch zu ſprechen. Sie hat eine Bitte an Euch.

Anne.

Ich gehe ſie aufzuſuchen. ab.

Peter.

Und Ihr ſeid noch immer ſo finſter, Junker? — Ihr ſolltet heirathen, die Liebe würde Euch wie eine Sonne aufgehn, und Ihr würdet dann die Welt nicht mehr ſo dunkel finden.

Arzt.

Er ſollte nur Arznei nehmen, ſo würde er ſchon

beſſer werden. Könnt' ich ihn nur von der Verachtung gegen meine Wiſſenſchaft heilen, ſo wäre ſchon das meiſte geſchehn.

Peter.

Vielleicht iſt eine unglückliche Liebe an Eurem Zuſtande Schuld.

Arzt.

Ach nein! Er hat gewiß ſchon ſeit mehreren Jahren keine Diät gehalten, und da rächt ſich die Natur nachher.

Peter.

Sucht Euch ein ſchönes Mädchen aus.

Arzt.

Es ſind nur Unordnungen im Unterleibe.

Peter.

Ihr ſcheint ein verſtändiger Mann, nehmt Euch meines Freundes an.

Arzt.

Er läßt ſich nicht rathen.

Peter.

Es wird noch mit ihm beſſer werden, wenn er nur erſt heirathet.

Simon.

Ihr ſeid ein ſchlechter Prophet, Herr Ritter. — Seht, Doktor, alle Leute geben ſich mit Prophezeihen ab, ſie thun nichts lieber als die Zukunft vorherſagen, und doch findet Ihr es bei mir ſo ſonderbar, daß ich auf dieſen Wunſch verfallen bin. Sie meinen alle, ſie

haben Recht, und meine Krankheit beſteht blos in einer zu großen Beſcheidenheit, daß ich ſelbſt an meine Prophezeihungen nicht glaube, ich darf nur mehr Vertrauen haben, und ich bin ſo geſund wie die übrigen Menſchen.

Geht ab.

Peter.

Ein ſeltſamer Charakter!

Arzt.

Er hat ſich, möcht' ich ſagen, in dem Hang zum Wunderbaren, den jeder Menſch in ſich ſpürt, übergeſſen, und dadurch ſind ihm dieſe Unverdaulichkeiten entſtanden.

Peter.

Was könnte aber dagegen helfen?

Arzt.

Ein tüchtiges moraliſches Vomitiv, irgend eine gewaltſame Veränderung ſeiner Lebensart, viel Thätigkeit, Umgang mit vielen vernünftigen Leuten. Jede Tollheit iſt nichts, als ein Roſtfleck im Eiſen, er muß wieder herunter geſchliffen werden. Allen unverſtändigen Leuten fehlt es nur an gutem Willen, um wieder verſtändig zu werden.

Peter.

Giebt es keine Arznei, keine zuſammenziehenden Mittel, um dieſen ſchlaff gewordenen Willen wieder anzuſpannen?

Arzt.

Bis jetzt iſt noch nichts entdeckt, die Philoſophie

geht auf Präparate aus, aber es ist ihr nur auch noch wenig gelungen.

Peter.

Sagt mir einmal, Eure Kunst ist ein weites Gebiet, — Ihr wißt gewiß manches Geheimniß, — ich wollte Euch in einer Sache um Rath fragen.

Arzt.

Ich stehe zu Eurem Befehl.

Peter.

Ich weiß nicht, — ich mag ungern davon sprechen, — und es macht mich böse —

Arzt.

Herr Ritter —

Peter.

Nun, seid nur still, seid ruhig, ich will mich in Acht nehmen, daß ich nicht zornig werde, aber hört mir ruhig zu: — die Leute sagen, ich hätte einen blauen Bart, — ich weiß nicht, ich sehe eben nicht viel in den Spiegel, — betrachtet mich einmal genau, und sagt mir die aufrichtige Wahrheit.-

Arzt.

Ich könnte eben nicht sagen, — ich muß Euch gestehn, es kömmt viel auf die Beleuchtung an, — blau eben nicht, das nun wohl nicht, — aber so gleichsam bläulich, — aber es verstellt Euer Ansehn gar nicht, im Gegentheil, es giebt Euch ein gewisses männliches Wesen.

Peter.

Man sagt mir doch, es wäre widerlich.

Arzt.

Nicht im mindesten, und gewiß, wenn Ihr im Schatten steht, sieht Euer Bart aus, wie jeder andre Bart, — und wer nicht ein recht scharfes Gesicht hat, findet auch in der Sonne keinen Unterschied.

Peter.

Nun mag's sein, wie's will; wißt Ihr kein Mittel dagegen?

Arzt.

Die Arbeiter in den Kupferwerken kriegen grünes Haar: aber Ihr habt den Schaden von Natur? Nicht wahr?

Peter.

Ja doch.

Arzt.

Nun, grün könnten wir ihn bald kriegen, aber damit wäre Euch auch nicht gedient, eine Frühlingskur, oder ein Eisenbad könnten ihn gar scheckig machen, halb roth, halb blau, — die Kunst ist hier sehr beschränkt, — aber seid nur getrost, mit dem Alter, so wie das Haar etwas ergraut, wird Euer Bart binnen wenigen Jahren noch lichter oder himmelblau werden, dann in das Müllerblau fallen, und so unvermerkt in die ehrwürdige und unanstößige weiße Farbe.

Peter für sich.

Himmelblau! Müllerblau! — Laut: Lümmel von Arzt! Geht schnell ab.

Arzt.

Es giebt wunderliche Menſchen! Von der andern Seite ab.

Simon, Anton.

Anton.

Du weißt nie recht, was Du willſt.

Simon.

Sei geduldig, Bruder, ich kann doch nicht dafür, daß ich ſo bin.

Anton.

Das kann jeder Narr für ſich ſagen.

Simon.

Was würde daraus werden, wenn ich eben ſo hitzig wäre, als Du?

Anton.

Wäreſt Du das, ſo wäreſt Du auch nicht ein ſolcher Träumer.

Simon.

Man kann nicht wiſſen, wie ich in dem Falle gebaut wäre. — Aber wie geſagt, ich traue ihm nicht, ich glaube, daß unſre Schweſter mit ihm unglücklich ſein wird.

Anton.

Und was haſt Du denn für Gründe?

Simon.

Sieh nur für's erſte ſein Geſicht an. — Fällt Dir wirklich nichts dabei ein? Kriegſt Du kein Mißtrauen gegen ihn? Wendet ſich Dir das Herz nicht um?

Anton.

Poſſen.

Simon.

Und dann hat er mehrere Frauen gehabt, und ſie ſind immer ſehr ſchnell wieder geſtorben.

Anton.

Aber Agnes kann ihn überleben; er iſt reich, er hat mehrere Schlöſſer, viel Gold und Juwelen; ſie iſt gut bei ihm verſorgt.

Simon.

Nun, wenn ſie ſelber will, ſo mag's darum ſein. — Aber ich habe in dieſer Nacht einen wunderbaren Traum gehabt; wenn Du geduldig ſein willſt, ſo will ich ihn Dir erzählen.

Anton.

Sprich nur.

Simon.

Wie es geſchah, weiß ich nicht, aber ich ward im Schlafe ſehr bedrängt und geängſtigt, darüber griff ich endlich nach meinem Schwerdte, um mir Ruhe zu verſchaffen. Ich lief wüthend herum, und traf auf den Ritter Peter; er war mir noch mehr zuwider als ſonſt, und ohne daß ich mir bewußt war, wie es ſo weit kam, hatte ich ihn bei der Schulter ergriffen, und ſtieß ihm mit großer Herzensangſt das Schwerdt durch die Bruſt; er fiel auf den Boden und ich war ruhig. — Das Seltſamſte iſt, daß ich nun ſeit dem Erwachen unaufhörlich an dieſen Traum denke, und ich muß es Dir geſtehn,

Bruder, so wie ich den Ritter vor mir sehe, wandelt mich eine unbeschreibliche Lust an, ihm mit dem Schwerdte eins zu versetzen; ich kann mich dann kaum halten, ich denke es mir sogleich als das größte Vergnügen, zu fühlen, wie ihm der Degen im Leibe umgekehrt wird. — Mir ist schon ein Grausen darüber angekommen. — Ist das nicht sonderbar?

Anton.

Toll ist es! Dumm ist es!

Vorige, Peter Berner mit Hans von Marloff.

Peter.

Hier bringe ich Euch, edler Ritter, meinen lieben Freiwerber, der für mich sprechen will.

Hans.

Ich freue mich, Euch einmal wieder zu sehn. Ich bin des Reitens nicht mehr gewohnt, und ordentlich ganz müde. — Ihr seid wohl?

Anton.

Vollkommen.

Hans.

Und meine liebe Pathe? Ihr wißt doch, ich bin bei Eurer Schwester Agnes Gevatter gestanden?

Anton.

Sie wird sich freuen, Euch zu sehn.

Hans.

Ach sie war schon damals ein gar liebes Kind.

Simon mit der Hand an dem Degen, leise zu Anton.

Wie ich Dir vorhersagte, Bruder.

Anton.

Ich rathe Dir Gutes! —

Hans.

Aber kommt hinein in den Saal, da wollen wir uns niederſetzen, und da will ich Euch dann meine Rede, wie es ſich ſchickt und gebührt, vorbringen, denn ich nehme keine Notiz davon, daß Ihr ſchon ſo gut wie richtig ſeid; Ordnung muß walten. gehn.

Anne, Agnes.

Agnes.

Du könnteſt mich faſt mit melankoliſch machen, liebe Schweſter.

Anne.

O ſein Vater, der eben angekommen iſt, hat Alles in mir erneut und ſein Bild wieder lebhaft vor meine Seele gerufen. — O, Reinhold, Geliebteſter, ſoll ich dich nie wieder ſehn? — Ja, liebe Schweſter, ich will mit Dir ziehn, aber wir müſſen in der Einſamkeit recht viel von ihm, von Reinhold ſprechen.

Agnes.

Wie Du willſt, Schweſter.

Anne.

Ich freue mich darauf, denn unſer Bruder Anton iſt hart und unfreundlich, er verſteht die Empfindungen des Herzens nicht, ſeine Gegenwart bedrängt mich, und ich wage es nicht, ſo zu ſein, wie ich meiner Natur nach bin. Aber komm, liebe Agnes, wir müſſen hinein gehn, denn Alle werden uns erwarten.

Agnes.

Der alte Ritter Hans will uns Allen eine feierliche Rede halten und um mich anwerben. Was man sich immer zwingen muß, bei so vielen Dingen ernsthaft zu bleiben! Gehn ab.

Dritter Akt.

Erste Scene.

Feld.

Der Rathgeber, Claus, welcher einen Korb trägt.

Claus.

Hier wollen wir eine Weile ruhn; wir kommen immer noch früh genug. Setzt Euch, hier ist Schatten. — Das Botenlaufen will mir und meiner Krücke gleich wenig bekommen. Ja, so ist das menschliche Schicksal, es kömmt wohl vor, daß man die Dienste wechseln muß.

Rathgeber.

Was sprichst Du von Dienst? Ich habe nie gedient.

Claus.

Nun, nennt es, wie Ihr wollt. Unsere Herren sind todt, und es ist doch gut, daß sich der Blaubart unser annehmen will, so dürfen unsre Talente nicht betteln gehn. — Da, hier, trinkt eins auf des Blaubarts Gesundheit; eßt, wir haben ja noch Vorrath; dieser Rasen sei unser Tisch und Stuhl.

Rathgeber.

Ich hatte mich da in dem Schlosse so eingewohnt —

Claus.

Die Zeiten sind vorbei. — Aber ich bin doch neugierig, — sagt mir einmal, so lange ich Euch kenne und weiß, habe ich Euch immer den Rathgeber nennen hören; wie heißt Ihr denn eigentlich? Oder habt Ihr etwa keinen andern Namen?

Rathgeber.

Narr, ich keinen andern Namen? — Ich hatte sonst einmal einen ganz vortreflichen Namen, aber ich muß Dir gestehn, durch die Länge der Zeit hab' ich ihn fast vergessen, ich kann mich nur noch dunkel daran erinnern. — So geht's dem menschlichen Geiste. Ich habe mich angewöhnt, immer nach dem Titel Rathgeber zu hören und mich selbst so zu denken, — wart'! — Ferdinand von Eckstein hieß ich ehemals. — Ja. — Aber die Zeiten sind freilich vorüber. Die Gewohnheit, sagt man wohl mit Recht, ist unsre zweite Natur; wenn ich jetzt nur von Rath reden höre, oder so im Sprichwort:

hier ist guter Rath theuer, — guter Rath kömmt hinten nach, — so denk' ich immer dabei an mich.

Claus.

Geht es mir denn anders? Man darf nur von irgend einem Narren in Afrika sprechen, so ist mir gleich, als wenn nothwendig von mir die Rede sein müßte. So hat man gar keine rechte Ruhe im Leben. Sagt mir nur, wozu man getauft wird, wenn der Taufname gar nicht gebraucht werden soll?

Rathgeber.

Es ist unrecht.

Claus.

Seht Euch nur etwas vor, ich glaube, der Blaubart wird ein scharfes Examen mit Euch anstellen.

Rathgeber.

Lieber Gott, was kann er fragen, worauf ich nicht eine Antwort zu geben wüßte!

Claus.

Da müßt Ihr in Eurem Berufe gut beschlagen sein.

Rathgeber.

Ein Narr, wie Du, kann so etwas freilich nicht begreifen. — Es ärgert mich nur, daß ich so mit Dir in Gesellschaft reisen muß, mit dieser armseligen Gelegenheit; was werden die Leute denken?

Claus.

Sie werden Euch für einen blinden Passagier halten, der gerade nicht Weisheit genug bei sich hat, um auf eine bessere Art fortzukommen.

Rathgeber.

Wir ſollten wenigſtens die große Landſtraße meiden.

Claus.

Narrheit geht nie anders. — Narrheit mit Weisheit, das iſt die beſte Geſellſchaft.

Rathgeber.

Ja, für den Narren, aber der weiſe Mann kömmt ſehr dabei zu kurz.

Claus.

Ihr dürft ja nur an mir ein Beiſpiel nehmen, um immer noch mehr Abſcheu vor der Narrheit zu bekommen. — Nun, eßt, eßt und trinkt und laßt es Euch wohl ſchmecken.

zuzuhören. Ei sieh, da ist ja Gesellschaft. Guten Tag, Landsleute.

Claus.

Schön Dank. Woher des Wegs?

Ulrich.

Weit her, kleines freundliches Männel.

Claus.

Das sieht man, Ihr seid von der Sonne verbrannt, kommt vielleicht gar aus dem Orient.

Ulrich.

Richtig, aus dem gelobten Lande, da haben wir die Heiden ein bissel gejagt, daß sie's gespürt haben, und mein Herr — für sich: Schau, schau, alter Schwätzer, bist wieder auf dem graden Wege, Alles auszuplaudern.

Claus.

Wer ist Euer Herr?

Ulrich.

Das bleibt noch für's erste ein Geheimniß. — Aber sagt, wißt Ihr, wo Marloff oder Friedheim zu liegt?

Claus.

Wir sind hier auch fremd; setzt Euch doch zu uns, und nehmt mit unserer ländlichen Mahlzeit vorlieb.

Ulrich.

Herzlich gern. Da komm' ich ja unversehens in eine besondere Compagnie. Wer seid Ihr denn?

Claus.

Wir sind Reisende, die auf der Landstraße fortzu-

kommen ſuchen, bis ſie den Ort ihrer Beſtimmung erreicht haben.

Ulrich.

Ach ſo!

Winfred zu den Vorigen, in bunter Tracht.

Winfred.

Das iſt ein luſtiges Leben. Er hat ſich als Meiſterſänger verkleidet, und ich bin ſein Jongleur, und ſo haben wir ſchon Kirmſen und Jahrmärkte beſucht, Händel gehabt, Spaß gemacht und tauſend Narrheiten getrieben. Es wollen ſich aber immer noch nicht die rechten Abentheuer finden laſſen, die großen, gefährlichen, die Ruhm eintragen. — Hier iſt ja doch der Ort, wo ich ihn erwarten ſollte. Ja, richtig, bei der Eiche auf dieſem Hügel. — Was iſt denn das für eine ehrbare Geſellſchaft dort? Nichts mag ich lieber, als die Leute ſchrauben; man glaubt nicht, wie ſelten der Witz in der Welt iſt, die wenigſten merken es nur.

Ulrich.

So iſt es. Nun hab' ich Euch Alles geſagt, denn Ihr ſeid ehrbare Leute, die den Fremden nicht ausforſchen wollen: wer mir nun aber wieder mit einer naſeweiſen Frage angeſtochen kommt, der ſoll es mit mir zu thun haben.

Winfred.

Guten Tag, Freunde. Wünſche guten Appetit.

Claus.

Danken.

Winfred.

Ha ha ha! Eine poſſierliche Figur, der kleine bucklichte Zwerg! Und der Alte ſieht aus wie die Zeit, mit ſeinem ehrwürdigen Bart, wie Saturn, der eben einige Kinder gefreſſen hat, oder dem ſie Steine untergeſchoben haben, die er nur ſchwer verdauen kann.

Claus.

Wer ſeid Ihr denn, luſtiger Camerad?

Winfred.

Ich bin nicht Dein Camerad, wenn ich auch dies buntfarbige Kleid trage; ich diene bei'm größten Sänger im Deutſchen Reich als Jongleur.

Ulrich.

Was iſt das für ein Amt?

Winfred.

Das bedeutet den, der ſeine Gedichte abſingt und deklamirt, und mit den Händen dazu arbeitet, bald die Leute rührt und zum Weinen bringt, dann wieder Lachen erregt, allerhand Sprünge und Tänze verſteht, und ſich ſo im Lande von ſeiner Kunſt und durch ſeinen Herrn ernährt.

Ulrich.

Alſo ein Hanswurſt? Hab's gleich gedacht.

Winfred.

Tölpel, ich will Dich lehren, Unterſchiede machen.

Ulrich.

Nicht ſo grob, Hanswurſt, Du haſt erſt ſchon über

das kleine Männel gelacht und gespottet, hüte Dich, daß Du es nicht mit mir zu thun kriegst.

Winfred.

Wer bist Du, Großsprecher, denn? Wohl einer von den Paladinen, Roland, oder Reinald von Montalban, daß Du das Maul so aufreißen darfst?

Ulrich.

Halunk Du! Also wer ich bin, willst Du wissen? Und kennst schon meinen Herrn Reinhold, und schimpfst ihn mit Ekelnamen? Gleich mach Dich fort!

Winfred zieht.

Hier ist ein Schwerdt, das Deinen Trotz verachtet, Bauer Du!

Claus packt zusammen.

Kommt, Gevatter Rathgeber, hier ist nicht gut weilen.

Rathgeber.

Friede ernährt, Unfriede verzehrt. Beide schnell ab.

Ulrich.

Vor Dir fürcht' ich mich nicht. Sie fechten, Winfred fällt. Siehst? Ich hab's Dir wohl voraus gesagt, naseweiser Bursche. ab.

Winfred allein.

O weh! o weh! da fließt mein theures Blut! das war ein Hieb, als wenn er mir den Kopf herunter schlüge. O über das verfluchte Abentheuersuchen! O verflucht sei die Stunde, in der ich ausgegangen bin! O weh, um mein Leben ist es gethan. Ich bin dahin.

Leopold kömmt.

Leopold.

Hier soll er sein, ich versäume die Zeit mit Possen, und erfahre eben erst, daß die Alte jetzt nicht zu Hause ist, und daß bei uns großes Hochzeitsfest war. — Wer winselt dort? Seid Ihr es, Junker? Was soll das?

Winfred.

Sterbend trefft Ihr mich an, in Eurem Dienste bin ich umgekommen, laßt uns hier zärtlichen Abschied nehmen.

Leopold verbindet ihm mit einem Tuch den Kopf.

Die Wunde scheint nicht gefährlich, rafft Euch nur auf, Marloff ist nicht weit, es ist die höchste Zeit, daß wir hinkommen. Nun gerade hätt' ich Eure Dienste nöthig.

Winfred.

Helft mir auf. So, so. Ach, mein lieber Leopold, ich habe allen Muth verloren. Das war ein riesenhafter Kerl, der mich so zugerichtet hat. Sacht! Sacht!

Leopold.

Lehnt Euch auf mich. Kommt, daß wir wo eintreten können und Ihr Euch erquickt. Verdammter Streich! Was habt Ihr denn gehabt?

Winfred.

O weh! o sacht! o sacht! — Das Gaukeln, der Uebermuth sind mir schlecht bekommen. Ich will Euch Alles erzählen, wenn wir unter Dach und Fach sind.

Beide ab.

Zweite Scene.

Herberge an der Landstraße.

Hans von Marloff, Anton, Simon, Peter Berner, Agnes, Anne.

Hans.

So weit haben wir Euch mit Gottes Hülfe begleitet, und nun werden wir unter seinem Schutze wohl zurückreiten müssen.

Peter.

Ich danke Euch für die Ehre, die Ihr mir dadurch erzeigt habt.

Hans.

Daß Euer Bruder Leopold nicht zu Hause war, daß er sogar die Hochzeit seiner Schwester versäumt hat, fällt mir aus mehr als einer Ursach schwer auf's Herz. Meine Tochter ist allein zu Hause; Herr Ritter, ich habe böse Ahndungen.

Peter.

Ahndungen muß man nicht trauen, sie hintergehn uns fast immer.

Simon.

Du bist vergnügt, Schwester?

Agnes.

Recht sehr, wenn ich Euch nur nicht verlassen dürfte.

Anton.

Ja, das ist nicht anders im menschlichen Leben, die Zeit bringt die Abwechselungen herbei.

Hans.

Ja wohl.

Simon.

Die Zeit nun wohl nicht, denn, genau genommen, macht ja eben die Folge dieser Abwechselungen das aus, was wir Zeit nennen.

Anton.

Das ist mir zu spitzfindig.

Hans.

Aber noch einmal Musik! — zum Fenster hinaus. Hört, Ihr Spielleute! Noch eins, der jungen Frau zu Ehren! Hübsch lustig mit Trompeten und Pauken — das Jägerlied.

Musik und Gesang hinter der Scene.

Es ging ein Jäger wohl auf den Fang,
Trarah! trarah!
Das Wildpret sprang die Bahn entlang,
Hopsa! hopsa!
Die Büsche hinab ertönt das Horn,
Trarah! trarah!
Der Jäger er nahm ein Reh auf's Korn,
Eiah! eiah!
Das schlankste Thierchen im ganzen Wald,
Trarah! trarah!
Recht dreist hüpft es ihm entgegen bald,
Sieh da! sieh da!

Zur glücklichen Stunde ritt' ich aus,
Trarah! trarah!
Und bring' ein jung Weibel mit mir nach Haus,
Hopsa! hopsa!
Das ist wohl, traun! die beste Jagd,
Sa sa! sa sa!
Feins Liebchen komm, es wird schon Nacht,
Ha ha! Ha ha!

Hans.

Nun lebt wohl, meine werthen Freunde. Ich habe Euch so viel Ehre angethan, als mir in meinen alten Tagen möglich war; wenn mein Sohn wäre hier gewesen, hätte Alles sollen besser eingerichtet sein. — Aber der ist vielleicht schon lange todt und begraben. — Nun, lebt wohl, ich habe noch weiten Weg vor mir. ab.

Simon.

Adieu, liebe Schwestern: schreibt manchmal, bleibt gesund.

Anton.

Glück auf den Weg!

Anne.

Lebt wohl, lieben Brüder.

Die Brüder gehen, Anne folgt ihnen.

Peter.

Du hast kein Wort gesprochen, Agnes?

Agnes.

Ich muß Euch gestehn, daß mir die Thränen so

in die Augen kamen, daß ich unmöglich ein Wort sagen konnte.

Peter.

Worüber weinst Du?

Agnes.

Meine Brüder, — sie gehn fort, wer weiß, wann ich sie wieder sehe.

Peter.

Ah! wenn man seinen Mann recht lieb hat, muß man Brüder und Schwestern darüber vergessen können. — Nun sind wir beide allein; gieb mir einen Kuß, Agnes. Er küßt sie.

Agnes.

Aber, ich bitte Euch, wenn wir weiter reisen, so jagt nicht so mit Eurem Pferde, das arme Thier wäre fast unter Euch zusammengesunken.

Peter.

Desto mehr wird es sich auf den Stall freuen. Nur wenn wir recht viel Beschwerlichkeiten überstanden haben, kömmt uns die Ruhe wie Ruhe vor. Laß das, mein Kind.

Agnes.

Ihr könntet stürzen.

Peter.

Ich bin schon oft gestürzt, das thut nichts.

Agnes.

Ihr macht mir aber solche Angst.

Peter.

Das iſt gut, es iſt ein Beweis Deiner Liebe.

Agnes.

Wahrlich, da ich jetzt mit Euch allein bin, könnt' ich mich vor Euch fürchten.

Peter.

Wirklich? — Nun, das iſt mir lieb, ſo etwas hab' ich gern. Aber Du wirſt Dich ſchon noch ganz an mich gewöhnen, Kind.

Agnes.

Die Gegend hier herum iſt doch recht wüſte. Die Mühle dort unten ſauſt ſo ſchauerlich durch die Einſamkeit. — Seht, da reiten meine Brüder ſchon den Fels hinauf.

Peter.

Meine Augen tragen nicht ſo weit.

Agnes.

Wie ich von dort herunterritt, dacht' ich nicht, daß der Ort ſchon ſo nahe ſei, wo wir Abſchied nehmen ſollten.

Peter.

Schlage Dir das aus dem Sinn.

Agnes.

Als ich noch nie gereiſt war, wünſcht' ich nichts ſo ſehnlich, als eine recht weite Reiſe; ich dachte mir in meiner Vorſtellung immer nur ſchöne, unbegreiflich ſchöne Gegenden, Burgen und Thürme mit wunderbaren Zinnen, mit Gold ausgelegte Dächer im Schein

der Morgensonne funkelnd, steile Berge und weite Aussichten von oben, immer neue Menschengesichter, dichte Wälder, und einsame, verschlungene Fußpfade durch das dunkelgrüne Labyrinth im Wiederklang der Nachtigallen: — und nun ist Alles so anders, und mir wird immer bänger und bänger, je mehr ich mich von der gewohnten Heimath entferne.

Peter.

Wir treffen unterwegs noch auf merkwürdige Gegenden.

Agnes.

Seht, wie das Feld wüst ist dorthin, die sandigen, kahlen Hügel, über denen die dunkeln Regenwolken stehn.

Peter.

Mein Schloß liegt angenehmer.

Agnes.

Es regnet schon, und der Himmel wird immer finsterer.

Peter.

Wir müssen wohl aufbrechen, es wird sonst zu spät. Wo ist denn Deine Schwester? Rufe sie und höre auf zu wimmern. Komm, unsre Pferde sind auch abgefüttert. Sie gehn ab.

Dritte Scene.

Saal mit Thüren, im Hintergrunde eine Stiege, die zu einem obern Zimmer führt.

Brigitte, Caspar.

Caspar.

Nichts! Zimmer und Garten ſind genug für Euch, Fräulein; was braucht Ihr da auf dem Wall umher zu laufen und zu gaffen? Was giebt es da zu gaffen? Euer Vater hat mir nicht umſonſt die Aufſicht über Euch anvertraut, ich will in meiner Rechenſchaft, die ich abzulegen habe, Rede ſtehen können.

Brigitte.

Aber was kann es denn ſchaden, Griesgram?

Caspar.

Und was kann es denn nutzen? Es pocht. Da wird an's Thor gepocht; geht, geht ſchleunig in Euer Gemach, daß Euch kein Fremder hier findet.

Brigitte geht ab, ein Knecht tritt ein.

Knecht.

Da iſt ein junger Mann, der Euch zu ſprechen begehrt.

Caspar.

Laß ihn ein. Knecht ab. Wer kann denn das ſein? Wir halten ja doch nicht ſo viel Geſellſchaft und Um-

gang, daß uns die Leute so unversehens besuchen sollten.

Leopold kommt herein.

Verzeiht einem armen Manne, der seinen Weg verloren hat und Euch um Obdach anspricht, da kein Kloster, oder die Burg eines Freundes in der Nähe ist.

Caspar.

Wer seyd Ihr denn?

Leopold.

Wie Ihr seht, ein umstreifender Sänger, der mit seinen Liedern schon Vielen das Herz erfreut, und die Gunst manches Fürsten und vornehmen Ritters gewonnen hat.

Caspar.

Mein Herr ist nicht daheim, — ich weiß nicht —

Leopold.

Am meisten hat mich ein Unglück dazu getrieben, Eure gütige Hülfe zu suchen, denn mein armer Diener, der meine Lieder zu singen pflegt, und sonst ein aufgeweckter, lustiger Bursche ist und vielfache Gaukeleien anzustellen weiß, leidet an einer Wunde, die ihm tödtlich wird, wenn er nicht einiger Pflege genießt.

Caspar.

So? So? Also einen Gaukler und Possenreißer führt Ihr auch mit Euch? So seid Ihr doch nicht von den ganz gemeinen Musikanten? Ich habe immer dergleichen Volk geliebt, absonderlich in meiner Jugend; jetzt hab' ich lange keinen mit Augen gesehn. Man

muß doch auch christlich denken. Laßt ihn nur herein, Euren Fratzenmacher, und nehmt dann so vorlieb, wie Ihr es findet, dafür werdet Ihr uns aber auch von Euren Späßen etwas zum Besten geben.

Leopold.

Herzlich gern, sobald der arme Narr nur erst etwas wieder bei Kräften ist. — Oeffnet die Thür. Nur herein hier, mein Winfred, der gute, liebe, freundliche Alte will uns nicht von seiner Thüre weisen.

Winfred kommt mit verbundenem Kopfe.

Caspar.

Der da ist der Spaßvogel? Der sieht ja eher zum Erbarmen aus.

Leopold.

Laßt ihn nur erst etwas erquickt sein, so sollt Ihr Wunder sehn.

Winfred.

O ein Bett, — ein weniges Wein, — eine christliche Hülfe und mitleidige Pflege.

Caspar.

Da, geht nur da oben hinauf, Gaukler, und Ihr auch, Freund Meistersänger; da oben kann ich Euch ein Zimmer anweisen, mein eigenes. Kommt.

Sie steigen hinauf in das obere Gemach.

Vierter Akt.

Erste Scene.

Peter Berners Schloß.

Agnes, Mechtilde.

Mechtilde.

Ja, liebe gnädige Frau, Ihr seid nun gerade die siebente, der ich gedient habe.

Agnes.

Die siebente?

Mechtilde.

Euch fällt vielleicht dabei ein, daß das keine gute Zahl sein soll, weil Ihr so fragt.

Agnes.

Nein, ich dachte daran nicht.

Mechtilde.

Ihr werdet's hier gut haben, denn ich kenne das Gemüth des Herrn Ritters nun schon seit lange, aber ich kann nichts als alles Gute von ihm sagen, wenn ich die Wahrheit sprechen soll.

Agnes.

Das Schloß hat eine schöne Lage.

Mechtilde.

Die schönste Gegend ist hier, weit und breit umher, man hat besonders oben auf dem Dache eine sehr freie Aussicht. — Seid Ihr schon oben gewesen?

Agnes.

O ja. — Doch hört, der Ritter sagte mir von vielen Kostbarkeiten; habt Ihr sie auch gesehn?

Mechtilde.

O ja, ganze Zimmer voll; die hält er immer verschlossen. Ich muß Euch sagen, meine schöne gnädige Frau, er ist ein gar reicher Herr; ich glaube, er weiß selber nicht, wie reich er ist. Ich schwöre, daß Euch alle Damen hier herum, weit und breit, arm und reich, beneiden werden.

Agnes.

Ich möchte wohl einmal diese Seltenheiten sehen.

Mechtilde.

Die Gelegenheit dazu trifft sich wohl.

Agnes.

Ihr seid wohl schon sehr alt?

Mechtilde.

Wie so?

Agnes.

Ihr geht so gebückt, der Kopf zittert Euch so.

Mechtilde.

Ich habe auch schon siebenzig Jahre auf dem Rücken; das will schon sehr viel sagen, wenn man das an seinem armen Körper ableben soll. — Ihr

werdet's nicht glauben wollen, aber ich war auch einmal hübsch, und die Leute sagten, ich sei außerordentlich schön. Ach Gott, das verschwindet Alles, als wenn es nimmermehr da gewesen wäre, und es kräht kein Hahn darnach. Die ganzen siebenzig Jahre sind hin, ich weiß nicht wie. — Nun, man kann nicht immer jung bleiben, es muß auch alte Leute geben: das ist mein Trost. Es wird Euch auch so gehn.

Agnes.

Mir?

Mechtilde.

Ja, das will das junge Blut immer nicht glauben; sie denken gewöhnlich: das bleibt beständig so, wie heute! Ja, heute, und morgen ist wieder ein Heute, und übermorgen auch, und so nimmt ein Tag nach dem andern Abschied, und man denkt in der jugendlichen Vergeßlichkeit nicht daran, daß daraus die Zeit besteht. Eh wir es uns dann versehn, heißt es hinter uns: seht die alte Frau, die da hingeht! Die ersten Male wollt' ich's ordentlich nicht glauben, daß das mir gälte; ich bin es aber nachher wohl inne geworden.

Agnes.

Siebenzig Jahr sind aber doch eine lange Zeit.

Mechtilde.

Wenn man sie vor sich hat. In meiner Jugend dachte ich gerade so, und — wollt Ihr's wohl glauben — des Nachts träumt mir manchmal noch, ich wäre jung; dann ist mir, als wäre das Wahre, Wirk-

liche, nur ein Traum geweſen, in welchem ich mir närriſcher Weiſe eingebildet hätte, ich ſei eine alte, krumme, bucklichte Frau. Ich habe ſchon oft darüber lachen müſſen. — Unſer Ritter wird ſogleich wieder abreiſen.

Agnes.

Schon wieder abreiſen?

Mechtilde.

Ja, er hat immer viel Geſchäfte, er iſt aber noch immer aus allen Fehden und Händeln glücklich zurück gekommen. Geht ab.

Agnes.

Wie neu mir hier Alles iſt! Ich kann mich immer noch nicht gewöhnen, und an ſeine Geſtalt am wenigſten; ich weiß manchmal nicht, ſoll ich lachen, oder mich vor ihm fürchten. — Meine Schweſter iſt noch nicht aufgeſtanden; ſie iſt nicht wohl. Ihr ganzes Leben iſt nur mit einem einzigen Gedanken ausgefüllt; ich kann nicht begreifen, wie es möglich iſt.

Peter Berner kommt.

Du wirſt ſchon gehört haben, liebe Agnes, daß ich Dich verlaſſen muß.

Agnes.

Ja.

Peter.

Es giebt kein ſo zänkiſches, unbändiges Thier, als den Menſchen, Agnes. Sie ſehen nun, daß ſie mich nicht überwältigen können, und doch iſt es ihnen nicht

möglich, Ruhe zu halten. Aber sie sollen auch dafür gezüchtiget werden! Dieselben wenigstens sollen nicht wieder kommen.

Agnes.

Lieber Mann! —

Peter.

Sei ruhig, ich habe noch nie etwas gefürchtet. — So eben sind zwei Narren angekommen, die noch zu meinen Dienern gehören. Ich denke, sie werden Dir Spaß machen.

Der Rathgeber und Claus treten ein.

Peter.

Ihr kommt ziemlich spät, noch gerade zur rechten Zeit, um mich abreisen zu sehn.

Claus.

Wir sind Beide nicht gut zu Fuß, Herr Ritter, und das hat uns unterwegs ein wenig aufgehalten.

Peter.

Ihr seid der sogenannte Rathgeber? — Nehmt's nicht übel, wenn ich über den närrischen Titel lachen muß.

Rathgeber.

Ich bin derselbe.

Claus.

Unterwegs gab er immer den Rath, in jede Herberge, die sich finden ließ, einzukehren. Ich hoffe, Ihr sollt noch bis Dato die Spuren davon an ihm gewahr werden.

Peter.

Ihr sprecht ja gar nicht.

Rathgeber.

Der Narr läßt mich nicht zu Worte kommen.

Claus.

Kommt zu Worte, kommt immerhin zu Worte! Es wird sich zeigen, ob Ihr was Gescheidtes zu Markte zu bringen wißt. — Da seid Ihr der erste Mensch auf der Welt, welcher behauptet, ich ließe ihn nicht zu Worte kommen. — Ei, das verletzt meine Ehre und Reputation; wer mich nicht näher kennte, sollte mich nach solcher Behauptung wohl gar für einen ziemlichen Schwätzer halten. Ihr seht, Herr Ritter, wie leicht man in dieser bösen Welt um seinen guten Namen kommen kann.

Rathgeber.

Herr Ritter, Ihr seht selbst, er kann unmöglich schweigen. — Wenn ich Euch übrigens manchmal mit meinem Rathe dienen kann —

Peter.

Wenn er nur gut ist.

Rathgeber.

Es schickt sich nicht, daß ich ihn herausstreiche, denn jede Waare sollte sich eigentlich selber loben; aber fragt nur den Narren.

Claus.

Sein Rath ist immer überaus schön gewesen, und das Beste ist, er giebt beständig zugleich mehrere Sor-

ten aus, so daß, wenn man den einen nicht befolgen will, man immer noch zum zweiten seine Zuflucht nehmen kann, der dem ersten gewöhnlich geradezu entgegensteht.

Peter.

Nun wohl! ich ziehe jetzt in's Feld; mein Feind ist stärker als ich: soll ich ihn angreifen?

Rathgeber.

Wartet einen Augenblick. — Wenn Ihr ihn zu bezwingen gedenkt, so rathe ich Euch selbst, ihn anzugreifen.

Peter.

Meint Ihr, daß das gut sei?

Rathgeber.

Ich habe es wenigstens nie leiden können, daß man mich angriff.

Peter.

Aber wenn ich nun geschlagen werde?

Claus leise zum Rathgeber.

Nehmt um's Himmels Willen Euren ganzen Verstand zusammen, sonst ist es um unsre Versorgung geschehn.

Rathgeber.

Wenn Ihr geschlagen werdet? — Ja, da seid Ihr denn wahrhaftig in einer üblen Lage.

Peter.

Was ist aber dabei zu thun?

Rathgeber.

Wenn man das Ding von allen Seiten überlegt, ſo wird es noch immer das Beſte ſein, Euch alsdann zurück zu ziehn.

Peter.

Wenn mir aber der Rückzug abgeſchnitten wird?

Rathgeber.

Dann, — haltet, — dann, — das iſt ein ſchwieriger Fall! Geht auf und ab. dann, — nun hab ich's! — dann, — nur einen Augenblick Geduld! — das iſt mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen. — Hm! hm! — Aber wie kommt Ihr denn auf ſo närriſche Ideen? — Das nenn' ich einem auf den Zahn fühlen!

Peter.

Nun?

Rathgeber.

Gleich! gleich! — Könntet Ihr denn nicht entwiſchen?

Peter.

Wenn mir der Rückzug abgeſchnitten iſt, unmöglich.

Rathgeber.

Ja, da mag Euch der Henker Rath geben! — Ich glaube, ich könnte eine Reihe von Jahren hinter einander denken, und brächte nichts Kluges heraus. — Ein Narr kann in einem Tage, — Ihr kennt wohl das Sprichwort.

Claus.

Um Gottes Willen, Herr, thut ihm nichts! Ihr seht ja, wie er sich angreift.

Peter.

Wenn ich Dich nun zum Fenster hinaus aufhängen ließe? — Ich habe jetzt nur keine Zeit, sonst würde ich Dich wenigstens noch etwas ängstigen.

Claus.

Ach, er ist schon geängstigt genug; seht nur, wie ihm der Schweiß auf der Stirne steht. — Ich sagt's Euch wohl, Rathgeber, daß Ihr einen harten Stand haben würdet. — Er hat bis jetzt nur nach seiner Bequemlichkeit Rath gegeben, nun ist es ihm etwas Neues, daß er mehr in's Große gehen soll, und da fehlt dem Manne freilich die Uebung.

Rathgeber.

Jetzt fällt mir was ein. — Ihr könnt dann wenigstens in die Zeitungen setzen lassen, Ihr hättet eine vortheilhafte Seitenbewegung gemacht, oder gar den Feind eingeschlossen, und man würde nächstens mehr davon hören.

Peter.

Nun, geht nur, ich sehe schon, wozu ihr zu brauchen seid. Laßt Euch zu essen geben. Der Rath griff Euch tüchtig an.

Claus.

Er wird überhaupt wohl bald müssen auf Pension gesetzt werden, und dann krieg' ich vielleicht seine Stelle.

Rathgeber.

Du? Wann haſt Du denn ſchon einen Rath gegeben?

Claus.

Ich muß es von Euch lernen, Ihr müßt mir Stunden geben.

Rathgeber.

Damit werd' ich mich nicht einlaſſen.

Claus.

Kommt nur, wir wollen jetzt erſt mitſammen ſpeiſen. Beide ab.

Peter.

Wie gefallen ſie Dir?

Agnes.

So ziemlich! ſie haben mich an die Puppen meiner Kindheit erinnert.

Peter.

Das Leben von uns Allen iſt wohl nur ein albernes Puppenſpiel. — Agnes, ich will Dir während meiner Abweſenheit alle meine Schlüſſel in Verwahrung geben. Hier. Ich denke in einigen Tagen zurück zu kommen. Du magſt Dir die Zwiſchenzeit damit verkürzen, daß Du die Gemächer betrachteſt, in die ich Dich noch nicht geführt habe. Sechs Zimmer ſtehn Dir gänzlich offen, aber das ſiebente, welches dieſer goldene Schlüſſel öffnet, bleibt Dir verſchloſſen. — Haſt Du mich verſtanden?

Agnes.

Vollkommen.

Peter.

Agnes! laß Dich nicht gelüſten, das ſiebente Zimmer zu öffnen!

Agnes.

Gewiß nicht.

Peter.

Ich könnte den Schlüſſel mit mir nehmen und es wäre Dir unmöglich; aber ich will Dir trauen, Du wirſt nicht ſo thöricht ſein. — Nun, lebe wohl!

Agnes.

Lebe wohl!

Peter.

Wenn ich wiederkomme und Du biſt in dem verbotenen Zimmer geweſen —

Agnes.

Erhitze Dich nicht ſo umſonſt, ich will nicht hineingehen, und damit gut.

Peter.

Ob es gut iſt, zeigt ſich erſt, wenn ich zurück komme. — ab.

Agnes.

Nun ſteht es endlich in meiner Gewalt, die längſt gewünſchten Koſtbarkeiten zu betrachten. — Lächerlich, daß, wenn uns ſechs große Zimmer mit ihren Kleinodien offen ſtehen, wir noch nach dem ſiebenten ſollten lüſtern ſein: das wäre ja eine mehr als kindiſche Neu-

gier. — Wie er über Alles wild wird! Ich möchte ihn nicht vor mir ſehen, wenn ich einmal etwas gegen ſeinen Willen gethan haben ſollte.

Anne tritt ein.

Agnes.

Wie geht's Dir, Schweſter? Iſt Dir beſſer?

Anne.

Etwas.

Agnes.

Ich habe jetzt die Schlüſſel zu den Zimmern. Der Ritter iſt abgereiſt.

Anne.

So?

Agnes.

In eins dürfen wir nicht hinein. — In das ſiebente kann ich Dich unmöglich hinein laſſen, Anne.

Anne.

Mir gleich.

Agnes.

Er hat es ſehr ſtrenge verboten.

Anne.

Ich bin nicht lüſtern darnach.

Agnes.

Freuſt Du Dich denn aber gar nicht?

Anne.

Worüber denn?

Agnes.

Daß ich die Schlüſſel habe.

Anne.

Wenn Du Dich darüber freuſt, — o ja.

Agnes am Fenſter.

Da reitet er fort mit ſeinem Gefolge. — Oeffnet das Fenſter. Viel Glück! — Kehre bald wieder heim! Trompeten von außen.

Anne.

Wie munter ſie fortziehn! Gebe der Himmel nur, daß ſie eben ſo fröhlich wiederkommen.

Agnes.

Sollten ſie nicht?

Anne.

Nicht immer iſt der Fortgang ſo munter und friſch, wie der Anfang. Die neuen Kleider tragen ſich ab, der friſche Baum wird entlaubt, und der Abend ſieht oft ganz anders aus, als es der Morgen verſprach. Wie fröhlich beginnt der Jüngling oft, was die ſpätern Jahre ihm ernſthaft verweiſen, und zuweilen iſt ein anſcheinendes Glück nur die Vorbereitung zum Elend.

Agnes.

Du machſt mir bange, Schweſter.

Anne.

Ich bin heut ſchwermüthig geſtimmt.

Agnes.

Sieh, was kommt da für ein Zug vorbei?

Anne.

Eine Bauernhochzeit.

Agnes.

Wie die Leute fröhlich ſind! — Sie grüßen. — Ein Lied! —

Geſang von außen.

Wohl dem, der nach traurigen Stunden
Sein Liebchen hat endlich gefunden!
Dann klingt der Schall
Der Nachtigall
Noch fröhlicher ihm aus Buſch und Thal.

Chor.

Aus Buſch und Thal
Singt fröhlichen Schall
Ihm lieblich und lockend die Nachtigall.

Die ländliche Muſik hat ſich nach und nach entfernt.

Agnes.

Du weinſt, Schweſter?

Anne.

Die Muſik — —

Agnes.

Sie iſt ja ſo luſtig.

Anne.

Mir nicht.

Agnes.

Du wirſt aber auch Deines Lebens niemals froh.

Anne.

Ach! als er noch unter meinem Fenſter Lieder auf ſeiner Laute ſpielte, und ein fernes leiſes Echo ſeine

Töne nachsprach! Wie dann der Mond herunter schien und ich nichts sah, als ihn, und nichts hörte, als seinen Gesang, der durch die einsame Nacht hingleitete, wie ein weißer Schwan über den dunkeln See — o Schwester! nie, nie kann ich das vergessen!

Agnes.

So lieb war er Dir?

Anne.

Mehr als Worte, als die schönste Musik es aussprechen kann. Seine Gegenwart fiel in meine Seele, wie wenn der rothe Morgenhimmel nach schwarzer Sturmnacht sich durchsichtig über die finstre Erde spannt und in alle geschüttelten Bäume und Blumen den Thau des Friedens gießt, und vor dem goldnen Strahl die Wolken fliehn. — Ach! verzeih, Schwester, diesen Thränen. —

Agnes.

Komm, zerstreue Dich, hier sind ja die Schlüssel; sei wieder fröhlich.

Anne.

Gutes Kind.

Agnes.

Wir wollen die Alte rufen, sie soll mit uns gehn, denn sie kennt wohl Alles.

Anne.

Wie Du willst, aber sie ist mir recht im Herzen zuwider.

Agnes.

Ja, sie ist häßlich genug und ihre krächzende Stimme höchst widerwärtig, indessen sind das die Gebrechlichkeiten des Alters, für die sie nicht kann. — Komm! komm! ich bin unendlich begierig, was wir Alles sehn werden. Sie gehn.

Zweite Scene.

Der Saal auf Marloff.

Gelag von trunkenen Knechten. Einige schlafen, andere sind halb wach; Caspar ist noch am munterſten, Leopold sitzt oben am Tisch und spielt, Winfred sitzt mit verbundenem Kopfe im Lehnsessel und trinkt.

Leopold.

Traun, Brüder, wer den Wein erfand,
Entdeckte wohl das schönste Land!
Schöner als Gold und Edelstein
Funkelt im Becher der liebliche Wein,
Schaut hinein;
Trinkt lustig und keck von dem labenden Schein.

Alle.

Schöner als Edelstein
Funkelt der süße Wein,
Trinket den goldenen Schein
Muthig in Euch hinein!

Caspar.

Das heiß' ich Wein! — solchen Wein, ich habe schon viel Wein getrunken, aber solchen Wein, — wenn von Wein die Rede ist, — als was —

Leopold.

Ich verstehe schon, was Ihr sagen wollt. Trinkt nur immer, er ist Euch gern gegönnt, hab' ich ihn doch ganz eigen für Euch kommen lassen.

Caspar.

Nun, wenn Ihr so meint. —

Leopold.

Der Becher geht rund
Von Mund zu Mund,
Und macht auch den Kranken frisch und gesund.

Chor.

Von Mund zu Mund — —
Wird der Kranke gesund. —

Caspar.

Aber Euer lustiger Mensch, der die vielen Sprünge machen sollte, — da sitzt er im Stuhl mit seinem verbundenen Kopf, — sieht aus wie die Reue und Buße selber, und säuft einen Becher nach dem andern. Er rührt sich ja nicht.

Leopold.

Auf, Winfred, Musenliebling, sei begeistert und tummle Dich etwas.

Winfred.

Ich kann wahrhaftig nicht, ich bin am ganzen Leibe wie zerschlagen.

Leopold.

Deine Zunge lallt, rühr' Dich, jetzt gilt's. Er geht zu ihm. Nur etwas, ein Weniges nur, lieber Junker! mach mich vor den Leuten nicht zu Schanden, greif Dich mir zu Liebe etwas an.

Caspar.

Guten Wein habt Ihr hergeschafft, Gott weiß woher, aber Euer Tandmann, Euer Pickelhering ist ein erbärmlicher Kerl, den müßtet Ihr in's alte Eisen schmeißen, den Lumpenhund, der ist abgenutzt und verdient keinen Trunk Wein mehr.

Winfred steht auf.

Ich komme ja schon. — Wollt Ihr nun eine tragische Pantomime, edle Stellung und Schwung der Geberde, ein Bein im rechten Winkel vom Leibe weit weggestreckt, und dann auf dem andern Fuße umgedreht, im großen Styl?

Caspar.

Macht, was Ihr machen könnt.

Winfred tanzt.

Nun seht, das ist was für den Kenner.

Caspar.

Das ist nichts, nichts, wahre Lumperei.

Winfred.

Für die Deklamation edler Gedichte seid Ihr auch nicht?

Caspar.

Nichts da, — Katzensprünge, Bocksprünge, das ist unser Geschmack.

Winfred tanzt und springt.

Seht, Freunde, das sind Künste, Gelt? Alle lachen.

Caspar.

Recht so! Was er die dünnen Beine kann durch einander werfen!

Winfred fällt nieder.

O weh! o weh! mein Kopf! mein Arm! Unglück über Unglück!

Leopold.

Komm! hilf Dir auf.

Winfred.

Ade, ich gehe wieder auf mein Zimmer, ich bin für dergleichen nicht gemacht. Ich lege mich wieder zu Bett und will schlafen.

Geht hinkend nach dem obern Gemach.

Caspar.

Ich kann kaum noch die Augen offen halten, — und die Beine liegen schon seit einer Stunde stockstill unter dem Tische. — Wo ist denn unser Gaukler? — Wahrlich, in die Erde hinein geschlagen, und verschwunden. — Je nun, eben so gut. —

Schläft ein. Alle Uebrigen schlafen bereits.

Leopold singt vor der einen Thür.

Wer klopft an die Thür?
Ich, Liebste, bin hier.

Wo iſt Dein Gemach?
Erkennſt Du mein Ach?
Auf, liebſt Du mich kühn,
So laß uns entfliehn,
Schnell ſchwindet die Zeit
Und Zögern gereut;
Die Stunde vergeht,
Dann iſt es zu ſpät.

Brigitte zeigt ſich an der Thür.

Leopold!

Leopold.

Liebſte Brigitte!

Brigitte.

Ich habe Euch ſchon lange an Eurer Stimme erkannt. Was wollt Ihr hier?

Leopold.

Du kannſt noch fragen? Folge mir, wenn Du mich liebſt. Zwei Pferde ſtehn draußen geſattelt, Alle ſchlafen, es iſt Nacht; Dein Vater kehrt zurück, dort auf dem Tiſche liegen die Schlüſſel der Burg.

Brigitte.

Ich ſollte meinen alten Vater verlaſſen?

Leopold.

Er wird nachher unſre Ehe ſegnen, aber vorerſt müſſen wir in Sicherheit ſein. Folgſt Du mir nicht, ſo lebe wohl, dann ſehe ich, daß Du mich nie geliebt haſt.

Brigitte.

Ich bin Dein.

Leopold.

Eilen wir, ehe man uns übereilt. Er nimmt die Schlüssel, sie gehn ab; bald darauf hört man den Thürmer blasen.

Caspar richtet sich etwas auf.

Was war denn das? — Was das nicht der Thürmer? — Aber ich glaube, es hat mir nur geträumt. Was sagt Ihr, Spielmann? — Hanswurst, Ihr habt ganz Recht, ja, Ihr seid ein solider Mann. — Wie? — Richtig, ganz recht, das ist auch meine Meinung. Er legt sich wieder zum Schlafen hin; es bläst von Neuem. Nein, das ist kein Traum, — so lebhaft hat mir noch zeitlebens nichts geträumt. — Darnach muß ich sehen. — Wenn nur die Beine — Wie? Was ist das?

Hans von Marloff tritt herein.

Gott im Himmel! was ist denn das? Die Thore der Burg, alle Thüren sind offen! — Und hier! Wie sieht es hier aus! Caspar!

Caspar.

Ja, Herr!

Hans.

Liegst Du auch unter dem tollen Haufen?

Caspar.

Ja, Herr!

Hans.

Caspar, ich bitte Dich, — mach mich nicht toll,

— mir ſchwindelt ſchon der alte Kopf, — ſteh' auf! ich bitte Dich.

Caspar.

Herr, das wird ſo geſchwinde nicht gehen.

Richtet ſich mühſam auf.

Hans.

Laß mich nicht das Aergſte fürchten, — Caspar, — meine Tochter —

Caspar.

Ich habe immer ein Auge auf ſie gehabt. Streng! ſtreng!

Hans.

Aber wie kommt Ihr denn dazu —

Caspar.

Herr, da war ein Spielmann hier, und der hatte einen ſo köſtlichen Wein bei ſich, — den Wein bracht' er in's Haus, — und er hatte einen kranken Narren bei ſich, — und da weiß ich nicht, wie es kam, aber kurz und gut —

Hans.

Es mag für diesmal gut ſein, aber ich muß nach meiner Tochter ſehen. ab.

Caspar.

Wo iſt denn der Spielmann geblieben? — Ermuntert Euch, Kerl, ſag' ich, ſteht auf! Die Knechte erheben ſich nach und nach und gehen. Der Spielmann — Caspar, Caspar! mir fängt an der Verſtand wieder zu kommen, und ich merke Unrath. — Ach! der arme Herr, wenn es wahr ſein ſollte!

Hans. stürzt außer sich herein.

Du Schurke! — Du schlechter Kerl! Liebst Du Deinen Herrn so? — O meine Tochter!

Caspar.

Herr, — mäßigt Euch, Herr —

Hans.

Nein, ich will jetzt vor Zorn und Gram sterben! Ich will mich nicht mäßigen, damit ich nur das Unglück, die Schande nicht überlebe. — Meine Tochter, sie ist fort!

Caspar.

Nimmermehr!

Hans.

Muß mir das begegnen, der ich mein Kind so liebte? — Schaff' sie mir wieder, Caspar! — Fort! Geh' mir aus den Augen, Du Niederträchtiger!

Caspar.

Herr, so habt Ihr mich noch nie gescholten, — aber ich verdiene, ganz verdien' ich das. — O ich Dummkopf! O vergebt mir, mein Herr, faßt Euch wieder; — ach nein! Ihr könnt mir nicht vergeben.

Hans.

Caspar, ist das Deine Vernunft? Sind das Deine Grundsätze, von denen Du so viel sprechen konntest? — Wenn nur meine Brigitte da wäre! — Und wie konnte sich mein Kind so vergessen? — Mit dem Spielmann, mit einem Nichtswürdigen ist sie davon gelaufen?

Caspar.

Es muß so sein, Herr, denn ich sehe ihn nirgends. — Ach Gott! wie wird mir, da nun mein Verstand wieder kommt! Ich schäme mich vor Euch und vor mir, — ich möchte in Verzweiflung fallen. — O daß ich an dem Unglück Schuld bin! Ja mit dem Kopf möcht' ich gegen die Mauer laufen! Und meinen lieben, guten, alten Herrn! O Sapperment!

Hans.

Mäßige Dich, Caspar, fasse Deine Vernunft zusammen, bleib bei Dir.

Caspar.

Giebt es denn keinen Trost, keine Hülfe?

Hans.

Ach nein! nein! O das wird mich noch wahnsinnig machen. — Es ist zu viel, zu viel, Caspar, wenn ich von Neuem daran denke. Es ist mein Tod, ich fühl's.

Caspar.

Lieber gnädiger Herr, bedenkt Euer Alter.

Hans.

Ich mag nichts bedenken; Du hast keine Tochter verloren, Du hast gut sprechen. Und Du bist Schuld daran, einzig Du, Du alter Spitzbube! Säuft sich voll in seinen alten Tagen, läßt sich zum Narren machen, der Esel!

Caspar.

Soll ich in's Wasser laufen? Soll ich vom Thurm herunter springen? Befehlt doch nur, wie ich mich ab-

ſtrafen ſoll, und ich will's ja von Herzen gerne thun, nur daß ich wieder Ruhe habe, daß ich Eure Vorwürfe nicht mehr höre. Nehmt doch auch Vernunft an, Herr, beſter Herr! Ihr ſeid ja auch ſchon in den Jahren und habt die Kinderſchuhe vertreten. Ach du lieber Himmel! Wo renne ich nur hin? Wo bleib' ich? O Sapperment! das ganze Gehirn iſt mir durch einander geworfen!

Hans.

Caspar! Caspar! ich merk's, wir werden uns Beide toll machen. — Meine Tochter, meine Brigitte, ſie hätte auch vorſichtiger ſein ſollen; Du biſt ja nicht allein Schuld. Komm, laß uns Beide unſere Vernunft zuſammenfaſſen — aus dem Raſen kann doch nichts herauskommen. — Faſſe Dich nur, Caspar, und ſteh' mir bei.

Caspar.

Von Herzen gern, mein lieber gnädiger Herr, wenn Ihr mir nur wieder gut ſeid.

Hans.

Komm, wir wollen uns gleich zu Pferde ſetzen, wir müſſen ſie wiederfinden, wir wollen eher kein Auge zuthun.

Caspar.

Aber Euer Alter, Eure Schwachheit —

Hans.

Es kommt ja hier auf meine Tochter an, Caspar!

Caspar.

Nun, wie Ihr wollt. Aber Ihr haltet mich doch

für keinen Spitzbuben? Ein Dummkopf bin ich, ein rechter Esel, ja, darin habt Ihr Recht, aber doch kein Spitzbube.

Hans.

Vergiß es, Caspar, ich wußte gerade nicht, was ich sagte; ich mußte mir ja mit Schimpfen Luft machen; sieh, das ist in der menschlichen Natur. Du hast mir dreißig Jahre redlich gedient, das kann wohl einen Fehler mit eindienen. — Komm, aus der Burg mag indeß werden, was will; wenn ich mein Kind nicht wiederfinde, komm' ich so nicht zurück. — Ihr Knechte! Heda! Knechte!

Caspar.

Das hören sie nicht, sie sind all' im Schlaf.

Hans.

Nimm da, blas' die Trompete, blase, daß sie kommen!

Caspar.

Nehmt Ihr das Horn, so werden sie schon munter werden. Beide blasen; die Knechte kommen taumelnd herein.

Hans.

Nehmt Pferde! Jeder setze sich zu Pferde! Jagt, rennt, sucht alle Landstraßen, alle Fußstege, alle Thäler durch! — Du rechts! — Du links! — Du hinüber nach dem Gebirge! — Du in den Wald hinein! — Fort! bringt mir meine Tochter wieder, und wer sie findet, den will ich so belohnen, daß er mir danken soll. — Knechte ab. Komm, Caspar.

Winfred zeigt sich oben.

Das ist ein Lärmen! — Herr Ritter!

Hans.

Wer ist der?

Caspar.

Unser Possenreißer, das kranke Gaukelmännlein.

Hans.

O du Hasenfuß! O du Hans Narr!

Winfred.

Hört doch nur einen armen betrunkenen Menschen an —

Hans.

Schweig, Dummkopf!

Winfred.

Nur zwei elende Worte, die Euch vielleicht nützlich —

Hans.

Komm, Caspar, reiten wir, was die Pferde und wir ertragen mögen. — Komm, sieh Dich nicht um nach der Vogelscheuche dort! Beide ab.

Winfred.

Alle fort! Mein Freund Leopold, so hör' ich, mit der Tochter, der Alte ihr nach, läßt sich nicht von mir bedeuten; die Knechte auf allen Landstraßen, und ich Armseliger bleibe ohne Hülfe hier, wie in einem verzauberten Schlosse, allein zurück. — O hätte ich dergleichen Unfälle vorhersehen können, wie sauber wär' ich zu Hause geblieben. Mein hochstrebender Sinn

hat mir sehr, sehr zu nahe gethan. — Und der Leopold handelt auch nicht freundlich an mir. Wenn nur ein altes Weib, ein zahnloses Mütterchen hier im Hause wäre! Aber keine Seele! Ich muß sehen, wie ich mir Beistand anschaffe. Geht hinein.

Dritte Scene.

Saal auf Berners Schloß.

Agnes, Anne, Mechtilde, Knechte, die das Abendmahl abräumen.

Agnes.

Ich bin von allen den herrlichen Sachen, die ich heut gesehen habe, ganz schwindlicht. Mir ist jetzt, als hätte mir Alles nur geträumt.

Anne.

Die Sinne ermüden am Ende, und selbst das Mannigfaltigste wird einförmig.

Agnes.

Die Mutter Mechtilde ist schon ganz schläfrig.

Mechtilde.

Ja, Kinder, ich gehe gewöhnlich um die Zeit zu Bette, und da meldet sich denn der Schlaf bei mir ganz von selbst.

Agnes.

Geht immer zu Bette, ich bleibe noch ein wenig

auf; der Mond ſcheint ſo hell, ich trete nachher noch etwas auf den Altan hinaus, um friſche Luft zu ſchöpfen.

Mechtilde.

Nehmt Euch vor den Fledermäuſen in Acht, ſie pflegen um dieſe Jahrszeit umher zu ſchwärmen.

Agnes.

Es iſt uns doch nicht einmal eingefallen, das ſiebente Zimmer zu beſehen, und der Ritter war ſo beſorgt; am Ende iſt auch gar nicht einmal etwas Merkwürdiges darin.

Mechtilde.

Das iſt wohl möglich.

Agnes.

Wie? Ihr ſeid auch niemals hinein gekommen?

Mechtilde.

Niemals.

Agnes.

Das iſt doch wunderbar. — Wollt Ihr jetzt, Mutter, die Schlüſſel zu Euch nehmen? Wir brauchen ſie doch nicht mehr.

Mechtilde.

Recht gern.

Agnes.

Die Männer haben, wie ich ſehe, eben ſo gerne Geheimniſſe, als die Frauenzimmer.

Mechtilde.

Noch lieber; ſie wollen es nur nicht zugeben.

Agnes.

Gebt mir doch die Schlüssel wieder zurück.

Mechtilde.

Hier sind sie.

Agnes.

Der Ritter möchte ungehalten werden, da er sie doch in meine eigene Hände überliefert hat.

Anne.

Nun gute Nacht, ich gehe zu Bett.

Mechtilde.

Ich wünsche Euch eine glückselige Nacht. Beide ab.

Agnes.

Welche herrliche Nacht! — Man spricht so viel von der Neugier der Weiber, und jetzt stände es doch geradezu nur in meiner Gewalt, in das verbotene Zimmer hinein zu gehen. — Ich habe mir zum Theil den Schlüssel wieder geben lassen, weil sonst mein Mann hätte denken können, ich traue mir nicht Stärke genug zu. — Nun, wenn ich denn auch der Versuchung nachgäbe, so erführe kein Mensch, daß ich in dem Zimmer gewesen wäre, und kein andres Unglück könnte doch daraus entstehen. Meine Schwester, die Sittenpredigerin, schläft jetzt. — O ich wollte, ich hätte dem alten garstigen Weibe die Schlüssel gelassen! — Am Ende ist das Ganze nur darauf angesehn, daß mein Mann mich auf die Probe stellen will, und ich will mich gewiß nicht so leicht fangen lassen. — Geht auf und ab. Die Alte ist selbst noch nicht einmal in dem Zimmer

gewesen, der Ritter muß doch also etwas Besonderes dabei haben. — Ich will nicht weiter daran denken. — Sie tritt an's Fenster. Wenn ich nur wüßte, warum er es mir verboten hat? — Der Schlüssel ist golden, die übrigen sind es nicht; es ist gewiß das kostbarste Gemach von allen, und er will mich nächstens einmal damit überraschen. — Narrheit, daß ich es nicht gleich jetzt sehen sollte! Mir ist überhaupt nichts so verhaßt, als wenn ein Mensch dem andern eine heimliche Freude machen will; jener kann sich in der Ueberraschung niemals freuen, besonders wenn er die einfältigen Anstalten vorher schon gewahr wird. — Agnes! Agnes! hüte dich! das, was dich jetzt peinigt, ist wohl jene berüchtigte weibliche Neugier. — Und warum sollte ich nicht ein Weib sein dürfen, so gut wie andere? — Die bloße Neugier ist noch keine Sünde. — Ich möchte den Menschen sehen, der an meiner Stelle nicht neugierig wäre. — Meine Schwester würde eben so sein wie ich, wenn sie nicht ihre Liebe unaufhörlich im Kopfe hätte; wenn sie aber darauf fiele, daß ihr Reinhold in dem Zimmer stecken könne, so würde sie mich auf den Knieen um den Schlüssel bitten. Die Menschen sind immer nur nachsichtig gegen ihre eignen Schwachheiten. — Und es ist am Ende nicht einmal eine Schwachheit von mir; in dem Zimmer kann ein Geheimniß verborgen liegen, von welchem mein Glück abhängt. Ich ahnde fast so etwas: — und ich will nur so eben hinein sehen, — wovon soll er denn nachher wissen, daß ich drinne ge-

weſen bin? — Es muß doch irgend einen Grund haben, warum er es mir ſo ſtrenge verboten hat, und den Grund hätte er mir ſagen ſollen, dann wäre meine Folgſamkeit ein vernünftiger Gehorſam, aber ſo handle ich nur aus einer blinden Unterwürfigkeit, eine Art zu leben, wogegen ſich mein ganzes Herz empört. — Ei! bin ich nicht eine Närrin, daß ich ſo viel überlege? Am Ende iſt es eine Thorheit und gar nicht der Mühe werth. — Sie nimmt den Schlüſſel. Nun, warum geh' ich denn nicht? — Wenn er aber zurück käme, indem ich in dem Gemach ſtecke? — Es iſt Nacht, und ehe er die Treppe herauf käme, wäre ich ſchon längſt in meinem Zimmer; in einigen Tagen will er ja auch erſt wieder kommen. — Er hätte ſeinen Schlüſſel behalten müſſen, wenn ich nicht hinein gehen ſollte. Geht ab mit einem Lichte.

Claus. Der Rathgeber.

Claus.

Nun, wie gefällt es Euch hier?

Rathgeber.

Ich weiß noch nicht, ich habe bis jetzt geſchlafen, ſo müde bin ich geweſen. — Wie hell die Sterne ſcheinen!

Claus.

Könnt Ihr in den Sternen leſen?

Rathgeber.

Ich wollte, daß ich es gelernt hätte. Es muß des Nachts doch immer eine angenehme Beſchäftigung ſein.

Claus.

Man kann auch sein Schicksal daraus wissen.

Rathgeber.

Jezuweilen.

Claus.

Glaubt Ihr an Gespenster?

Rathgeber.

O ja.

Claus.

Jetzt ist gerade die schauerliche Stunde.

Rathgeber.

Wer umgehen will, für den ist eben jetzt die wahre Zeit. — Darum will ich mich auch nur wieder zu Bette legen.

Claus.

Ich denke, Ihr habt nun ausgeschlafen.

Rathgeber.

Blos der Gespenster wegen, — es ist nicht gut, wenn man sich jetzt noch wach finden läßt.

Claus.

Nun so geht.

Eine Thür wird mit Gewalt zugeschlagen.

Rathgeber.

Hörst Du wohl? Läuft schnell ab.

Agnes tritt bleich und zitternd herein.

Claus.

Was ist Euch, gnädige Frau?

Agnes.

Nichts, nichts! — Schaff' mir doch ein Glas frisches Waſſer. — Claus geht, ſie ſinkt in einen Seſſel. Leb' ich noch? — Wo bin ich? — Gott im Himmel! wie ſchlägt mir das Herz, — bis zum Halſe hinauf.

Claus kommt mit Waſſer.

Agnes.

Stell' es nur dorthin, — ich kann jetzt noch nicht trinken. — Geh, geh, — mir fehlt nichts, gar nichts. — Geh! Claus geht. Ich weiß nicht, wie ich wieder hieher gekommen bin. — Sie trinkt. Jetzt wird mir beſſer. — Es iſt tiefe Nacht, die Uebrigen ſchlafen ſchon. — Sie betrachtet den Schlüſſel. Hier iſt ein blutiger, dunkelrother Fleck, — war der ſchon vorher da? — Ach nein, ich ließ ihn fallen. — Alles um mich her riecht noch nach Blut. — Sie reibt mit ihrem Schnupftuche den Schlüſſel. Er will nicht fort, das iſt doch wunderbar. — O Neugier, verdammte, ſchändliche Neugier! ich glaube, es giebt keine größere Sünde, als die Neugier! — O und mein Mann, wie kommt der mir jetzt vor! — Mein Mann, konnt' ich ſagen? Mein Mann? Das ſchändlichſte, mir fremdeſte Ungeheuer, wildfremd und entſetzlich, wie ein ſchuppiger Drache, von dem ſich das Auge ſcheu zurückreißt. — Ach, ich muß zu Bette, mein armer Kopf iſt ganz wüſt. — Aber die Schlüſſel darf ich hier nicht ſo liegen laſſen. Gott ſei Dank, daß der Flecken fort iſt! — Ach nein! ich armes Kind! auf dieſer Seite, hier iſt er. Ich weiß nicht, was ich anfangen ſoll;

ich will ſehn, ob ich ſchlafen kann. Ach ja, ſchlafen, ſchlafen, und andere, ganz andere Dinge träumen, Alles vergeſſen; ja, ja, das wird ſchön, das wird lieblich ſein. Geht ab.

Fünfter Akt.

Erſte Scene.

Saal auf Friedheim.

Simon kommt mit einer Fackel.

Er muß aufſtehen, er mag wollen oder nicht, denn ich weiß es nun gewiß. Er kann mir nun nichts mehr einwenden. Er pocht an eine Thür: Anton! Anton! ermuntre Dich!

Anton inwendig.

Wer iſt da?

Simon.

Ich, Simon, Dein Bruder; ſteh' ſchnell auf, ich habe etwas Nothwendiges mit Dir zu ſprechen.

Anton.

Stört Dein Wahnſinn jetzt ſogar die Ruhe der Mitternacht?

Simon.

Sprich nicht ſo, Bruder, es wird Dich gereuen. — Ich glaube, er iſt wieder eingeſchlafen. — Auf! auf! ermuntre Dich!

Anton.

Wirſt Du des Raſens nicht müde werden?

Simon.

Schimpfe, ſo viel Du willſt, nur ſteh' auf. — Steh' auf! ich laſſe Dir doch nicht eher Ruhe, Bruder.

Anton

kommt im Schlafkleide heraus.

Sage mir nur, was Du willſt.

Simon.

Bruder, ich habe die ganze Nacht nicht ſchlafen können —

Anton.

So? — Ich ſchlief deſto beſſer.

Simon.

Du ſiehſt, daß jetzt meine Prophezeiungen, oder Ahndungen, Du magſt es nennen, wie Du willſt, etwas mehr eintreffen, als ſonſt.

Anton.

Deine Narrheit anzuhören, hab' ich alſo aufſtehen müſſen?

Simon.

Ich hab's vorhergeſagt, daß unſer Bruder die Tochter des Ritters Hans von Marloff entführt habe,

und gestern Abend war der alte Mann auch deswegen hier.

Anton.

Das konnte Jedermann errathen.

Simon.

Und in dieser Nacht hab' ich unsre Schwester unaufhörlich weinen sehen, und ich habe mich beständig mit dem Blaubart herumgestochen.

Anton.

Und was folgt daraus?

Simon.

Sie ist in Lebensgefahr, ich versichre es Dir, Bruder; der Blaubart ist ein Bösewicht, das Nähere kann ich nicht wissen, aber genug, daß er es ist. Wenn aber nur die Möglichkeit nicht zu läugnen steht, so mußt Du mich anhören; diese aber kannst Du unmöglich läugnen, oder Du bist der Unsinnige.

Anton.

Gute Nacht, Bruder, Deine Art zu räsonniren ist mir zu bündig.

Simon.

Bruder, ist es nicht genug, daß Du Deine Schwester an einen solchen Verworfenen verschleudert hast? Willst Du sie nun auch noch schändlicher Weise in der höchsten Noth ihres Lebens verlassen? Bist Du blos deswegen ihr Bruder, um ihr Verräther zu sein? — Anton, erweiche einmal Dein brüderliches Herz; sie sieht jetzt vielleicht mit Sehnsucht aus dem Fenster

des Schloſſes nach der Gegend hieher, ſie wünſcht vielleicht, daß ihre tiefen Seufzer uns Beide allgewaltig hinziehen könnten, ſie klagt über uns, — nachher finden wir ſie wohl todt, blaß, auf der Bahre ausgeſtreckt.

Anton.

Aber wie kommſt Du nur darauf?

Simon.

Meine ganze Phantaſie iſt von dieſen betrübten Vorſtellungen angefüllt; ich kann nichts Frohes denken und träumen, ich ſinne nur Tod. Ich habe keine Ruhe, bis ich dieſen Peter mit dem Schwert unter mich gebracht habe. Komm, mich dünkt, ich höre unſere Schweſter, ſo weit es auch iſt. Wie bald ſind unſere Pferde geſattelt, wie bald können wir dort ſein!

Anton.

Das Tollſte bei der Tollheit iſt, daß ſie vernünftige Menſchen anſteckt.

Simon.

Du wirſt ſehn, daß ich mich nicht irre.

Anton.

Ich begreife ſelbſt nicht, warum ich Dir nachgebe.

Simon.

Zieh Dich an, ich ſattle indeß die Pferde; dieſe Fackel leuchtet uns, bis die Sonne aufgeht.

Von verſchiedenen Seiten ab.

Zweite Scene.

Berners Schloß.

Agnes tritt mit einer Lampe auf; sie stellt sie auf einen Tisch und setzt sich daneben, dann nimmt sie den Schlüssel aus der Tasche.

Agnes.

Immer will der Fleck noch nicht fort; ich habe schon den ganzen Tag gerieben, auf alle Art gewaschen, aber er bleibt. — Wenn ich so starr darauf hinblicke, so ist es, als wollte er sich verlieren, aber wenn ich die Augen nach andern Gegenständen richte und dann zu ihm zurück kehre, so ist er immer wieder da, und wie mich dünkt, dunkler als zuvor. Ich könnte sagen, ich hätte ihn verloren, aber das würde seinen Argwohn nur im höchsten Grade reizen. — Vielleicht fordert er mir den Schlüssel nicht gleich ab — vielleicht bemerkt er's auch nicht; — wenn ich ihn abgebe, will ich ihm so die reine Seite hinreichen; wird er wohl darauf fallen, ihn so genau zu betrachten? — Es kann ja auch sein, daß der Flecken ausgeht, noch ehe er zurück kommt. — Ach! wenn mir der gütige Himmel doch so gnädig sein wollte!

Anne tritt herein.

Was ist Dir, liebe Schwester?

Agnes.

Und wenn es nun nicht geschieht? — Es fehlt

nicht viel, so bilde ich mir ein, der Schlüssel weiß um Alles, und will zu meinem Unglücke nicht wieder rein werden.

Anne.

Schwester!

Agnes.

Gott im Himmel! — Wer ist da?

Anne.

Wie Du erschrickst! Ich bin es.

Agnes,

die schnell den Schlüssel verbirgt.

Dachte ich nicht —

Anne.

Wie hast Du Dich seit wenigen Tagen verändert, Agnes! Sprich doch zu mir, Deiner Schwester, die Dich so herzlich liebt. Du bist in einer Fieberhitze — wie Du glühst! — Sage doch, fehlt Dir etwas?

Agnes.

Nein, Schwester; komm, wir wollen wieder zu Bette gehn.

Anne.

Es ist etwas mit Dir vorgegangen, das wirst Du mir nicht ausreden. Warum willst Du mir aber nicht trauen? Hab' ich Dich schon je hintergangen? Hast Du mich schon sonst einmal heimtückisch und ohne schwesterliche Liebe gefunden?

Agnes weinend.

Niemals, niemals; Du biſt immer ſo gut — o viel, viel beſſer als ich!

Anne.

Nein, das nicht; ach! Du haſt oft von meinen Launen leiden müſſen; vergieb mir das. Kannſt Du?

Agnes.

Wie Du ſprichſt!

Anne.

Ich habe Dich nun ſeit zweien Tagen beobachtet, — Du ſprichſt nicht, Du ſchleichſt am Tage umher und verbirgſt Dich in einem Winkel; des Nachts ſchläfſt Du nicht, ſondern ſeufzeſt ſo ſchwer. — Theile mir Deinen Kummer mit; wenn ich Dich auch nicht tröſten kann, ſo kann ich doch wohl mit Dir Deine Leiden tragen.

Agnes.

Nun ſo höre; — aber Du wirſt auf mich ſchelten. —

Anne.

Nur, wenn Du kein Zutrauen zu mir haſt.

Agnes.

Du hätteſt es auch vielleicht gethan. — Du weißt, daß ich von Jugend auf gern etwas Neues ſah und hörte — dieſe unſelige Sucht macht mich jetzt unglücklich, koſtet mich gewiß mein Leben.

Anne.

Du erſchreckſt mich.

Agnes.

Ich habe es nicht unterlassen können, neulich in der Nacht in das Zimmer zu gehn, das mir der Ritter zu sehn verboten hatte.

Anne.

Und?

Agnes.

O wär' ich doch zurück geblieben! Warum ist der menschliche Geist so eingerichtet, daß ein solches Verbot nur seinen Vorwitz schärft? — Ich weiß nicht, wie ich Dir alle Umstände erzählen soll, denn so oft ich nur daran denke, überläuft mich immer noch ein kalter Schauer. — Ich schloß behutsam auf, und hatte ein Licht in der Hand; ich nahm mir vor, nur ein wenig hinein zu sehn, und dann sogleich wieder umzukehren; — als ich also die Thür aufmachte, sah ich nichts, als ein leeres Gemach, im Hintergrunde einen grünen Vorhang, wie vor einem Alkoven oder einem Schlafzimmer. — Ich konnte unmöglich wieder umkehren, der Vorhang sah so geheimnißvoll aus, es war mir, als wenn er sich bewegte — es war von dem Zugwinde durch die offen gelassene Thür. Im Gemache war ein drückender, seltsamer Dunst. — Um recht vorsichtig zu sein, zog ich den Schlüssel ab, mit Schauern trat ich hinein, und ich hatte eine heimliche Furcht, daß die Thür hinter mir zufallen könnte. — Nun näherte ich mich dem Vorhange. Das Herz klopfte mir, ich kann Dich versichern, nicht mehr aus

Neugier. Ich schlug ihn mit der Hand zurück und sah immer noch nichts, denn das Licht warf nur einen schwachen, ungewissen Schein hinein. — Nun trat ich hinter den Vorhang — und nun, Schwester, denke, fühle mein Entsetzen, — an den Wänden standen sechs Knochengerippe umher — Blut färbte die Wände, Blut bedeckte den Boden — ich hörte einen lauten Aufschrei im Fenster klingen — ich war es gewiß, die so schrie; der Schlüssel fiel mir aus der Hand, ich war betäubt, es klang, als wenn das Schloß zusammen bräche. — Ueber den Gerippen standen Zettel, mit den Namen der Geschlachteten, seiner sechs vorigen Weiber, und an welchem Tage sie für ihre Neugier bestraft worden sind — oder ob ich mir das nur nachher eingebildet habe, denn ich weiß nicht, wie ich zurück gekommen bin. — O mit welchen Bildern ist seitdem meine Phantasie angefüllt! — Ich hatte den Schlüssel aufgenommen, er war in Blut gefallen — nun war ich in der größten Angst, die Thür möchte sich zugeschlossen haben. Ich stürzte gegen den Vorhang mit einer Gewalt, als wenn ich einen Riesen umwerfen wollte, und nun stand ich wieder in dem leeren Gemach. — O denke Dir, Schwester, wenn ich die Nacht über in der Behausung des Jammers hätte bleiben müssen! — Nun hätte der Mond in die Blutkammer hinein geschienen — die Gerippe hätten sich wohl bewegt, oder meine erhitzte Einbildung hätte es mir so vorgestellt — ich wäre mit dem Kopfe gegen die Mauer gerannt, ich hätte meine wüthenden

Arme in die Knochengebäude verwickelt — ich hätte mich mit dem Tode und Entsetzen wild herum getummelt — denke Dir, denke Dir nur, Schwester! — O über solche Vorstellungen kann man wahnsinnig werden!

Anne.

Fasse Dich, Agnes, ich halte Dich ja hier in meinen Armen.

Agnes.

Was macht das? — die Entsetzlichkeit ist doch nicht weit von uns. Du darfst nur zu jener Thür hinaus treten, so liegt die andere vor Dir. — O Schwester, welch ein Schloß ist dies! ein Schlachthaus!

Anne.

Kind, wir müssen fort, unsere Brüder müssen uns schützen. — Wenn nur die Alte nicht wäre.

Agnes.

Sie hilft uns vielleicht.

Anne.

Armes Kind! sie ist gewiß mit dem Bösewicht einverstanden.

Agnes.

Gott, und sie ist so alt!

Anne.

Unglückliche Schwester! —

Agnes.

Aber er kommt vielleicht nicht wieder! Du mach-

test mich neulich noch mit diesem Gedanken traurig — o jetzt ist er fast mein einziger Trost. —

Anne.

Und wenn er nun zurück kommt? —

Agnes.

Ach, Schwester, ich glaube, ich bin verloren! — Und die Alte sollte um Alles wissen! Wie müßte ihr dabei zu Muthe sein — ach! aber sie hat ein entsetzliches Wesen. — Wenn sie nun an Alles denkt, wenn ihr die Blutkammer immer gegenwärtig ist, wie kann sie essen, trinken und schlafen; und er — er — sage mir, wie kann ein solches Ungeheuer aus dem Menschen werden! — Es ist Alles wie ein fremdes Mährchen, wenn ich es aus der Ferne ansehe — und dann — daß ich im Mittelpunkte dieses entsetzlichen Gemäldes stehe! —

Anne.

Fasse Dich nur, damit wenigstens Deine Rettung noch möglich ist, damit nur Dein Verstand nicht leidet.

Agnes.

Er hat vielleicht schon gelitten. — Ach, Anne, es wäre schrecklich, wenn ich mir nur einbildete, daß Du mich so schwesterlich tröstetest, wenn die Alte es wäre, die mir jetzt gegenüber säße. — Sie greift sie an. Aber Du bist es, nicht wahr?

Anne.

Agnes! Agnes! thue Dir selbst Gewalt an, laß den Wahnsinn fahren.

Agnes.

Nein, Du bist es selbst. — Sieh diesen verrätherischen Schlüssel; Tag und Nacht habe ich daran gearbeitet, diesen schrecklichen Flecken zu vertilgen, aber Alles ist umsonst.

Anne.

Erhitze Dich nicht noch mehr, sei gelassen.

Mechtilde kommt mit einer Laterne.

Anne.

Seid Ihr auch schon so früh auf?

Mechtilde.

Ja, ich bin schon das ganze Haus durchkrochen, denn ich habe eine Ahndung, daß unser Herr heut wiederkommt.

Agnes.

Der Herr?

Mechtilde.

Erschreckt Ihr doch ordentlich vor Freuden. — Aber wie kommt Ihr Beide schon so früh aus den Federn?

Anne.

Meine Schwester ist nicht wohl —

Mechtilde.

Nicht wohl? Ihr seid auch ganz blaß; ei, das wird dem Ritter nicht lieb sein. — Ich will mich zu Euch setzen, denn mit dem Schlafen ist es jetzt doch vorbei; wenn es einmal so früh geworden ist, schläft man nicht leicht wieder ein.

Agnes.

Setzt Euch. —

Mechtilde.

Wir wollen uns Mährchen zur Kurzweil erzählen, das hält die Augen hübsch offen, besonders wenn sie etwas fürchterlich sind.

Anne.

Ich weiß keine, erzählt Ihr uns etwas.

Mechtilde.

Seht, da geht der liebe Mond unter, nun wird der Himmel recht schwarz und finster. — Eure Lampe geht ja auch aus, ich will meine Laterne auf den Tisch stellen. — Freilich weiß ich auch nicht viel, und Erzählen ist sonst nicht meine Sache; doch ich will's versuchen. — Es wohnte einmal ein Förster in einem dicken, dicken Wald; der Wald war so dick, daß der Sonnenschein nur in gebrochenen Schimmern herunter fallen konnte; wenn das Jagdhorn geblasen ward, so klang es fürchterlich in der grünen Einsamkeit. In der dichtesten Gegend des Forstes lag nun gerade das Haus des Jägers. — Die Kinder wuchsen in der Wildniß auf und sahen gar keine Leute, als ihren Vater, denn die Mutter war schon seit lange gestorben.

Um eine gewisse Jahrszeit traf sich's immer, daß der Vater sich den ganzen Tag im Hause eingeschlossen hielt, und dann hörten die Kinder ein seltsames Rumoren um das Haus herum, ein Winseln und Jauchzen, ein Laufen und Schreien, in Summa ein Ge-

lärm, wie vom leibhaftigen Satanas. Man brachte dann die Zeit in der Hütte mit Singen und Beten zu, und der Vater warnte die Kinder, ja nicht hinaus zu gehen.

Es traf sich aber, daß er einst in der Woche, in welche dieser Tag fiel, verreisen mußte. Er gab die strengsten Befehle, aber das Mädchen, theils aus Neugier, theils weil sie den Tag aus Unachtsamkeit vergessen hatte, geht aus der Hütte. — Nicht weit vom Hause lag ein grauer, stillstehender See, um den uralte, verwitterte Weiden standen. Das Mädchen setzt sich an den See, und indem sie hinein sieht, ist es ihr, als wenn ihr fremde, bärtige Gesichter entgegen schauen; da fangen die Bäume an zu rauschen, da ist es, als wenn es in der Ferne geht, da kocht das Wasser und wird schwarz und immer schwärzer; — mit einemmale, sieh, springt es in der trüben Woge wie Fischlein oder Frösche, und drei blutige, ganz blutige Hände tauchen sich hervor und weisen mit dem rothen Zeigefinger nach dem Mädchen hin. —

Agnes.

Blutig? — Schwester, um Gottes willen, sieh die alte Hexe! Wie sie ihr Gesicht verzogen hat! sieh, Schwester!

Mechtilde.

Kind, was ist Dir?

Agnes.

Blutig, sagst Du? — Ja, blutig, Du wildes Scheu-

ſal! — Blutig iſt Euer Leben, Ihr Schlächter, Ihr gräßlichen Mörder! Fort! Ich mag Dein grinſendes Antlitz mir nicht gegenüber! Fort! — So lange ich noch hier zu befehlen habe, ſollſt Du mir gehorchen!

Mechtilde.

Das ſind ja ganz beſondere Einfälle. Geht.

Anne.

Schweſter, mäßige Dich doch.

Agnes.

Du haſt es nicht geſehen, wie ſie ſich unter der Erzählung verwandelte.

Anne.

Du biſt erhitzt, das ſind Einbildungen.

Agnes.

Nun, warum ſpricht ſie auch von Blut? — Ich kann das Wort nicht hören, ohne toll zu werden.

Anne.

Du mußt Dich nothwendig noch zu Bette legen, Schlaf muß Dich abkühlen. Komm!

Agnes.

Schlaf? O nein, nicht ſchlafen, ich kann nicht ſchlafen, aber ruhen will ich neben Dir, und Deine liebe Hand faſſen, indem Du mir Troſt einſprichſt. Gehen.

Dritte Scene.

Dichter Wald.

Leopold, Brigitte.

Brigitte.

Wie ewig lange währt dieſe Nacht! Wird der Tag nicht bald grauen?

Leopold.

Beruhige Dich, geliebtes Kind, wir finden uns wohl aus dem Walde, auch kann der Tag nicht lange mehr ausbleiben; die Finſterniß brach mit dem untergehenden Monde zu plötzlich herein; wir müſſen der Waldhütte ganz nahe ſein, von der man uns ſagte, daß wir ſie nicht verfehlen könnten. Nun haben wir ſie doch verfehlt.

Brigitte.

Wohin denkſt Du jetzt?

Leopold.

Ich bin verdrüßlich, geſteh' ich Dir, recht durch und durch böſe auf die Menſchen, die ſich meine Freunde nannten, und da ich nun in dieſer Verlegenheit anfrage und aushorche, ſo verſagt mir dieſer ſeinen Schutz unter der armſeligſten Ausflucht, jener ſeine Hülfe mit einer moraliſchen Ausbeugung, ſo daß ich die gewiſſenhaften Eſel alle nach der Reihe zum Kampf fordern möchte.

Brigitte.

Das hätten wir vorher bedenken sollen.

Leopold.

Laß uns zu meiner Schwester und meinem Schwager, dem Blaubart, hin; der Mensch ist eine gute, ehrliche Haut, und steht uns gewiß bei. Sind wir erst vermählt und haben solchen mächtigen Fürsprecher, so versöhnt sich auch dein Vater leicht. Sei nur getrost, mein Herz, Alles wird noch gut.

Brigitte.

Ach, Leopold, ich verberge Dir alle meine Thränen und Seufzer.

Leopold.

Verliere den Muth nicht, morgen hat nun das Herumziehen im Lande ein Ende; ich sage Dir, es muß Alles gut werden, es mag wollen oder nicht, und dann sind wir glücklich. Hier scheint eine lichtere Stelle. Wir wollen hindurch, vielleicht finden wir noch die vermaledeite Hütte, daß uns Feuer und Speise etwas erquickt. Gieb mir die Hand und folge mir. Gehen ab.

Hans, Caspar.

Hans.

Hörtest Du hier nicht Stimmen, Caspar?

Caspar.

Es klang mir auch so vor den Ohren; wer weiß, was es gewesen ist.

Hans.

Wie so, Caspar?

Caspar.

Nun, man spricht nicht gern davon und nennt's noch weniger bei seinem Namen. Den wilden Jäger müßt Ihr ja so gut gehört haben, wie ich. Saht Ihr nicht vor einiger Zeit das Feuer in der Ferne laufen? Das ist der Drache gewesen.

Hans.

Du bist abergläubisch, Caspar? Das ist ja gegen alle vernünftige Grundsätze.

Caspar.

Herr, am Tage hab' ich Grundsätze trotz einem, aber in der Nacht, verirrt, im finstern Wald, wo die Bäume so sausen, wie hier, wo es aus der Dunkelheit ächzt und stöhnt und sich Alles in mir und außer mir so seltsam geberdet, da, bester Herr, lassen mich meine Grundsätze im Stich.

Hans.

Hast Recht, Caspar, Schauder über Schauder laufen einem den Rücken hinab und griffeln in den Haaren, und die Vernunft duckt tief, tief unter, und thut, als wenn sie gar nicht zu Hause wäre.

Reinhold tritt auf.

Reinhold.

Ich irre mich nicht, es sprach hier Jemand. Er ist gewiß zurück gekommen und kann in der Finsterniß das Haus nicht wieder finden. Ulrich!

Caspar.

Hier!

Hans.

Was machst Du, Caspar? Keiner von uns heißt Ulrich.

Caspar.

Wenn solche richtige, offenbare Menschenstimme ruft, so heiß' ich in der Finsterniß, wie man will.

Reinhold.

Wo bist Du? Warum kommst Du nicht näher?

Caspar.

Sieht man doch keinen Stich vor den Augen.

Reinhold.

Das ist nicht seine Stimme. Wer spricht da?

Hans.

Freund, wer Ihr auch sein mögt, helft uns zur Landstraße, wenn Ihr sie wißt.

Reinhold.

Die Sprache ist mir bekannt. Erlaubt die Frage, Herr, wer seid Ihr?

Hans.

Ich bin der Ritter Hans von Marloff.

Reinhold.

Himmel! mein Vater! so unverhofft! O laßt Euch in meine Arme drücken. Wie bin ich so glücklich, Euch so unvermuthet zu finden?

Hans.

Bist Du mein Sohn? bist Du Reinhold? Laß Dich anfühlen, laß Dich drücken und umarmen, herzen und küssen! Ei du lieber Gott! Caspar, liegen wir

nicht etwa im Traume? Iſt es denn wahr? So geht's in der Welt: ein Kind verloren, eins gefunden.

Reinhold.

Iſt meine Schweſter todt?

Hans.

Ach nein, zu lebendig, auf und davon mit einem Spielmann — ich vertröſte mich noch, es wird der Leopold von Friedheim ſein — und ſo reite ich alter Narr ihr nach, und wollte nun zum Ritter Peter Berner, und anfragen, denn der hat kürzlich die Agnes, meine Pathe, des Leopolds Schweſter, geheirathet.

Reinhold.

Und was macht Anne?

Hans.

Auf dem Wege will ich Dir Alles erzählen; ſie iſt der Schweſter gefolgt, harrt und hofft immer noch auf Dich, wie ich mir habe ſagen laſſen. Aber wo finden wir nur den Weg?

Reinhold.

Er iſt nur drei Schritt von hier.

Caspar.

Und ſeit drei Stunden ſuchen wir ihn mit Händen und Füßen. Zweifelt Ihr nun noch, Herr, daß wir verhext geweſen ſind? — Nun, lieber junger Herr, gebt mir doch auch die Hand. Ha, der Tag kömmt auch ſchon herauf. Seht, Herr, er iſt noch ſchöner und größer geworden.

Reinhold.

Sei mir gegrüßt, Caspar. Vater, kommt mit mir, nur hundert Schritt von hier findet Ihr eine Hütte und Erquickung; mit dem Tage begleite ich Euch. Mein Knappe muß auch sogleich eintreffen, den ich ausgesandt habe. Hier geht der Weg. Gehen ab.

Vierte Scene.

Platz vor der Burg mit Bäumen. Rechts ist ein Theil der Burg mit dem großen Thor sichtbar; das Schloß hat ein plattes Dach, wie einen großen Altan, auf der Seite des Daches einen Thurm, zu welchem eine Stiege hinauf führt.

Anne, Agnes oben auf dem Dache.

Anne.

Wie schön die Sonne aufgegangen ist!

Agnes.

Das kann mich nicht trösten.

Anne.

Sieh, wie der frische rothe Strahl zwischen den fernen Bergen liegt, wie die Gegend nach und nach in den Morgenglanz hinein tritt.

Agnes.

Ach, Anne!

Anne.

Was ist, Schwester?

Agnes.

Vielleicht kehrt er nicht zurück. — Du hast mich

ſeit der Nacht ſo verwöhnt, daß ich zuſammen fahre, wenn Du nur nicht im allerzärtlichſten Tone mit mir ſprichſt. In der Krankheit ſo wie im Unglück werden wir gar zu leicht verzogene Kinder.

Anne.

Ich meine es gewiß gut mit Dir.

Agnes.

Das weiß ich, und das hält mich auch noch aufrecht. — Hörſt Du nicht Muſik?

Anne.

Nein.

Agnes.

Es kommt von der Waldecke dort.

Anne.

Du biſt überwacht, und davon klingt es Dir wohl im Ohr.

Agnes.

Nein, ich höre die Trompeten gar zu deutlich.

Anne.

Jetzt höre ich es auch.

Agnes.

O mein Herz klopft gar zu ungeſtüm, — ſie ſind's gewiß. — Indeſſen will ich mich faſſen; es wird vielleicht nicht ſo böſe werden, als ich fürchte; in der Angſt übertreiben wir nur gar zu leicht vor uns ſelber, — nicht wahr, Schweſter?

Anne.

Gewiß.

Agnes.

Es kömmt immer näher — es iſt mein Mann, — ich kann ſchon die Fahnen erkennen.

Anne.

Sie ſind's.

Feldmuſik näher. Ein Zug von Knechten. Peter zu Pferde.

Peter.

Sieh' da, meine Gemahlin! — Guten Morgen, Agnes!

Agnes.

Guten Morgen.

Peter.

Bleib oben, ich komme hinauf. — Laßt die Thore offen, die Uebrigen kommen ſogleich mit der Beute.

Ziehen in das Thor.

Agnes.

Er kömmt herauf! Er war es wirklich!

Anne.

Nimm Dich zuſammen, liebe Schweſter, es kann noch Alles gut werden.

Agnes.

Das Leben iſt mir zuwider, und doch kann ich vor nichts anderm, als dem Tode zittern. Ich begreife mich ſelber nicht.

Peter Berner kommt herauf.

Und ſchon ſo früh biſt Du wach?

Agnes.

Ich hatte eine Ahndung, daß Du kommen würdeſt.

Peter.

Ich komme eher zurück, als ich vermuthen konnte; der Feind ist geschlagen, und viele Reichthümer sind in meine Gewalt gekommen.

Agnes.

Das Glück begleitet Dich allenthalben.

Peter.

Meinst Du? — Und wie hast Du gelebt unterdessen?

Agnes.

Ganz wohl.

Peter.

Mich dünkt, Du siehst blaß aus.

Agnes.

Weil wir heut so früh aufgestanden sind.

Mechtilde kommt herauf.

Peter.

Kömmst Du auch herauf gekrochen, alter Hausdrache?

Mechtilde.

Ich muß Euch doch wohl Glück wünschen, Herr Ritter.

Peter.

Ich danke Dir.

Mechtilde.

Das Frühstück ist auch fertig.

Peter.

Schon gut. — Es ist eine schöne Aussicht von

hier oben; wenn man aber ſo hoch ſteht, muß man ſich in Acht nehmen, daß man nicht die Luſt bekömmt, hinunter zu ſpringen; die Höhe des Abſturzes lockt das Gemüth.

Anne.

Eine Frau denkt an ſo etwas nicht, aber mein Bruder Simon konnte ſtundenlang darüber ſprechen.

Agnes.

Hier ſind auch die Schlüſſel, — doch, ich will ſie Dir lieber nachher geben.

Peter.

Schon gut. — Und Du haſt Alles beſehen?

Agnes.

Mit vielen Freuden; ich habe mich recht an den Koſtbarkeiten ergötzt.

Peter.

Gieb ſie mir doch lieber jetzt.

Agnes.

Hier. — Den goldnen behalte ich noch zurück.

Peter.

Wozu denn?

Agnes.

Zum Angedenken.

Peter.

Närrchen!

Agnes.

Nein, ich gebe ihn Dir im Ernſt noch nicht zurück, ich will Deine Ungeduld einmal auf die Probe ſtellen.

Peter.

Ich werde leicht ungeduldig.

Agnes.

Und doch ist unsre Ehe noch zu jung, als daß wir uns jetzt schon zanken sollten.

Peter.

Nach dem Zank folgt eine desto angenehmere Versöhnung.

Agnes.

Du traust mir gewiß nicht recht, und, siehst Du, lieber Mann, darum will ich, Dir zum Possen, den Schlüssel noch zurück behalten.

Peter.

Meinetwegen. — Aber Du giebst ihn mir doch, wenn ich recht ernstlich darum bitte.

Agnes.

Wenn ich es Dir nun abschlage?

Peter.

Je nun, so magst Du ihn ganz behalten.

Agnes.

Ich habe Dich noch nicht bei so guter Laune gesehen.

Peter.

Mir ist heut' wohl, es geht mir Alles nach Wunsch. — Nun, kindische Frau, gieb mir den Schlüssel.

Agnes.

Hier. —

Peter.

Gut, wir wollen hinunter gehen und frühstücken.

Mechtilde.

Kommt, gnädiger Herr.

Peter.

Was fehlt Dir denn? Mit dem Schlüssel spielend.

Agnes.

Nichts; — wollen wir gehen?

Peter.

Was ist denn das hier für ein Fleck?

Agnes.

Ein Fleck? — Ist der vielleicht jetzt darauf gekommen?

Peter.

Jetzt? — Heuchlerische Schlange! O Agnes, ich dachte nicht, Dich so schnell wieder zu verlieren. So geschwind hat mich noch keins meiner Weiber verlassen, denn mein Befehl galt ihnen immer doch in den ersten Wochen etwas, und Du —

Agnes.

Erzürnt Euch nicht!

Peter.

Verfluchte Neugier! — Er wirft zornig den Schlüssel hin. Durch dich kam die erste Sünde in die unschuldige Welt, und immer noch lenkst du den Menschen zu ungeheuren Verbrechen, die oft zu schwarz und greulich sind, um nur genannt zu werden. Die Sünde der ersten Mutter des Menschengeschlechts hat alle ihre nichtswürdigen Töchter vergiftet, und wehe dem betrogenen Manne, der Eurer falschen Zärtlichkeit, Euren

unschuldigen Augen, Eurem Lächeln und Händedruck vertraut! Betrug ist Euer Handwerk, und um bequemer betrügen zu können, seid Ihr schön. Man sollte Euer ganzes Geschlecht von der Erde vertilgen. Diese schändliche Neugier, diese Bosheit des Herzens, diese verächtliche Schwachheit Eures Gemüthes ist es, was Euch alle Bande zerreißen, die Treue, die Ihr gelobt, brechen läßt, die Euch dann, mit Feigheit gesellt, zu den verruchtesten Mordthaten reißt. Ja zur Hölle, in die Umarmung der Teufel werdet Ihr gelockt, um diese Lust zu büßen. — Gut, Du hast Dir selbst Dein Schicksal gewählt.

Agnes.

Ihr seid mir fürchterlich; erbarmt Euch meiner.

Peter.

Alte, nimm den Schlüssel auf.

Mechtilde.

Ich soll wohl das Kabinet aufschließen? — Gut. — Seht Ihr, nun kommt Ihr ja immer noch früh genug in die Kammer. Geht ab.

Agnes kniet nieder.

Habt Mitleid! vergebt mir meinen Fürwitz, es soll Euch nicht gereuen; ich will Euch mit aller meiner Liebe dafür lohnen.

Peter.

Wenn ich Euch nicht kennte! Ihr verabscheut mich jetzt, Ihr würdet entfliehen, sobald sich nur eine Gelegenheit zeigte.

Agnes.

So jung, und ich soll schon eines so schrecklichen Todes sterben? — O verstoßt mich als Eure Gattin, und laßt mich als eine Magd hier dienen; laßt mich der Alten unterthänig sein, nur schenkt mir das Leben.

Peter.

Alle Deine Bitten sind vergebens, es ist gegen mein Gelübde.

Anne kniet nieder.

Seid meiner Schwester gnädig, laßt Euer Herz sich erweichen, wie es dem Menschen geziemt, ertheilt Gnade, um Gnade erwarten zu dürfen; o seht die Angst des armen Mädchens, laßt meine Thränen Euch zu Herzen gehn! — Ich will nicht sagen, ihr Fehler ist gering, aber um so größer er ist, um so preiswürdiger ist Eure Milde.

Agnes.

Lieber, Theurer, sieh' aus gütigen Augen, nicht so; o laß mich Dein Knie flehend berühren, wende Dich nicht so kalt von mir ab, gedenke der Liebe, die Du mir verheißen hast. Ach, nicht so schrecklich, so schrecklich nicht laß mich enden, schleppe mich nicht in die Blutkammer, vertreibe mich in den Wald, zu Hirschen und Wölfen, nur hier nicht — nur heut' nicht enden!

Peter.

Alles ist umsonst.

Agnes.

Jede Bitte, jede Thräne ist vergebens?

Peter.

Bei'm Himmel!

Agnes steht heftig auf.

Nun ſo ſteh' auf, Schweſter, entweihe Deine Kniee nicht länger! So höre mich denn zuletzt, Du kaltblütiges, blutdürſtiges Ungeheuer, höre, daß ich Dich verabſcheue, daß jeder Menſch Dich verabſcheuen muß, daß Du Deiner Strafe nicht entrinnen wirſt!

Anne.

Wären nur noch zwei Mädchen hier, ſo wollten wir Dir mit unſern Nägeln die kleinen blinzelnden grauen Augen auskratzen.

Agnes.

Widerliches Unthier! kein Menſch, ſondern eine Mißgeburt! Als Deine Mutter Dich geboren hatte, hätte ſie Dich wie einen jungen Hund erſäufen ſollen, damit Du nicht Unglück in die Welt gebracht hätteſt.

Peter.

Ho ho! was hält mich denn ab, Euch Beide von hier hinunter zu ſtürzen? Beſinnt Euch doch, Ihr ſeid ja toll! — Iſt das eine Sprache für Mädchen? — Nun komm, Agnes, unten iſt aufgeſchloſſen.

Agnes.

Und es iſt alſo Dein Ernſt? — O weh! ich kann nicht mehr, meine Kräfte ſind erſchöpft.

Peter.

Komm!

Agnes.

Ein Gebet zum Himmel zu ſenden, — ſo viele Zeit wirſt Du mir doch noch übrig laſſen?

Peter.

Aber mach ſchnell, ich warte unten auf Dich. —

Geht ab.

Agnes.

Ach, Schweſter, wäre es nicht eben ſo gut, wenn ich jetzt gleich hier hinunter ſpränge? — Aber mir fehlt der Muth. — Sie kniet nieder. Ich will beten. — O wenn doch jetzt meine Brüder kämen! — Schweſter, ſieh doch einmal in's Feld hinaus; es wäre ja doch möglich. — Ach! kein Gedanke zum Himmel! — Siehſt Du nichts?

Peter von unten.

Agnes!

Agnes.

Sogleich.

Anne.

Ich ſehe nichts, als Feld und Wald und Berg; Alles ruhig, kein Wind regt ſich; — die Bäume hindern hier die Ausſicht.

Agnes.

Wenn Du nicht ſchwindelteſt, wollte ich Dich wohl bitten, auf den Thurm zu ſteigen, — aber falle ja nicht. — Siehſt Du noch nichts?

Anne ſteigt auf den Thurm.

Peter unten.

Agnes!

Agnes.

Den Augenblick!

Anne.

Nichts, Bäume, Felder und Berge, und die Luft schlägt auf dem Boden kleine Wellen, so warm scheint die Sonne.

Agnes.

Ach, und ich kann nicht beten, immer ruf' ich innerlich wider meinen Willen: Simon! Anton! als wenn mir dadurch geholfen würde.

Peter unten.

Agnes, Du machst mich ungeduldig.

Agnes.

Nur noch ein klein Gebet. — Siehst Du noch nichts.

Anne.

Ich sehe Staub aufsteigen!

Agnes.

Wohl! wohl!

Anne.

Weh! weh! es ist eine Heerde Schaafe.

Agnes.

Bin ich aber auch nicht eine Thörin, auf etwas Unmögliches zu hoffen? Ich will mich in mein Schicksal ergeben, und der Tod soll mir jetzt lieb sein. Komm herunter, Schwester, Du siehst ja doch nichts, ich will Abschied von Dir nehmen.

Anne.

Ich ſehe einen Reuter, — zwei. —

Agnes.

Wie? Sollt' es möglich ſein?

Anne.

Sie ſtürzen wie Blitze den Berg herunter, — einer hinter dem andern —

Agnes.

O Gott!

Anne.

Der eine voran, — weit voran —

Peter unten.

Agnes, jetzt komme ich hinauf!

Agnes.

Ich bin ſchon auf dem Wege zu Euch, meine Schweſter umarmt mich nur noch einmal.

Anne.

Er kömmt immer näher und näher.

Agnes.

Kennſt Du ihn nicht?

Anne.

Nein, — doch — es iſt Simon. — Sie läßt ihr Tuch wehen. O weh! — Da ſtürzt er mit dem Pferde den Hügel hinunter, — er rennt zu Fuß. —

Agnes.

Wie iſt mir? — Ich weiß nicht mehr, ob ich lebe oder todt bin.

Anne.

Er ist schon ganz nahe!

Agnes.

Welch ein seltsamer Traum! — Wenn ich doch erst erwacht wäre! Sie sinkt nieder.

Peter kommt mit bloßem Schwerte herauf.

In's Teufels Namen! wo bleibst Du? — Wie? todt? ohnmächtig? — Bei den Haaren schleif' ich Dich hinunter zur Stelle, wo Du bluten sollst!

Simon tritt unten hastig mit bloßem Schwerte auf.

Simon schreiend.

Halt! halt! Mörder! Bösewicht! Rennt in's Thor.

Anne oben.

Hülfe! Hülfe!

Peter läßt Agnes fallen.

Welche Stimme? — Welcher Ton, der so kreischend herauf drang? Ergreift sie wieder. Hinunter mit Dir! Allen Engeln, allen Teufeln zum Trotz!

Er will sie fortschleppen.

Simon stürzt ihm entgegen.

Steh', Bösewicht!

Peter.

Wie? Du wagst es?

Simon.

Nicht sprich! das Schwert soll hier entscheiden! — Gefecht, Peter fällt, Simon stößt ihm das Schwert durch die Brust. Nun ist mir wohl! Nun bin ich beruhigt. — Agnes! Gott im Himmel, sie ist todt!

Anne ist herab gestiegen.

Agnes! liebste Schwester! — O Bruder, Dank Dir! — Agnes, alle Gefahr ist vorüber. — Sie schlägt die Augen auf.

Agnes.

Wo bin ich? — Ach Gott, Simon! Du bist wirklich da? — Wo bist Du hergekommen? — Und der Mörder —

Simon.

Da liegt er todt zu Deinen Füßen. — O ich weiß kaum, wie ich hergekommen bin; wie Sturmwinde trug es mich her, und als ich erst der Burg ansichtig ward, Dein Tuch flattern sahe — Alles ist jetzt gut. — Komm hinunter, der Anblick dieses Scheusals soll Dich nicht mehr ängstigen. Sie führen sie hinab.

Anton tritt auf.

Unsere Pferde gestürzt, — und hier ist Alles jetzt ruhig. — Die Schwester winkte, mich dünkt, Peter und Simon kämpften, — ich geh' hinein, um dem Bruder zu helfen. Geht in's Thor.

Von der einen Seite treten auf Leopold und Brigitte, von der andern Hans, Reinhold, Caspar, Ulrich.

Hans.

Was seh' ich? Mir entgegen kommt Ihr so dreist?

Brigitte tritt.

O mein Vater, der Zufall führt mich wieder zu

Euren Füßen; um ſo unerwarteter, um ſo gütiger ſei Eure Vergebung.

Hans.

Biſt Du noch mein Kind? Kennſt Du noch Deinen alten Vater? Nein, ein Kind kränkt den Vater nicht, häuft nicht Schmach auf ſein greiſes Haupt.

Brigitte.

Verzeihung.

Leopold.

Vergebt uns.

Hans.

Alſo der Leopold hat mir ſo loſen Streich geſpielt?

Leopold.

Alles vergeſſen und vergeben. Nicht wahr, mein lieber Vater?

Hans.

Vater! Ziemlich vorlaut. Indeſſen es ſei, mein wiedergefundener Sohn Reinhold hat ſchon für Euch gebeten; Brigitte, Du kannſt Dich bei Deinem Bruder bedanken. Ich muß ja froh ſein, daß der junge Wildfang nur kein Spielmann iſt.

Aus der Burg treten Simon und Anton, welche Agnes führen, Anne, Claus, der Rathgeber, Knechte.

Simon.

Hier unter dieſen Baum ſetz' Dich! — Zu Claus. Kleiner, gieb den Becher Wein her. So, trink, er-

hole Dich, und faſſe Deine Vernunft wieder zuſammen. Die Alte hat ſich auch verzweifelnd aus dem Fenſter geſtürzt. — Nun, Bruder Anton, gelt, Du wirſt mich nicht mehr für einen Narren halten?

Anton.

Nein, Bruder, wir Alle haben Dir unſer Glück zu danken. Dieſe Knechte haben mich für ihren Herrn erkannt; wir theilen uns die Schätze des Gefallenen, und Agnes kehrt wieder nach Friedheim zurück.

Reinhold, der ſich mit Anne umarmt hält.

Euern Segen, mein Vater, dann ſind wir Alle glücklich.

Hans.

Der Himmel ſegne Euch, meine geliebten Kinder.

Zwei Träger bringen eine verdeckte Sänfte herein.

Caspar.

Was iſt denn das?

Claus.

Das iſt der Schatz des Blaubarts, den er noch erwartet hat.

Anton.

Was ſich in dieſer Sänfte befindet, ſei Euch, Ihr Knappen und Knechte, übergeben, ich verlange keinen Theil daran.

Alle.

Es lebe der edle Ritter Anton von Friedheim!

Alle drängen ſich zu der Sänfte, ſie wird eröffnet; Winfred ſteigt heraus.

Winfred.

Zu viel Hülfe, wie erſt zu wenig; laßt gut ſein, Leute, ich komme ſchon. — Ach, da iſt ja auch der Leopold! Iſt das recht, ſeinen Bundesgenoſſen ſo im Stich zu laſſen? Wie hab' ich mich für Euch aufgeopfert!

Leopold.

Seid nicht ungeduldig; ich bin Euch dankbar für Eure Freundſchaft.

Anton.

Meine Freunde, laßt uns in den Saal gehen und bei'm fröhlichen Mahl, in welchem der Becher kreiſet, alle Sorgen und die Erinnerungen der Leiden niedertrinken. Allen, auch den Knappen, ſoll der Theil am Reichthum des erſchlagenen Peter nicht entgehen, den ich ihnen beſtimmt hatte.

Alle.

Wir danken, wir danken, edler Herr!

Winfred.

Wie? und die ſchöne Agnes iſt wieder Wittwe? — Hört doch, Freund Leopold, nicht wahr, da könnte ich mich doch nun wieder präſentiren? Seht, ich wollte ein Ehemann wie ein Lamm, wie ein Engel ſein, das müßte ihr denn doch nach dem Wüthrich gut ankommen. Nicht?

Leopold.

Fallt nur nicht mit der Thür in's Haus, verſucht über Jahr und Tag Euer Glück.

Anton.

Tretet hinein, meine Freunde.

Winfred.

O mein Hut, mein schöner Hut, der liegt noch in der Sänfte. Schnell! Wie konnte ich das nur vergessen? Mit dem verbundenen Kopf und mit dieser Mütze sehe ich zu erbärmlich aus. — So, nun sind die Spuren aller Leiden vertilgt, nun können wir wieder fröhlich sein.

Gehen Alle in die Burg; Trompeten, Freudengeschrei.

Die Damen bezeigten ihren Beifall; nachdem man eine Weile über das Schauspiel gesprochen hatte, fragte Clara, woher nur diese Angewöhnung, ja dieses Gesetz, die dramatischen Gedichte in fünf Akte abzufassen?

Es ist schwer zu sagen, antwortete Lothar, warum dieser Gebrauch uns so durchaus nothwendig dünkt; bloße Gewohnheit und Convention ist wohl diese scheinbare Zufälligkeit nicht, sondern diese Sitte entspringt wohl auch, wie so manches Andre, von dem wir keine Rechenschaft geben können, aus einer innern verhüllten Nothwendigkeit. Ein dramatisches Gedicht von größerem Umfange muß seine Pausen und Ruhepunkte haben, das fühlen und wünschen wir Alle, denn wir wollen die einzelnen Theile bemerken, aus welchen das Ganze zusammen gesetzt ist, um in ihnen das Werk

leichter zu faſſen und lebendiger uns vorzuſtellen. Die Gewohnheit, ein dramatiſches Gedicht in fünf Theile zu zerwerfen, iſt ſchon ſehr alt, die Neuern haben ebenfalls dieſe Zahl angenommen, außer die Spanier, welche drei Abſchnitte feſtgeſetzt haben, die man in den meiſten ihrer Dramen findet. Shakſpear ſpielte ſeine Schauſpiele wohl faſt alle ohne bedeutende Unterbrechung, doch läßt ſich die Eintheilung in fünf Akte auch bei ihm in ſeinen früheren Gedichten nachweiſen.

Läßt ſich denn aber gar kein Grund für oder wider gewiſſe Zahlen angeben? fragte Clara.

Es muß wohl, antwortete Lothar, ein Gefühl für Schönheit, Proportion und Harmonie ſein, welches uns hierin beſtimmt. Hans Sachs theilt die meiſten ſeiner Schauſpiele in ſieben Akte, und er hat dies, glaub' ich, mit andern alten Dichtern jener Zeit gemein. Dieſe Zahl empfiehlt ſich durch den größern Umfang, den ſie zuläßt, da in den vielfachen Pauſen die Geſchichte außerordentlich fortrücken kann; ſie hängt wohl mit der Anzahl der Planeten und der Lebensſtufen zuſammen, und noch Shakſpear ſagt: „das Schauſpiel des Lebens beſteht aus ſieben Akten.“ Dieſe Eintheilung wäre mit Vortheil in Gedichten, die nicht für die Bühne geeignet ſind, anzuwenden, um ein großes, mannichfaltiges Gewebe zuſammen zu halten, und die Ueberſicht zu erleichtern; denn die Eintheilung in ſechs Akte iſt geradehin zu verwerfen, da ſich bei dieſer das Gedächtniß verwirrt, oder das Ganze wieder

in drei Abtheilungen auflöst. Sechs ist in aller Kunst eine ungeschickte Zahl. Eben so unerlaubt ist es, ein Nachspiel in zwei Akten zu schreiben (viele Opern sind zu meinem Mißvergnügen so eingetheilt), denn wir wollen Anfang, Mittel und Ende in allen Dingen, nicht blos zwei Hälften. Der Dichter, welcher ein kleines Stück nicht in einen Akt zu bringen vermag, ist seines Gegenstandes entweder noch nicht mächtig geworden, oder er hat ein größeres Gedicht zu sehr zusammen gedrängt, und es an einem Akte fehlen lassen.

So müssen also die Spanier wohl, sagte Clara, die vollkommenste Eintheilung ihrer Schauspiele getroffen haben.

Für die symmetrische Bearbeitung ihrer Gegenstände ohne Zweifel, antwortete Lothar; doch scheint die Zahl Fünf nur eine künstlich erweiterte und verhüllte Drei; ich meine nehmlich, daß sich hier die Symmetrie, Thesis, Antithesis und Syntheſis mehr verbirgt und weniger in die Augen fällt; die Regel ist hier bescheidener und die Aufgabe einer richtigen Abtheilung daher um so schwieriger. Drei ist mehr mathematisch, Fünf organisch, Sieben mystisch; durch die Einfachheit neigt sich die Drei mehr zur Allegorie, die Fünf ist leichtsinniger und verständiger, wenn gleich weniger philosophisch.

Gewiß, warf Manfred ein, ist in diesen anscheinenden Zufälligkeiten, die seltsam klingen, wenn man sie motiviren will, doch Grund und Ursach anzutreffen,

denn ein Schauspiel in fünf Akten soll gleich von innen heraus anders gearbeitet sein, als dasjenige, welches in drei Theile zerfällt. Die französische Bühne hätte in allen ihren Tragödien nicht die vielen Lückenbüßer und leeren Episoden erhalten, wenn der Cid in drei statt in fünf Akten wäre geschrieben worden, und wenn dieses Beispiel sogleich Autorität genug erhalten hätte, um nachgeahmt zu werden.

Im ersten Entwurf, fuhr Lothar fort, zerfällt dem Dichter, zumal demjenigen, der eine sogenannte regelmäßige Tragödie schreiben will, die Materie gewiß in vier Theile; die nächste, natürlichste, aber auch unkünstlichste Anordnung eines Schauspiels. Die Begebenheit kündigt sich an, verwirrt sich, erreicht ihr höchstes Interesse und wird beschlossen. In dieser Anordnung bleibt aber unser Gemüth völlig unbefriedigt, weil wir fühlen, daß sie keine ist, sondern daß Willkür und Anarchie in solchem Werke herrschen, oder jene Bequemlichkeit, die mit der Kunst ganz unvereinbar ist. Frühere spanische Theaterstücke waren so abgefaßt, und Cervantes sagt, die Kunst sei damals auf allen Vieren gegangen.

Es ist sehr wahr, fügte Ernst hinzu, daß in vielen dieser regelmäßigen einfachern Werke der vierte Akt nur eine Vorbereitung zum fünften ist, oft scheint auch mit dem vierten Akte ein neues Schauspiel zu beginnen, weil das Hauptinteresse mit dem dritten beschlossen wurde. Alfieri klagt in den Bemerkungen über seine

Tragödien mehr als einmal, wie schwer ihm der vierte Akt geworden, und wie unnütz er sei. So ist in unserer vortreflichen Iphigenia nach dem dritten Aufzuge ein Stillstand, wir sehen nur eine Vorbereitung des Schlusses; im Tasso ist der vierte Akt vielleicht der schönste, aber der dritte enthält dafür diese Vorbereitungen zum vierten; die Eugenie, möchte ich sagen, besteht nur fast aus fünf ersten Akten.

Viele Dichter, fuhr Lothar fort, haben den Schluß für die schwierigste Aufgabe der Kunst gehalten, gewiß aber ist der vierte Akt die Klippe, an welcher so manches, sonst auch gute Stück scheitert. Jeder von uns wird die Erfahrung gemacht haben, wie frisch unsere Aufmerksamkeit bei'm Anfange des Schauspiels ist, wie schnell uns der erste Akt verschwindet; dieselbe Theilnahme am zweiten und Neugier auf den dritten, der uns gewiß noch unterhält; nach diesem aber tritt eine Ermattung ein, eine Zerstreutheit bei allen Zuschauern, durch welche mancher Dichter wohl schon zu dem Wunsch mag gebracht worden sein, daß nach dem dritten Akt sogleich der fünfte folgen könnte. Es ist daher gut, wenn nach einer lebhaften Einleitung sich im zweiten Akt neben der Handlung eine scheinbare Episode etwas ausbreitet, im dritten Akt die Verwirrung und die Leidenschaften noch nicht auf das Höchste gespannt sind, damit ergreifende Scenen dem vierten übrig bleiben, und so die Catastrophe etwas Ueberraschendes enthält, und immer noch früh genug zu kommen scheint, indem

ſie aufgehalten wird. Shakſpear iſt auch hierin Meiſter.

Außer im Hamlet, ſagte Ernſt; denn man mag den vierten Akt anheben, wo man will, ſo erſcheint er gegen die vorhergehenden Scenen kalt und leer: es iſt, als wenn ein neues Schauſpiel beginnen wollte.

Wie haben Sie denn, um etwas Anderes zu ſprechen, im Städtchen die Schauſpielergeſellſchaft gefunden? fragte Auguſte, gegen Lothar gewendet.

Merkwürdig genug, antwortete dieſer, und ich fürchte nur, zu weitläuftig zu werden, da es ſchon ſpät iſt, ſonſt wollte ich Ihnen noch heut meinen Bericht darüber abſtatten. Und wie haben Sie Ihren Morgen angewendet, indeß die Reiſenden die Gegenden betrachteten?

Wir waren mit Muſik beſchäftigt, antwortete Auguſte, hauptſächlich mit den Pſalmen des Marcello.

Kann man auch nicht umhin, ſagte Ernſt, dieſen Muſiker einen Manieriſten zu nennen, denn man erkennt ihn ſogleich in den erſten Takten eines jeden Singeſtückes, ſo hat ſeine Phantaſie doch einen großartigen Schwung, und alle ſeine Werke ſind wahrhaft enthuſiaſtiſch. Wie herrlich iſt ſein Pſalm: Qual anelante, oder Grand' Iddio, ſo wie O d'immensa pieta, nicht minder Signor quanto etc., — und ſelbſt dann, wenn er ſich in das Gewöhnliche verliert, haben ſeine Werke noch einzelne wunderbar ſchöne Stellen. Von einigen

Gedichten, die ich ihm gewidmet habe, erlauben Sie mir noch, Ihnen folgendes herzusagen, bevor wir uns trennen. Alle waren begierig, und Ernst deklamirte folgende Verse:

Marcello.

Aus den uralten Tiefen,
In denen Sehnsucht, Schmerz und Wollust brannte,
Die Welt sich selbst erkannte
Und nicht mehr ihre ew'gen Keime schliefen,
Entzünden sich von neuen
Die Strahlen, wollen mich von mir befreien. —

O Mensch, was können Sinnen,
Gefangen in den alten Frevel-Banden,
In den erstorbnen Landen,
Vor Zittern, Qual und herber Angst beginnen?
So hell'res Sehnsuchtscheinen
Muß dich nur fester in dir selbst versteinen!

Da bricht der Zorn in Wogen
Herüber, reißt das Herz mit Sturmgewalten;
Wie kann da immer halten
Der Panzer, der mit Dumpfheit es umzogen?
Gieb, Seele, dich gefangen,
Errette dich zerschmelzend von dem Bangen.

Vom Abgrund seh' ich spiegeln
Die grünen Blitze durch das nächt'ge Dunkel,
Ein freudenreich Gefunkel
Erröthet sich, da klingt mit Engelflügeln

Entbunden und gefunden
Der Wohllaut, zitternd, aus des Herzens Wunden.

Ich sehe sie entfliehen
Die schwarze Angst, den Zorn, die wilden Qualen,
Die goldnen Sonnenstrahlen
Dem Feinde nach, wie im Triumphe, ziehen:
So wohl thut mir das Reuen,
Daß Schmerzen, Wunden, Thränen mich jetzt freuen.

Zum Paradiesesgarten
Hinauf, hinauf, erklimmt ihn, ihr Gesänge!
Ermuthigt im Gedränge
Seht dort die Engelschaaren eurer warten.
Weß Auge schaut hernieder
Und blitzt mir Lieb' und Furcht in meine Lieder?

Des Auges ernstes Blicken
Macht mich in stummer Freudenangst vergehen;
O wunderfüße Wehen,
Euch bricht mein Herz in Leid und im Entzücken!
Dort wird gelingen
Im vollern Ton Hosannah Dir zu singen.

Als die Gesellschaft sich am folgenden Morgen versammelte, waren Alle etwas verstimmt, denn ein trüber Himmel lag auf der schönen Landschaft, und ein Regen tröpfelte herab, dessen ruhiger und langsamer Fall fortdauerndes schlechtes Wetter anzukündigen schien. Da kein unterhaltendes Gespräch in den Gang kommen wollte, nahmen Alle zum Fortepiano ihre Zuflucht,

und Clara kramte in den Muſikalien, um Stücke auszuſuchen, die man vorzüglich liebte, und die ſeit lange nicht waren geſungen worden. So vergingen die Stunden. Nach Tiſche ſagte Clara: In dieſem kalten, herbſtähnlichen Wetter könnte man melankoliſch werden; Friedrich ſitzt tiefſinnig auf ſeinem Zimmer und ſchreibt, Lothar hat ſich, in ſeiner Leidenſchaft für's Theater, zu Pferde aufgemacht, um im Städtchen ein Schauſpiel aufführen zu ſehen; was fangen wir Uebrigen nur heut' an? Heut ſollten uns die Herren etwas recht Luſtiges, Seltſames vortragen, dergleichen Zeug, wie ich immer mit Wohlgefallen in Gherardi's Italieniſchem Theater geleſen habe, das in ſeinen Poſſen die ganze Welt nach meiner Meinung anmuthig parodirt.

Eben ſo, ſagte Theodor, iſt mir der Ulyſſes von Ithaka von Holberg erſchienen. Ich biete Ihnen heut an, ſo viel ich von dieſer Art beſitze, eine luſtige Compoſition, die ganz Schaum und leichter Scherz iſt, und die Sie nicht ernſthafter nehmen müſſen, als ſie gemeint iſt; doch kann man wohl nicht leicht über das Theater ſcherzen, ohne zugleich über die Welt zu ſcherzen, denn Beides fließt, vorzüglich in unſern Tagen, ſehr in einander. Unſer Manfred wird an dieſes Gewebe, welches ich Ihnen vorlege, und das ehemals meinen Freunden unterhaltend dünkte, ein ähnliches fügen, denn heut, ſo ſcheint es, behalten wir für unſere Vorleſungen Zeit genug übrig.

Er nahm ſein Manuſkript und fing an:

Der gestiefelte Kater.

Ein Kindermährchen in drei Akten,

mit Zwischenspielen, einem Prologe und Epiloge.

Perſonen.

Der König.
Die Prinzeſſin, ſeine Tochter.
Prinz Nathanael von Malfinki.
Leander, Hofgelehrter.
Hanswurſt, Hofnarr.
Ein Kammerdiener.
Der Koch.
Lorenz, Barthel, Gottlieb, } Brüder und Bauern.
Hinze, ein Kater.
Ein Wirth.
Kunz, Michel, } Bauern.
Geſetz, ein Popanz.
Ein Beſänftiger.
Der Dichter.
Ein Soldat.
Zwei Huſaren.
Zwei Liebende.
Bediente.
Muſiker.
Ein Bauer.
Der Soufleur.
Ein Schuhmacher.

Ein Hiſtoriograph.
Fiſcher,
Müller,
Schloſſer,
Böttticher,
Leutner,
Wieſener,
Deſſen Nachbar,
} Zuſchauer.
Elephanten.
Löwen.
Bären.
Ein Amtmann.
Adler und andre Vögel.
Ein Kaninchen.
Rebhühner.
Jupiter.
Tarkaleon.
Der Maſchiniſt.
Geſpenſter.
Affen.
Das Publikum.

Prolog.

Die Scene iſt im Parterr, die Lichter ſind ſchon angezündet, die Muſiker ſind im Orcheſter verſammelt. — Das Schauſpiel iſt voll, man ſchwatzt durcheinander, mehr Zuſchauer kommen, einige drängen, andre beklagen ſich. Die Muſiker ſtimmen.

Fiſcher, Müller, Schloſſer, Böttcher im Parterr, eben ſo auf der andern Seite Wieſener und deſſen Nachbar.

Fiſcher.

Aber ich bin doch in der That neugierig. — Lieber Herr Müller, was ſagen Sie zu dem heutigen Stücke?

Müller.

Ich hätte mir eher des Himmels Einfall vermuthet, als ein ſolches Stück auf unſerm großen Theater zu ſehn — auf unſerm National-Theater! Ei! ei! nach allen den Wochenſchriften, den koſtbaren Kleidungen, und den vielen, vielen Ausgaben!

Fiſcher.

Kennen Sie das Stück ſchon?

Müller.

Nicht im mindeſten. — Einen wunderlichen Titel führt es: Der geſtiefelte Kater. — Ich hoffe doch

nimmermehr, daß man die Kinderpoſſen wird aufs Theater bringen.

Schloſſer.

Iſt es denn vielleicht eine Oper?

Fiſcher.

Nichts weniger, auf dem Komödienzettel ſteht: ein Kindermährchen.

Schloſſer.

Ein Kindermährchen? Aber ums Himmelswillen, ſind wir denn Kinder, daß man uns ſolche Stücke aufführen will? Es wird doch wohl nun und nimmermehr ein ordentlicher Kater aufs Theater kommen?

Fiſcher.

Wie ich es mir zuſammen reime, ſo iſt es eine Nachahmung der neuen Arkadier, und es kommt ein verruchter Böſewicht, ein katerartiges Ungeheuer vor, mit dem es faſt ſolche Bewandniß, wie mit dem Tarkaleon hat, nur daß er etwa ſtatt roth ums Maul, ſchwärzlich gefärbt iſt.

Müller.

Das wäre nun nicht übel, denn ich habe ſchon längſt gewünſcht, eine ſolche recht wunderbare Oper einmal ohne Muſik zu ſehn.

Fiſcher.

Wie? Ohne Muſik? Ohne Muſik, Freund, iſt dergleichen abgeſchmackt, denn ich verſichre Sie, Liebſter, Beſter, nur durch dieſe himmliſche Kunſt bringen wir alle die Dummheiten hinunter. Ei was, genau genom-

men sind wir über Fratzen und Aberglauben weg; die Aufklärung hat ihre Früchte getragen, wie sichs gehört.

Müller.

So ist es wohl ein ordentliches Familiengemälde, und nur ein Spaß, gleichsam ein einladender Scherz mit dem Kater, nur eine Veranlassung, wenn ich so sagen darf, oder ein bizarrer Titel, Zuschauer anzulocken.

Schlosser.

Wenn ich meine rechte Meinung sagen soll, so halte ich das Ganze für einen Pfiff, Gesinnungen, Winke unter die Leute zu bringen. Ihr werdet sehen, ob ich nicht Recht habe. Ein Revolutionsstück, so viel ich begreife, mit abscheulichen Fürsten und Ministern, und dann ein höchst mystischer Mann, der sich mit einer geheimen Gesellschaft tief, tief unten in einem Keller versammelt, wo er als Präsident etwa verlarvt geht, damit ihn der gemeine Haufe für einen Kater hält. Nun da kriegen wir auf jeden Fall tiefsinnige und religiöse Philosophie und Freimaurerei. Endlich fällt er als das Opfer der guten Sache. O du Edler! Freilich mußt du gestiefelt sein, um allen den Schurken die vielen Tritte in den gefühllosen Hintern geben zu können!

Fischer.

Sie haben gewiß die richtige Einsicht, denn sonst würde ja der Geschmack abscheulich vor den Kopf gestoßen. Ich muß wenigstens gestehn, daß ich nie

Hexen oder Gespenster habe glauben können, viel weniger an den gestiefelten Kater.

Müller.

Es ist das Zeitalter für diese Phantome nicht mehr.

Schlosser.

Doch, nach Umständen. Könnte nicht in recht bedrängter Lage ein großer Abgeschiedener unerkannt als Hauskater im Pallast wandeln, und sich zur rechten Zeit wunderthätig zu erkennen geben? Das begreift sich ja mit der Vernunft, wenn es höheren und mystischen Endzwecken dient. — Da kömmt ja Leutner, der wird uns vielleicht mehr sagen können.

Leutner drängt sich durch.

Leutner.

Guten Abend, guten Abend! Nun, wie geht's?

Müller.

Sagen Sie uns nur, wie es mit dem heutigen Stücke beschaffen ist.

Die Musik fängt an.

Leutner.

Schon so spät? Da komm' ich ja grade zur rechten Zeit. — Mit dem Stücke? Ich habe so eben den Dichter gesprochen, er ist auf dem Theater und hilft den Kater anziehn.

Viele Stimmen.

Hilft? — der Dichter? — den Kater? — Also kommt doch ein Kater vor?

Leutner.

Ja freilich, und er ſteht ja auch auf dem Zettel.

Fiſcher.

Wer ſpielt ihn denn?

Leutner.

Je, der fremde Akteur, der große Mann.

Böttiher.

Da werden wir einen Göttergenuß haben. Ei, wie doch dieſer Genius, der alle Charaktere ſo innig fühlt und fein nuancirt, dieſes Individuum eines Katers heraus arbeiten wird! Ohne Zweifel Ideal, im Sinn der Alten, nicht unähnlich dem Pygmalion, nur Soccus hier, wie dort Cothurn. Doch ſind Stiefeln freilich Cothurne, und keine Sokken. Ich ſchwebe noch im Dilemma des Zweifels. — O, meine Herren, nur ein wenig Raum für meine Schreibtafel und Bemerkungen.

Müller.

Aber wie kann man denn ſolches Zeug ſpielen?

Leutner.

Der Dichter meint, zur Abwechſelung, —

Fiſcher.

Eine ſchöne Abwechſelung! Warum nicht auch den Blaubart, und Rothkäppchen oder Däumchen? Ei! der vortreflichen Sujets fürs Drama!

Müller.

Wie werden ſie aber den Kater anziehn? — Und ob er denn wirkliche Stiefeln trägt?

Leutner.

Ich bin eben so begierig wie Sie alle.

Fischer.

Aber wollen wir uns denn wirklich solch Zeug vorspielen lassen? Wir sind zwar aus Neugier hergekommen, aber wir haben doch Geschmack.

Müller.

Ich habe große Lust zu pochen.

Leutner.

Es ist überdies etwas kalt. Ich mache den Anfang.

Er trommelt, die übrigen akkompagniren.

Wiesener auf der andern Seite.

Weswegen wird denn gepocht?

Leutner.

Den guten Geschmack zu retten.

Wiesener.

Nun, da will ich auch nicht der Letzte sein.

Er trommelt.

Stimmen.

Still! Man kann ja die Musik nicht hören.

Alles trommelt.

Schlosser.

Aber man sollte doch das Stück auf jeden Fall erst zu Ende spielen lassen, denn man hat sein Geld ausgegeben, und in der Komödie wollen wir doch einmal sein; aber hernach wollen wir pochen, daß man es vor der Thür hört.

Alle.

Nein, jetzt, jetzt, — der Geſchmack, — die Regeln, — die Kunſt, — alles geht ſonſt zu Grunde.

Ein Lampenputzer erſcheint auf dem Theater.

Lampenputzer.

Meine Herren, ſoll man die Wache herein ſchicken?

Leutner.

Wir haben bezahlt, wir machen das Publikum aus, und darum wollen wir auch unſern eignen guten Geſchmack haben und keine Poſſen.

Lampenputzer.

Aber das Pochen iſt ungezogen und beweiſt, daß ſie keinen Geſchmack haben. Hier bei uns wird nur geklatſcht und bewundert; denn ſolch honettes Theater, wie das unſre hier, wächſt nicht auf den Bäumen, müſſen Sie wiſſen.

Der Dichter hinter dem Theater.

Dichter.

Das Stück wird ſogleich ſeinen Anfang nehmen.

Müller.

Kein Stück, — wir wollen kein Stück, — wir wollen guten Geſchmack, —

Alle.

Geſchmack! Geſchmack!

Dichter.

Ich bin in Verlegenheit; — was meinen Sie, wenn ich fragen darf!

Schloſſer.

Geſchmack! — Sind Sie ein Dichter, und wiſſen nicht einmal, was Geſchmack iſt?

Dichter.

Bedenken Sie, einen jungen Anfänger —

Schloſſer.

Wir wollen nichts von Anfänger wiſſen, — wir wollen ein ordentliches Stück ſehn, — ein geſchmackvolles Stück!

Dichter.

Von welcher Sorte? Von welcher Farbe?

Müller.

Familiengeſchichten.

Leutner.

Lebensrettungen.

Fiſcher.

Sittlichkeit und deutſche Geſinnung.

Schloſſer.

Religiös erhebende, wohlthuende geheime Geſellſchaften!

Wieſener.

Huſſiten und Kinder!

Nachbar.

Recht ſo, und Kirſchen dazu, und Viertelsmeiſter!

Der Dichter kömmt hinter dem Vorhange hervor.

Dichter.

Meine Herren —

Alle.

Iſt der der Dichter?

Fiſcher.

Er ſieht wenig wie ein Dichter aus.

Schloſſer.

Naſeweis.

Dichter.

Meine Herren, — verzeihen Sie meiner Keckheit —

Fiſcher.

Wie können Sie ſolche Stücke ſchreiben? Warum haben Sie ſich nicht gebildet?

Dichter.

Vergönnen Sie mir nur eine Minute Gehör, ehe Sie mich verdammen. Ich weiß, daß ein verehrungswürdiges Publikum den Dichter richten muß, daß von Ihnen keine Appellation ſtatt findet; aber ich kenne auch die Gerechtigkeitsliebe eines verehrungswürdigen Publikums, daß es mich nicht von einer Bahn zurück ſchrecken wird, auf welcher ich ſeiner gütigen Leitung und ſeiner Einſichten ſo ſehr bedarf.

Fiſcher.

Er ſpricht nicht übel.

Müller.

Er iſt höflicher, als ich dachte.

Schloſſer.

Er hat doch Reſpekt vor dem Publikum.

Dichter.

Ich ſchäme mich, die Eingebung meiner Muſe ſo

erleuchteten Richtern vorzuführen, und nur die Kunst unsrer Schauspieler tröstet mich noch einigermaßen, sonst würde ich ohne weitere Umstände in Verzweiflung versinken.

Fischer.

Er dauert mich.

Müller.

Ein guter Kerl!

Dichter.

Als ich Dero gütiges Pochen vernahm, — noch nie hat mich etwas dermaßen erschreckt, ich bin noch bleich und zittre, und begreife selbst nicht, wie ich zu der Kühnheit komme, so vor Ihnen zu erscheinen.

Leutner.

So klatscht doch!

Alle klatschen.

Dichter.

Ich wollte einen Versuch machen, durch Laune, wenn sie mir gelungen ist, durch Heiterkeit, ja, wenn ich es sagen darf, durch Possen zu belustigen, da uns unsre neusten Stücke so selten zum Lachen Gelegenheit geben.

Müller.

Das ist auch wahr.

Leutner.

Er hat Recht, — der Mann.

Schlosser.

Bravo! bravo!

Alle.

Bravo! bravo! Sie klatſchen.

Dichter.

Mögen Sie, Verehrungswürdige, jetzt entſcheiden, ob mein Verſuch nicht ganz zu verwerfen ſei. Mit Zittern zieh ich mich zurück, und das Stück wird ſeinen Anfang nehmen.

Er verbeugt ſich ſehr ehrerbietig und geht hinter den Vorhang.

Alle.

Bravo! bravo!

Stimme von der Gallerie.

Da Capo! —

Alles lacht. Die Muſik fängt wieder an, indem geht der Vorhang auf.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Kleine Bauernſtube.

Lorenz, Barthel, Gottlieb. Der Kater Hinz liegt auf einem Schemel am Ofen.

Lorenz.

Ich glaube, daß nach dem Ableben unſers Vaters unſer kleines Vermögen ſich bald wird eintheilen laſſen. Ihr wißt, daß der ſelige Mann nur drei Stück von Belang zurück gelaſſen hat; ein Pferd, einen Ochſen und jenen Kater dort. Ich, als der älteſte, nehme das Pferd, Barthel, der nächſte nach mir, bekömmt den Ochſen, und ſo bleibt denn natürlicherweiſe für unſern jüngſten der Kater übrig.

Leutner, im Parterr.

Um Gottes Willen! hat man ſchon eine ſolche Expoſition geſehn! Man ſehe doch, wie tief die dramatiſche Kunſt geſunken iſt!

Müller.

Aber ich habe doch alles recht gut verſtanden.

Leutner.

Das iſt ja eben der Fehler, man muß es dem Zuſchauer ſo verſtohlener Weiſe unter den Fuß geben, ihm aber nicht ſo geradezu in den Bart werfen.

Müller.

Aber man weiß doch nun, woran man iſt.

Leutner.

Das muß man ja durchaus nicht ſo geſchwind wiſſen; daß man ſo nach und nach hinein kömmt, iſt ja eben der beſte Spaß.

Schloſſer.

Die Illuſion leidet darunter, das iſt ausgemacht.

Barthel.

Ich glaube, Bruder Gottlieb, Du wirſt auch mit der Eintheilung zufrieden ſein, Du biſt leider der jüngſte, und da mußt Du uns einige Vorrechte laſſen.

Gottlieb.

Freilich wohl.

Schloſſer.

Aber warum miſcht ſich denn das Pupillenkollegium nicht in die Erbſchaft? das ſind ja Unwahrſcheinlichkeiten, die unbegreiflich bleiben!

Lorenz.

So wollen wir denn nur gehn, lieber Gottlieb, lebe wohl, laß Dir die Zeit nicht lang werden.

Gottlieb.

Adieu. Die Brüder gehn ab.

Gottlieb allein. Monolog.

Sie gehn fort — und ich bin allein. — Wir haben alle drei unſre Hütten; Lorenz kann mit ſeinem Pferde doch den Acker bebauen, Barthel kann ſeinen Ochſen ſchlachten und einſalzen, und eine Zeitlang davon leben, — aber was ſoll ich armer Unglückſeliger mit meinem Kater anfangen? — Höchſtens kann ich mir aus ſeinem Felle für den Winter einen Muff machen laſſen; aber ich glaube, er iſt jetzt noch dazu in der Mauße. — Da liegt er und ſchläft ganz ruhig. — Armer Hinze! Wir werden uns bald trennen müſſen. Es thut mir leid, ich habe ihn auferzogen, ich kenne ihn, wie mich ſelber, — aber er wird daran glauben müſſen, ich kann mir nicht helfen, ich muß ihn wahrhaftig verkaufen. — Er ſieht mich an, als wenn er mich verſtände; es fehlt wenig, ſo fang ich an zu weinen.

Er geht in Gedanken auf und ab.

Müller.

Nun, ſeht Ihr wohl, daß es ein rührendes Familiengemälde wird? Der Bauer iſt arm und ohne Geld, er wird nun in der äußerſten Noth ſein treues Hausthier verkaufen, an irgend ein empfindſames Fräulein, und dadurch wird am Ende ſein Glück gegründet werden. Sie verliebt ſich in ihn und heirathet ihn. Es iſt eine Nachahmung vom Papagei von Kotzebue; aus dem Vogel iſt hier eine Katze gemacht, und das Stück findet ſich von ſelbſt.

Fischer.

Nun es so kömmt, bin ich auch zufrieden.

Hinze der Kater

richtet sich auf, dehnt sich, macht einen hohen Buckel, gähnt und spricht dann.

Mein lieber Gottlieb, ich habe ein ordentliches Mitleiden mit Euch.

Gottlieb erstaunt.

Wie, Kater, Du sprichst?

Die Kunstrichter, im Parterr.

Der Kater spricht? — Was ist denn das?

Fischer.

Unmöglich kann ich da in eine vernünftige Illusion hinein kommen.

Müller.

Eh ich mich so täuschen lasse, will ich lieber zeitlebens kein Stück wieder sehn.

Hinze.

Warum soll ich nicht sprechen können, Gottlieb?

Gottlieb.

Ich hätt' es nicht vermuthet, ich habe zeitlebens noch keine Katze sprechen hören.

Hinze.

Ihr meint, weil wir nicht immer in alles mitreden, wären wir gar Hunde.

Gottlieb.

Ich denke, Ihr seid bloß dazu da, Mäuse zu fangen.

Hinze.

Wenn wir nicht im Umgange mit den Menschen

eine gewiſſe Verachtung gegen die Sprache bekämen, ſo könnten wir alle ſprechen.

Gottlieb.

Nun, das geſteh ich! — Aber warum laßt Ihr Euch denn ſo gar nichts merken?

Hinze.

Um uns keine Verantwortung zuzuziehen; denn wenn uns ſogenannten Thieren noch erſt die Sprache angeprügelt würde, ſo wäre gar keine Freude mehr auf der Welt. Was muß der Hund nicht alles thun und lernen! Wie wird das Pferd gemartert! Es ſind dumme Thiere, daß ſie ſich ihren Verſtand merken laſſen, ſie müſſen ihrer Eitelkeit durchaus nachgeben; aber wir Katzen ſind noch immer das freieſte Geſchlecht, weil wir uns bei aller unſrer Geſchicklichkeit ſo ungeſchickt anzuſtellen wiſſen, daß es der Menſch ganz aufgiebt, uns zu erziehen.

Gottlieb.

Aber warum entdeckſt Du mir das alles?

Hinze.

Weil Ihr ein guter, ein edler Mann ſeid, einer von den wenigen, die keinen Gefallen an Dienſtbarkeit und Sklaverei finden; ſeht, darum entdecke ich mich Euch ganz und gar.

Gottlieb reicht ihm die Hand.

Braver Freund!

Hinze.

Die Menſchen ſtehn in dem Irrthume, daß an

uns jenes seltsame Murren, das aus einem gewissen Wohlbehagen entsteht, das einzige Merkwürdige sei; sie streicheln uns daher oft auf eine ungeschickte Weise, und wir spinnen dann gewöhnlich nur, um uns vor Schlägen zu sichern. Wüßten sie aber mit uns auf die wahre Art umzugehn, glaube mir, sie würden unsre gute Natur zu allem gewöhnen, und Michel, der Kater bei Eurem Nachbar, läßt es sich ja auch zuweilen gefallen, für den König durch einen Tonnenband zu springen.

Gottlieb.

Da hast Du Recht.

Hinze.

Ich liebe Euch, Gottlieb, ganz vorzüglich. Ihr habt mich nie gegen den Strich gestreichelt, Ihr habt mich schlafen lassen, wenn es mir recht war, Ihr habt Euch widersetzt, wenn Eure Brüder mich manchmal aufnehmen wollten, um mit mir ins Dunkle zu gehn, und die sogenannten elektrischen Funken zu beobachten, — für alles dieses will ich nun dankbar sein.

Gottlieb.

Edelmüthiger Hinze! Ha, mit welchem Unrecht wird von Euch schlecht und verächtlich gesprochen, Eure Treue und Anhänglichkeit bezweifelt! Die Augen gehn mir auf; welchen Zuwachs von Menschenkenntniß bekomme ich so unerwartet!

Fischer.

Freunde, wo ist unsre Hoffnung auf ein Familiengemälde geblieben?

Leutner.

Es ist doch fast zu toll.

Schlosser.

Ich bin wie im Traum.

Hinze.

Ihr seid ein braver Mann, Gottlieb, — nehmts mir nicht übel, — Ihr seid etwas eingeschränkt, bornirt, keiner der besten Köpfe, wenn ich frei heraus sprechen soll.

Gottlieb.

Ach Gott nein.

Hinze.

Ihr wißt zum Beispiel jetzt nicht, was Ihr anfangen wollt.

Gottlieb.

Du hast ganz meine Gedanken.

Hinze.

Wenn Ihr Euch auch einen Muff aus meinem Pelze machen ließet —

Gottlieb.

Nimms nicht übel, Kamerad, daß mir das vorher durch den Kopf fuhr.

Hinze.

Ach nein, es war ein ganz menschlicher Gedanke. — Wißt Ihr kein Mittel, Euch durchzubringen?

Gottlieb.

Kein einziges.

Hinze.

Ihr könntet mit mir herumziehn und mich für Geld sehen lassen, — aber das ist immer keine sichre Lebensart.

Gottlieb.

Nein.

Hinze.

Ihr könntet vielleicht ein Naturdichter werden, aber dazu seid Ihr zu gebildet; Ihr könntet an ästhetischen Journalen mitarbeiten, aber, wie gesagt, Ihr seid keiner der besten Köpfe, die dazu immer verlangt werden; da müßtet Ihr noch Jahr und Tag abwarten, weil es nachher nicht mehr so genau genommen wird, denn nur die neuen Besen kehren scharf, — aber das Ding ist überhaupt zu umständlich.

Gottlieb.

Ja wohl.

Hinze.

Nun, ich will schon noch besser für Euch sorgen; verlaßt Euch drauf, daß Ihr durch mich noch ganz glücklich werden sollt.

Gottlieb.

O bester, edelmüthigster Mann! Er umarmt ihn zärtlich.

Hinze.

Aber Ihr müßt mir auch trauen.

Gottlieb.

Vollkommen, ich kenne ja jetzt Dein redliches Gemüth.

Hinze.

Nun so thut mir den Gefallen und holt mir sogleich den Schuhmacher, daß er mir ein Paar Stiefeln anmesse.

Gottlieb.

Den Schuhmacher? — Stiefeln?

Hinze.

Ihr wundert Euch; aber bei dem, was ich für Euch zu thun gesonnen bin, habe ich so viel zu gehn und zu laufen, daß ich nothwendig Stiefeln tragen muß.

Gottlieb.

Aber warum nicht Schuh?

Hinze.

Gottlieb, Ihr versteht das Ding nicht, ich muß dadurch ein Ansehn bekommen, ein imponirendes Wesen, kurz, eine gewisse Männlichkeit, die man in Schuhen zeitlebens nicht hat.

Gottlieb.

Nun, wie Du meinst, — aber der Schuster wird sich wundern.

Hinze.

Gar nicht, man muß nur nicht thun, als wenn es etwas Besondres wäre, daß ich Stiefeln tragen will; man gewöhnt sich an alles.

Gottlieb.

Ja wohl, ist mir doch der Diskurs mit Dir ordentlich ganz geläufig geworden. — Aber noch eins, da wir jetzt so gute Freunde geworden sind, so nenne mich doch auch Du; warum wollen wir noch Komplimente

mit einander machen; macht die Liebe nicht alle Stände gleich?

Hinze.

Wie Du willst.

Gottlieb.

Da geht gerade der Schuhmacher vorbei. — He! pst! Herr Gevatter Leichdorn! Will er wohl einen Augenblick bei mir einsprechen?

Der Schuhmacher kömmt herein.

Schuhmacher.

Prosit! — Was giebts Neues?

Gottlieb.

Ich habe lange keine Arbeit bei ihm bestellt —

Schuhmacher.

Nein, Herr Gevatter, ich habe jetzt überhaupt gar wenig zu thun.

Gottlieb.

Ich möchte mir wohl wieder ein Paar Stiefeln machen lassen —

Schuhmacher.

Setz Er sich nur nieder, das Maaß hab ich bei mir.

Gottlieb.

Nicht für mich, sondern für meinen jungen Freund da.

Schuhmacher.

Für den da? — Gut.

Hinze.

Setzt sich auf einen Stuhl nieder, und hält das rechte Bein hin.

Schuhmacher.

Wie beliebt Er denn Musje?

Hinze.

Erſtlich, gute Sohlen, dann braune Klappen, und vor allen Dingen ſteif.

Schuhmacher.

Gut. — Er nimmt Maaß. — Will er nicht ſo gut ſein, — die Krallen, — oder Nägel etwas einzuziehen? Ich habe mich ſchon geriſſen.

Hinze.

Und ſchnell müſſen ſie fertig werden. Da ihm das Bein geſtreichelt wird, fängt er wider Willen an zu ſpinnen.

Schuhmacher.

Der Musje iſt recht vergnügt.

Gottlieb.

Ja, er iſt ein aufgeräumter Kopf, er iſt erſt von der Schule gekommen, was man ſo einen Vokativus nennt.

Schuhmacher.

Na, Adjes. Ab.

Gottlieb.

Willſt Du Dir nicht etwa auch den Bart ſcheeren laſſen.

Hinze.

Bei Leibe nicht, ich ſehe ſo weit ehrwürdiger aus, und Du weißt ja wohl, daß wir Katzen dadurch unmännlich und verächtlich werden. Ein Kater ohne Bart iſt nur ein jämmerliches Geſchöpf.

Gottlieb.

Wenn ich nur wüßte, was Du vor haſt?

Hinze.

Du wirſt es ſchon gewahr werden. — Jetzt will ich noch ein wenig auf den Dächern ſpatzieren gehn, es iſt da oben eine hübſche freie Ausſicht, und man erwiſcht auch wohl eine Taube.

Gottlieb.

Als guter Freund will ich Dich warnen, daß ſie Dich nicht dabei ertappen; die Menſchen denken meiſt in dieſem Punkt ſehr unbillig.

Hinze.

Sei unbeſorgt, ich bin kein Neuling. — Adieu unterdeſſen. Geht ab.

Gottlieb allein.

In der Naturgeſchichte ſteht, daß man den Katzen nicht trauen könne, und daß ſie zum Löwengeſchlechte gehören, und ich habe vor einem Löwen eine gar erbärmliche Furcht; auch ſagt man im Sprichwort: falſch wie eine Katze; wenn alſo nun der Kater kein Gewiſſen hätte, ſo könnte er mir mit den Stiefeln nachher davon laufen, für die ich mein letztes Geld hingeben muß, und ſie irgendwo vertrödeln, oder er könnte ſich beim Schuhmacher dadurch beliebt machen wollen und nachher bei ihm in Dienſte treten. — Aber der hat ja ſchon einen Kater. — Nein, Hinz, meine Brüder haben mich betrogen, und deswegen will ich es mit deinem Herzen verſuchen. — Er ſprach ſo edel,

er war ſo gerührt, — da ſitzt er drüben auf dem Dache und putzt ſich den Bart, — vergieb mir, erhabener Freund, daß ich an Deinem Großſinn nur einen Augenblick zweifeln konnte. Er geht ab.

Fiſcher.

Welcher Unſinn!

Müller.

Warum der Kater nur die Stiefeln braucht, um beſſer gehn zu können! — dummes Zeug!

Schloſſer.

Es iſt aber, als wenn ich einen Kater vor mir ſähe!

Leutner.

Stille! Es wird verwandelt!

Zweite Scene.

Saal im königlichen Pallaſt.

Der König mit Krone und Zepter. Die Prinzeſſin, ſeine Tochter.

König.

Schon tauſend ſchöne Prinzen, werthgeſchätzte Tochter, haben ſich um Dich beworben und Dir ihre Königreiche zu Füßen gelegt, aber Du haſt ihrer immer nicht geachtet; ſage uns die Urſach davon, mein Kleinod.

Prinzessin.

Mein allergnädigster Herr Vater, ich habe immer geglaubt, daß mein Herz erst einige Empfindungen zeigen müsse, ehe ich meinen Nacken in das Joch des Ehestandes beugte. Denn eine Ehe ohne Liebe, sagt man, ist die wahre Hölle auf Erden.

König.

Recht so, meine liebe Tochter. Ach, wohl, wohl hast Du da ein wahres Wort gesagt: eine Hölle auf Erden! Ach, wenn ich doch nicht darüber mit sprechen könnte! Wär ich doch lieber unwissend geblieben! Aber so, theures Kleinod, kann ich ein Liedchen davon singen, wie man zu sagen pflegt. Deine Mutter, meine höchst seelige Gemahlin, — ach, Prinzessin, sieh, die Thränen stehn mir noch auf meinen alten Tagen in den Augen, — sie war eine gute Fürstin, sie trug die Krone mit einer unglaublichen Majestät, — aber mir hat sie gar wenige Ruhe gelassen. — Nun, sanft ruhe ihre Asche neben ihren fürstlichen Anverwandten!

Prinzessin.

Ihro Majestät erhitzen sich zu sehr.

König.

Wenn mir die Erinnerung davon zurück kömmt, — o mein Kind, auf meinen Knieen möcht ich Dich beschwören, — nimm Dich beim Verheirathen ja in Acht. — Es ist eine große Wahrheit, daß man Leinewand und einen Bräutigam nicht bei Lichte kaufen müsse; eine erhabene Wahrheit, die jedes Mädchen mit golde-

nen Buchſtaben in ihr Schlafzimmer ſollte ſchreiben laſſen. — Was hab ich gelitten! Kein Tag verging ohne Zank, ich konnte nicht in Ruhe ſchlafen, ich konnte die Reichsgeſchäfte nicht mit Bequemlichkeit verwalten, ich konnte über nichts denken, ich konnte mit Verſtand keine Zeitung leſen, — bei Tiſche, beim beſten Braten, beim geſundeſten Appetit, immer mußte ich alles nur mit Verdruß hinunter würgen, ſo wurde gezankt, geſcholten, gegrämelt, gebrummt, gemault, gegrollt, geſchmollt, gekeift, gebiſſen, gemurrt, geknurrt und geſchnurrt, daß ich mir oft an der Tafel mitten unter den Gerichten den Tod gewünſcht habe. — Und doch ſehnt ſich mein Geiſt, verewigte Klotilde, jezuweilen nach Dir zurück. — Es beißt mir in den Augen, — ich bin ein rechter alter Narr.

Prinzeſſin zärtlich.

Mein Vater!

König.

Ich zittre, wenn ich überhaupt an alle die Gefahren denke, die Dir bevorſtehn; denn wenn Du Dich nun auch wirklich verlieben ſollteſt, meine Tochter, wenn Dir auch die zärtlichſte Gegenliebe zu Theil würde, — ach, Kind, ſieh, ſo dicke Bücher haben weiſe Männer voll geſchrieben, oft eng gedruckt, um die Gefahren der Liebe darzuſtellen; eben Liebe und Gegenliebe können Dich doch elend machen: das glücklichſte, das ſeligſte Gefühl kann uns zu Grunde richten; die Liebe iſt gleichſam ein künſtlicher Verierbecher, ſtatt Nektar trinken wir oft

Gift, dann ist unser Lager von Thränen naß, alle Hoffnung, aller Trost ist dahin. — Man hört blasen. Es ist doch noch nicht Tischzeit? — Gewiß wieder ein neuer Prinz, der sich in Dich verlieben will. — Hüte Dich, meine Tochter, Du bist mein einziges Kind, und Du glaubst nicht, wie sehr mir Dein Glück am Herzen liegt. Er küßt sie und geht ab, im Parterr wird geklatscht.

Fischer.

Das ist doch einmal eine Scene, in der gesunder Menschenverstand anzutreffen ist.

Schlosser.

Ich bin auch gerührt.

Müller.

Es ist ein treflicher Fürst.

Fischer.

Mit der Krone brauchte er nun gerade nicht aufzutreten.

Schlosser.

Es stört die Theilnahme ganz, die man für ihn als zärtlicher Vater hat.

Die Prinzessin allein.

Ich begreife gar nicht, warum noch keiner von den Prinzen mein Herz mit Liebe gerührt hat. Die Warnungen meines Vaters liegen mir immer im Gedächtniß; er ist ein großer Fürst, und dabei doch ein guter Vater; mein Glück steht ihm beständig vor Augen; er ist vom Volk geliebt, er hat Talente und Reichthümer, er ist sanft wie ein Lamm, aber plötzlich kann ihn der

wildeste Zorn übereilen, daß er sich und seine Bestimmung vergißt. Ja, so ist Glück immer mit Unglück gepaart. Meine Freude sind die Wissenschaften und die Künste, Bücher machen all mein Glück aus.

Die Prinzessin, Leander, der Hofgelehrte.

Prinzessin.

Sie kommen gerade recht, Herr Hofgelehrter.

Leander.

Ich bin zu den Befehlen Euer Königlichen Hoheit.

Setzen sich.

Prinzessin.

Hier ist mein Versuch, ich hab ihn Nachtgedanken überschrieben.

Leander liest.

Treflich! Geistreich! — Ach! mir ist, als hör ich die mitternächtliche Stunde Zwölfe schlagen. Wann haben Sie das geschrieben?

Prinzessin.

Gestern Mittag, nach dem Essen.

Leander.

Schön gedacht! Warlich schön gedacht! — Aber, mit gnädigster Erlaubniß: — „Der Mond scheint betrübt in der Welt herein," — wenn Sie es nicht ungnädig vermerken wollen, so muß es heißen: in die Welt.

Prinzessin.

Schon gut, ich will es mir für die Zukunft merken.

Es ist einfältig, daß einem das Dichten so schwer gemacht wird; man kann keine Zeile schreiben, ohne einen Sprachfehler zu machen.

Leander.

Das ist der Eigensinn unsrer Sprache.

Prinzessin.

Sind die Gefühle nicht zart und fein gehalten?

Leander.

Unbeschreiblich, o so, — wie soll ich sagen? — so zart und lieblich ausgezaselt, so fein gezwirnt; alle die Pappeln und Thränenweiden, und der goldne Mondenschein hinein weinend, und dann das murmelnde Gemurmel des murmelnden Gießbachs, — man begreift kaum, wie ein sanfter weiblicher Geist den großen Gedanken nicht hat unterliegen müssen, ohne sich vor dem Kirchhofe und den blaß verwaschenen Geistern der Mitternacht bis zur Vernichtung zu entsetzen.

Prinzessin.

Jetzt will ich mich nun in die griechischen und antiken Versmaße werfen; ich möchte einmal die romantische Unbestimmtheit verlassen, und mich an der plastischen Natur versuchen.

Leander.

Sie kommen nothwendig immer weiter, Sie steigen immer höher.

Prinzessin.

Ich habe auch ein Stück angefangen: Der un-

glückliche Menschenhasser; oder: verlorne Ruhe und wiedererworbne Unschuld.

Leander.

Schon der bloße Titel ist bezaubernd.

Prinzessin.

Und dann fühle ich einen unbegreiflichen Drang in mir, irgend eine gräßliche Geistergeschichte zu schreiben. — Wie gesagt, wenn nur die Sprachfehler nicht wären!

Leander.

Kehren Sie sich daran nicht, Unvergleichliche, die lassen sich leicht heraus streichen.

Kammerdiener tritt auf.

Kammerdiener.

Der Prinz von Malsinki, der eben angekommen ist, will Ew. Königlichen Hoheit seine Aufwartung machen. Ab.

Leander.

So empfehle ich mich unterthänigst. Geht ab.

Prinz Nathanael von Malsinki und der König kommen.

König.

Hier, Prinz, ist meine Tochter, ein junges einfältiges Ding, wie Sie sie da vor sich sehn. — Beiseit. Artig, meine Tochter, höflich, er ist ein angesehener Prinz, weit her, sein Land steht gar nicht einmal auf meiner Landkarte, ich habe schon nachgesehn; ich habe einen erstaunlichen Respekt vor ihm.

Prinzessin.

Ich freue mich, daß ich das Vergnügen habe, Sie kennen zu lernen.

Nathanael.

Schöne Prinzessin, der Ruf Ihrer Schönheit hat so sehr die ganze Welt durchdrungen, daß ich aus einem weit entlegenen Winkel hieher komme, Sie von Angesicht zu Angesicht zu sehn.

König.

Es ist doch erstaunlich, wie viele Länder und Königreiche es giebt! Sie glauben nicht, wie viel tausend Kronprinzen schon hier gewesen sind, sich um meine Tochter zu bewerben; zu Dutzenden kommen sie oft an, besonders wenn das Wetter schön ist, — und Sie kommen nun gar, — verzeihen Sie, die Topographie ist eine gar weitläufige Wissenschaft, — in welcher Gegend liegt Ihr Land?

Nathanael.

Mächtiger König, wenn Sie von hier aus reisen, erst die große Chaußee hinunter, dann schlagen Sie sich rechts und immer fort so; wenn Sie aber an einen Berg kommen, dann wieder links, dann geht man zur See und fährt immer nördlich (wenn es der Wind nämlich zugiebt), und so kömmt man, wenn die Reise glücklich geht, in anderthalb Jahren in meinem Reiche an.

König.

Der Tausend! das muß ich mir von meinem Hofgelehrten deutlich machen lassen. — Sie sind wohl

ein Nachbar vom Nordpol, oder Zodiakus, oder dergleichen?

Nathanael.

Daß ich nicht wüßte.

König.

Vielleicht so nach den Wilden zu?

Nathanael.

Ich bitte um Verzeihung, alle meine Unterthanen sind sehr zahm.

König.

Aber Sie müssen doch verhenkert weit wohnen. Ich kann mich immer noch nicht daraus finden.

Nathanael.

Man hat noch keine genaue Geographie von meinem Lande; ich hoffe täglich mehr zu entdecken, und so kann es leicht kommen, daß wir am Ende noch Nachbarn werden.

König.

Das wäre vortreflich! Und wenn uns am Ende ein Paar Länder noch im Wege stehen, so helfe ich Ihnen mit entdecken. Mein Nachbar ist so nicht mein guter Freund und er hat ein vortrefliches Land; alle Rosinen kommen von dort her, das möcht ich gar zu gerne haben. — Aber noch eins, sagen Sie mir nur, da Sie so weit weg wohnen, wie Sie unsre Sprache so geläufig sprechen können?

Nathanael.

Still!

König.

Wie?

Nathanael.

Still! Still!

König.

Ich verſteh nicht.

Nathanael leiſe zu ihm.

Sein Sie doch ja damit ruhig, denn ſonſt merkt es ja am Ende das Publikum da unten, daß das eben ſehr unnatürlich iſt.

König.

Schadet nicht, es hat vorher geklatſcht und da kann ich ihm ſchon etwas bieten.

Nathanael.

Sehn Sie, es geſchieht ja bloß dem Drama zu Gefallen, daß ich ihre Sprache rede, denn ſonſt iſt es allerdings unbegreiflich.

König.

Ach ſo! Ja freilich, den Damen und den Dramen thut man manches zu gefallen, und muß oft Fünfe gerade ſein laſſen. — Nun kommen Sie, Prinz, der Tiſch iſt gedeckt! Der Prinz führt die Prinzeſſin ab, der König geht voran.

Fiſcher.

Verfluchte Unnatürlichkeiten ſind da in dem Stück!

Schloſſer.

Und der König bleibt ſeinem Charakter gar nicht getreu.

Leutner.

Am meiſten erboßen mich immer Widerſprüche und Unnatürlichkeiten. Warum kann denn nur der Prinz nicht ein Bischen eine fremde Sprache reden, die ſein Dolmetſcher verdeutſchte? warum macht denn die Prinzeſſin nicht zuweilen einen Sprachfehler, da ſie ſelber geſteht, daß ſie unrichtig ſchreibt?

Müller.

Freilich! freilich! — das Ganze iſt ausgemacht dummes Zeug; der Dichter vergißt immer ſelber, was er den Augenblick vorher geſagt hat.

Dritte Scene.

Vor einem Wirthshauſe.

Lorenz, Kunz, Michel, ſitzen auf einer Bank, der Wirth.

Lorenz.

Ich werde wohl gehn müſſen, denn ich habe noch einen weiten Weg bis nach Hauſe.

Wirth.

Ihr ſeid ein Unterthan des Königs?

Lorenz.

Ja wohl. — Wie nennt Ihr Euren Fürſten?

Wirth.

Man nennt ihn nur Popanz.

Lorenz.

Das ist ein närrischer Titel. Hat er denn sonst keinen Namen?

Wirth.

Wenn er die Edikte ausgehn läßt, so heißt es immer: zum Besten des Publikums verlangt das Gesetz. — Ich glaube daher, das ist sein eigentlicher Name: alle Bittschriften werden auch immer beim Gesetz eingereicht. Es ist ein furchtbarer Mann.

Lorenz.

Ich stehe doch lieber unter einem Könige, ein König ist doch vornehmer. Man sagt, der Popanz sei ein sehr ungnädiger Herr.

Wirth.

Gnädig ist er nicht besonders, das ist nun wohl wahr, dafür ist er aber auch die Gerechtigkeit selbst; von auswärts sogar werden ihm oft die Prozesse zugeschickt, und er muß sie schlichten.

Lorenz.

Man erzählt wunderliche Sachen von ihm; er soll sich in alle Thiere verwandeln können.

Wirth.

Das ist wahr, und so geht er oft inkognito umher, und erforscht die Gesinnungen seiner Unterthanen; wir trauen daher auch keiner fremden Katze, keinem unbekannten Hunde, weil wir immer denken, unser Herr könnte wohl dahinter stecken.

Lorenz.

Da ſind wir doch auch beſſer dran; unſer König geht nie aus, ohne Krone, Mantel und Zepter anzuziehn, man kennt ihn daher auch auf tauſend Schritt. — Nun, gehabt Euch wohl. Geht ab.

Wirth.

Nun iſt er ſchon in ſeinem Lande.

Kunz.

Iſt die Gränze ſo nah?

Wirth.

Freilich, jener Baum gehört ſchon dem König; man kann von hier alles ſehn, was im Lande dort vorfällt. Die Gränze hier macht noch mein Glück, ich wäre ſchon längſt bankerott geworden, wenn mich nicht noch die Deſerteurs von drüben erhalten hätten; faſt täglich kommen etliche.

Michel.

Iſt der Dienſt ſo ſchwer?

Wirth.

Das nicht, aber das Weglaufen iſt ſo leicht, und bloß weil es ſo ſehr ſcharf verboten iſt, kriegen die Kerle die erſtaunliche Luſt zum Deſertiren. — Seht, ich wette, daß da wieder einer kömmt!

Ein Soldat kömmt gelaufen.

Soldat.

Eine Kanne Bier, Herr Wirth! geſchwind!

Wirth.

Soldat.

Ein Deſerteur.

Michel.

Vielleicht gar aus Kindesliebe; der arme Menſch, nehmt Euch doch ſeiner an, Herr Wirth.

Wirth.

Je, wenn er Geld hat, ſolls am Bier nicht fehlen.

Geht ins Haus.

Zwei Huſaren kommen geritten und ſteigen ab.

Erſter Huſar.

Nu, Gottlob, daß wir ſo weit ſind. — Proſit, Nachbar.

Soldat.

Hier iſt die Gränze.

Zweiter Huſar.

Ja, dem Himmel ſei Dank, — Haben wir des Kerls wegen nicht reiten müſſen — Bier, Herr Wirth!

Wirth, mit mehreren Gläſern.

Hier, meine Herren, ein ſchöner friſcher Trunk; Sie ſind alle drei recht warm.

Erſter Huſar.

Hier, Holunke! auf Deine Geſundheit!

Soldat.

Danke ſchönſtens; ich will Euch die Pferde unterweilen halten.

Zweiter Huſar.

Der Kerl kann laufen! Es iſt gut, daß die Gränze

nicht gar ſo weit iſt, denn ſonſt wäre das ein Hundedienſt.

Erſter Huſar.

Nun, wir müſſen wohl wieder zurück. Adieu, Deſerteur! viel Glück auf den Weg! — Sie ſteigen wieder auf, und reiten davon.

Wirth.

Werdet Ihr hier bleiben?

Soldat.

Nein, ich will fort, ich muß mich ja beim benachbarten Herzog wieder anwerben laſſen.

Wirth.

Sprecht doch wieder zu, wenn Ihr wieder deſertirt.

Soldat.

Gewiß. — Lebt wohl. — Sie geben ſich die Hände, der Soldat und die Gäſte gehn ab, der Wirth ins Haus. Der Vorhang fällt.

Zwiſchenakt.

Fiſcher.

Es wird doch immer toller und toller. — Wozu war denn nun wohl die letzte Scene?

Leutner.

Zu gar nichts, ſie iſt völlig überflüßig; bloß um einen neuen Unſinn hinein zu bringen. Den Kater

verliert man ganz aus den Augen und behält nirgend einen festen Standpunkt.

Schlosser.

Mir ist völlig so, als wenn ich betrunken wäre.

Müller.

In welchem Zeitalter mag denn das Stück spielen sollen. Die Husaren sind doch offenbar eine neuere Erfindung.

Schlosser.

Wir solltens nur nicht leiden und derbe trommeln. Man weiß durchaus jetzt gar nicht, woran man mit dem Stücke ist.

Fischer.

Und auch keine Liebe! Nichts fürs Herz darin, für die Phantasie!

Leutner.

Sobald wieder so etwas Tolles vorkömmt, fang ich für meine Person wenigstens an zu pochen und zu zischen.

Wiesener zu seinem Nachbar.

Mir gefällt jetzt das Stück.

Nachbar.

Sehr hübsch, in der That hübsch; ein großer Mann, der Dichter, — hat die Zauberflöte gut nachgeahmt.

Wiesener.

Die Husaren gefielen mir besonders; es sind die Leute selten so dreist, Pferde aufs Theater zu bringen, — und warum nicht? Sie haben oft mehr Verstand

als die Menschen. Ich mag lieber ein gutes Pferd sehn, als so manchen Menschen in den neueren Stücken.

Nachbar.

Im Kotzebue die Mohren, — ein Pferd ist am Ende nichts, als eine andere Art von Mohren.

Wiesener.

Wissen Sie nicht, von welchem Regiment die Husaren waren?

Nachbar.

Ich habe sie nicht einmal genau betrachtet. — Schade, daß sie so bald wieder weggingen; ich möchte wohl ein ganzes Stück von lauter Husaren sehn, — ich mag die Kavallerie so gern.

Leutner zu Böttcher.

Was sagen Sie zu dem allen?

Böttcher.

Ich habe nur immer noch das vortrefliche Spiel des Mannes im Kopfe, welcher den Kater darstellt. Welches Studium! Welche Feinheit! Welche Beobachtung! Welcher Anzug!

Schlosser.

Das ist wahr, er sieht natürlich aus, wie ein großer Kater.

Böttcher.

Und bemerken Sie nur seine ganze Maske, wie ich seinen Anzug lieber nennen möchte; denn da er so ganz sein natürliches Aussehn verstellt hat, so ist dieser Aus-

druck weit paſſender. Gott ſegne mir doch auch bei der Gelegenheit die Alten! Sie wiſſen wahrſcheinlich nicht, daß dieſe Alten alle Rollen ohne Ausnahme in Masken ſpielten, wie Sie im Athenäus, Pollux und andern finden werden. Es iſt ſchwer, ſehn Sie, das alles ſo genau zu wiſſen, weil man mitunter dieſe Bücher deswegen ſelber nachſchlagen muß; doch hat man freilich nachher auch den Vortheil, daß man ſie anführen kann. Es iſt eine ſchwierige Stelle im Pauſanias —

Fiſcher.

Sie wollten ſo gut ſein, von dem Kater zu ſprechen.

Böttiher.

Ja ſo. — Ich will auch alles Vorhergehende nur ſo nebenher geſagt haben; ich bitte Sie daher alle inſtändigſt, es als eine Note anzuſehn, und — um wieder auf den Kater zu kommen, — haben Sie wohl bemerkt, daß er nicht einer von den ſchwarzen Katern iſt? Nein, im Gegentheil, er iſt faſt ganz weiß und hat nur einige ſchwarze Flecke; das drückt ſeine Gutmüthigkeit ganz vortreflich aus; man ſieht gleichſam den Gang des ganzen Stückes, alle Empfindungen, die es erregen ſoll, ſchon im Voraus in dieſem Pelze.

Fiſcher.

Der Vorhang geht wieder auf!

Zweiter Akt.

Erste Scene.

Bauernstube.

Gottlieb, Hinze.

Beide sitzen an einem kleinen Tisch und essen.

Gottlieb.

Hat's Dir geschmeckt?

Hinze.

Recht gut, recht schön.

Gottlieb.

Nun muß sich aber mein Schicksal bald entscheiden, weil ich sonst nicht weiß, was ich anfangen soll.

Hinze.

Habe nur noch ein Paar Tage Geduld, das Glück muß doch auch einige Zeit haben, um zu wachsen; wer wird denn so aus dem Stegreif glücklich sein wollen! Mein guter Mann, das kommt nur in Büchern vor, in der wirklichen Welt geht das nicht so geschwinde.

Fischer.

Nun hört nur, der Kater untersteht sich, von der

wirklichen Welt zu sprechen! — Ich möchte fast nach Hause gehn, denn ich fürchte toll zu werden.

Leutner.

Es ist beinahe, als wenn es der Verfasser darauf angelegt hätte.

Müller.

Ein exzellenter Kunstgenuß, toll zu sein, das muß ich gestehn!

Schlosser.

Es ist zu arg. Statt daß er froh sein sollte, daß er nur, wenn auch in imaginärer Welt, wenigstens existiren darf, will er den andern von phantastischen Hoffnungen abbringen, und behandelt ihn als Schwärmer, der doch wenigstens als Bauer nicht den Gesetzen unserer gewöhnlichen Welt widerspricht!

Gottlieb.

Wenn ich nur wüßte, lieber Hinze, wo Du die viele Erfahrung, den Verstand herbekommen hast.

Hinze.

Glaubst Du denn, daß man Tagelang umsonst unterm Ofen liegt und die Augen fest zumacht? Ich habe dort immer im Stillen fortstudirt. Heimlich und unbemerkt wächst die Kraft des Verstandes; daher hat man dann am wenigsten Fortschritte gemacht, wenn man manchmal Lust kriegt, sich mit einem recht langen Halse nach der zurückgelegten Bahn umzusehn. — Uebrigens sei doch so gut und binde mir die Serviette ab.

Gottlieb thut.

Geſegnete Mahlzeit! — Sie küſſen ſich. Nimm ſo vorlieb.

Hinze.

Ich danke von ganzem Herzen.

Gottlieb.

Die Stiefeln ſitzen Dir recht hübſch, und Du haſt einen ſcharmanten kleinen Fuß.

Hinze.

Das macht bloß, weil unſer eins immer auf den Zehen geht, wie Du auch wirſt in der Naturgeſchichte geleſen haben.

Gottlieb.

Ich habe einen großen Reſpekt vor Dir, — von wegen der Stiefeln.

Hinze hängt ſich einen Tornißer um.

Ich will nun gehn. — Sieh, ich habe mir auch einen Sack mit einer Schnurre gemacht.

Gottlieb.

Wozu das alles?

Hinze.

Laß mich nur, ich will einen Jäger vorſtellen. — Wo iſt denn mein Stock?

Gottlieb.

Hier.

Hinze.

Nun ſo lebe wohl. Geht ab.

Gottlieb.

Einen Jäger? — Ich kann aus dem Manne nicht klug werden. Ab.

Zweite Scene.

Freies Feld.

Hinze mit Stock, Torniſter und Sack.

Hinze.

Herrliches Wetter! — Es iſt ein ſchöner warmer Tag, ich will mich auch hernach ein wenig in die Sonne legen. — Er ſpreitet ſeinen Sack aus. Nun, Glück, ſtehe mir bei! — Wenn ich freilich bedenke, daß dieſe eigenſinnige Göttin ſo ſelten die klug angelegten Plane begünſtigt, daß ſie immer darauf ausgeht, den Verſtand der Sterblichen zu Schanden zu machen, ſo möcht' ich allen Muth verlieren. Doch, ſei ruhig, mein Herz, ein Königreich iſt ſchon der Mühe werth, etwas dafür zu arbeiten und zu ſchwitzen! — Wenn nur keine Hunde hier in der Nähe ſind. Ich kann dieſe Geſchöpfe gar nicht vor Augen leiden; ſie ſind ein Geſchlecht, das ich verachte, weil ſie ſich ſo gutwillig unter der niedrigſten Knechtſchaft der Menſchen bequemen; ſie können nichts als ſchmeicheln und beißen, ſie haben gar nichts von dem Ton, welcher im Umgange ſo nothwendig iſt. —

Es will sich nichts fangen. — Er fängt an ein Jägerlied zu singen: im Felde schleich ich still und wild u. s. w., eine Nachtigall im benachbarten Busch fängt an zu schmettern. Sie singt treflich, die Sängerin der Haine, — wie delikat muß sie erst schmecken! — Die Großen der Erde sind doch darin recht glücklich, daß sie Nachtigallen und Lerchen essen können, so viel sie nur wollen, — wir armen gemeinen Leute müssen uns mit dem Gesange zufrieden stellen, mit der schönen Natur, mit der unbegreiflich süßen Harmonie. — Es ist fatal, daß ich nichts kann singen hören, ohne Lust zu kriegen, es zu fressen. — Natur! Natur! Warum störst du mich dadurch immer in meinen allerzartesten Empfindungen, daß du meinen Geschmack für Musik so pöbelhaft eingerichtet hast? — Fast krieg' ich Lust, mir die Stiefeln auszuziehn und sacht den Baum dort hinauf zu klettern! sie muß dort sitzen. — Im Parterre wird getrommelt. Die Nachtigall hat eine gute Natur; ich habe immer nicht glauben wollen, daß sie am liebsten bei Sturm und Ungewitter singe, aber jetzt erleb' ich die Wahrheit dieser Behauptung. — Ei! so singe und schmettre, daß dir der Athem vergeht! — Delikat muß sie schmecken. Ich vergesse meine Jagd über diese süßen Träume. — Es fängt sich wahrhaftig nichts. — Wer kömmt denn da?

Zwei Liebende treten auf.

Er.

Hörst Du wohl die Nachtigall, mein süßes Leben?

Sie.

Ich bin nicht taub, mein Guter.

Er.

Wie wallt mein Herz vor Entzücken über, wenn ich die ganze harmoniſche Natur ſo um mich her verſammelt ſehe, wenn jeder Ton nur das Geſtändniß meiner Liebe wiederholt, wenn ſich der ganze Himmel nieder beugt, um Aether auf mich auszuſchütten.

Sie.

Du ſchwärmſt, mein Lieber.

Er.

Nenne die natürlichſten Gefühle meines Herzens nicht Schwärmerei. Kniet nieder. Sieh, ich ſchwöre Dir hier vor dem Angeſicht des heitern Himmels —

Hinze höflich hinzu tretend.

Verzeihen Sie gütigſt, — wollen Sie ſich nicht gefälligſt anders wohin bemühn? Sie ſtören hier mit Ihrer holdſeligen Eintracht eine Jagd.

Er.

Die Sonne ſei mein Zeuge, die Erde, — und was ſonſt noch: Du ſelbſt, mir theurer als Erde, Sonne und alle Planeten. — Was will Er, guter Freund?

Hinze.

Die Jagd, — ich bitte demüthigſt.

Sie.

Barbar, wer biſt Du, daß Du es wagſt, die Schwüre der Liebe zu unterbrechen? Dich hat kein Weib geboren, Du gehörſt jenſeits der Menſchheit zu Hauſe.

Hinze.

Wenn Sie nur bedenken wollten —

Sie.

So wart' Er doch nur einen Augenblick, Er sieht ja wohl, daß der Geliebte, in Trunkenheit verloren, auf seinen Knieen liegt.

Er.

Glaubst Du mir nun?

Sie.

Ach! hab' ich Dir nicht schon geglaubt, noch ehe Du ein Wort gesprochen hattest? — Sie beugt sich liebevoll zu ihm hinab. Theurer! — ich — liebe Dich! — o unaussprechlich.

Er.

Bin ich unsinnig? — O und wenn ich es nicht bin, warum werd' ich Elender, Verächtlicher, es nicht urplötzlich vor übergroßer Freude? — Ich bin nicht mehr auf der Erde; sieh mich doch recht genau an, o Theuerste, und sage mir, ob ich nicht vielleicht im Mittelpunkte jener unsterblichen Sonne dort oben wandle.

Sie.

In meinen Armen bist Du, und die sollen Dich auch nicht wieder lassen.

Er.

O komm, dieses freie Feld ist meinen Empfindungen zu enge, wir müssen den höchsten Berg erklettern, um der ganzen Natur zu sagen, wie glücklich wir sind! —

Sie gehen schnell und voll Entzückens ab. Lautes Klatschen und Bravorufen im Parterr.

Wieſener klatſchend.

Der Liebhaber griff ſich tüchtig an. — O weh! da hab' ich mir ſelber einen Schlag in die Hand gegeben, daß ſie ganz aufgelaufen iſt.

Nachbar.

Sie wiſſen ſich in der Freude nicht zu mäßigen.

Wieſener.

Ja, ſo bin ich immer.

Fiſcher.

Ah! — das war doch etwas fürs Herz! — Das thut einem wieder einmal wohl!

Leutner.

Eine wirklich ſchöne Diktion in der Scene.

Müller.

Ob ſie aber zum Ganzen wird nothwendig ſein?

Schloſſer.

Ich kümmere mich nie ums Ganze; wenn ich weine, ſo wein' ich, und damit gut; es war eine göttliche Stelle.

Hinze.

O Liebe, wie groß iſt deine Macht, daß deine Stimme die Ungewitter beſänftigt, ein pochendes Publikum beſchwichtigt, und das Herz kritiſcher Zuſchauer ſo umwendet, daß ſie ihren Zorn und alle ihre Bildung vergeſſen. — Es läßt ſich nichts fangen. — Ein Kaninchen kriecht in den Sack, er ſpringt ſchnell hinzu und ſchnürt ihn zuſammen. Sieh da, guter Freund! Ein Wildprett, das eine Art von Geſchwiſterkind mit mir iſt; ja, das iſt der

Lauf der heutigen Welt, Verwandte gegen Verwandte, Bruder gegen Bruder; wenn man selbst durch die Welt will, muß man andre aus dem Wege stoßen. —

Er nimmt das Kaninchen aus dem Sacke und steckt es in den Tornister.

Halt! Halt! — Ich muß mich wahrhaftig in Acht nehmen, daß ich das Wildprett nicht selber auffresse. Ich muß nur geschwinde den Torniſter zubinden, damit ich meine Affekten bezähme. — Pfui! schäme dich Hinz! — Ist es nicht die Pflicht des Edlen, sich und seine Neigungen dem Glück seiner Mitgeschöpfe aufzuopfern? Dies ist der Endzweck, zu welchem wir geschaffen worden, und wer das nicht kann, — o ihm wäre besser, daß seine Mutter ihn nie geboren hätte. —

Er will abgehn, man klatscht heftig und ruft allgemein da Capo, er muß die letzte schöne Stelle noch einmal hersagen, dann verneigt er sich ehrerbietig und geht mit dem Kaninchen ab.

Fischer.

O welcher edle Mann!

Müller.

Welche schöne menschliche Gesinnung!

Schlosser.

Durch so etwas kann man sich doch noch bessern, — aber wenn ich Narrenpossen sehe, möcht' ich gleich drein schlagen.

Leutner.

Mir ist auch ganz wehmüthig geworden, — die Nachtigall, — die Liebenden, — die letzte Tirade, — das Stück hat denn doch wahrhaftig schöne Stellen!

Dritte Scene.

Saal im Pallast.

Große Audienz. Der König, die Prinzessin, der Prinz Nathanael, der Koch in Galla.

König sitzt auf dem Thron.

Hieher, Koch, jetzt ist es Zeit, Rede und Antwort zu geben; ich will die Sache selbst untersuchen.

Koch

läßt sich auf ein Knie nieder.

Ihro Majestät geruhen, Ihre Befehle über Dero getreusten Diener auszusprechen.

König.

Man kann nicht genug dahin arbeiten, meine Freunde, daß ein König, dem das Wohl eines ganzen Landes und unzähliger Unterthanen auf dem Halse liegt, immer bei guter Laune bleibe; denn wenn er in eine üble Laune geräth, so wird er gar leicht ein Tyrann, ein Unmensch; denn gute Laune befördert die Fröhlichkeit, und Fröhlichkeit macht nach den Beobachtungen aller Philosophen den Menschen gut, dahingegen die Melankolie deswegen für ein Laster zu achten ist, weil sie alle Laster befördert. Wem, frag' ich nun, liegt es so nahe, in wessen Gewalt steht es wohl so sehr, die Laune eines Monarchen zu befördern, als eben in den Händen eines Kochs? — Sind Kaninchen nicht sehr

unſchuldige Thiere? Wer anders denken oder ſprechen könnte, von dem müßte ich fürchten, daß er ſelbſt den reinſten Schmuck ſeiner Seele, ſeine Unſchuld, verloren hätte. — Durch dieſe ſanften Thierchen könnte ich dahin kommen, es gar nicht überdrüßig zu werden, mein Land glücklich zu machen, — und an dieſen Kaninchen läßt Er es mangeln! — Spanferkeln und alle Tage Spanferkeln, — Böſewicht, das bin ich endlich überdrüßig.

Koch.

Verdamme mich mein König nicht ungehört. Der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich mir alle Mühe nach jenen niedlichen weißen Thierchen gegeben habe; ich habe ſie zu allen Preiſen einkaufen wollen, aber durchaus ſind keine zu haben. — Sollten Sie an der Liebe Ihrer Unterthanen zweifeln können, wenn man nur irgend dieſer Kaninchen habhaft werden könnte?

König.

Laß die ſchelmiſchen Worte, ſchier Dich fort in die Küche und beweiſe durch die That, daß Du Deinen König liebſt. — Der Koch geht ab. — Jetzt wend' ich mich zu Ihnen, mein Prinz, — und zu Dir, meine Tochter. — Ich habe erfahren, werther Prinz, daß meine Tochter Sie nicht liebt, daß ſie Sie nicht lieben kann; ſie iſt ein unbeſonnenes unvernünftiges Mädchen; aber ich traue ihr doch ſo viel Verſtand zu, daß ſie einige Urſachen haben wird. — Sie macht mir Sorgen und Gram, Kummer und Nachdenken, und meine alten

Augen fließen von häufigen Thränen über, wenn ich daran denke, wie es nach meinem Tode mit ihr werden soll. — Du wirst sitzen bleiben! hab' ich ihr tausendmal gesagt; greif zu, so lange es Dir geboten wird! Aber sie will nicht hören; nun so wird sie sich gefallen lassen müssen, zu fühlen.

Prinzessin.

Mein Vater, —

König weinend und schluchzend.

Geh, Undankbare, Ungehorsame, — Du bereitest meinem grauen Kopfe durch Dein Weigern ein, ach! nur allzufrühzeitiges, Grab! — Er stützt sich auf den Thron, verdeckt mit dem Mantel das Gesicht und weint heftig.

Fischer.

Der König bleibt seinem Charakter doch nicht einen Augenblick getreu.

Ein Kammerdiener kömmt herein.

Kammerdiener.

Ihro Majestät, ein fremder Mann ist draußen und bittet vor Ihro Majestät gelassen zu werden.

König schluchzend.

Wer ists?

Kammerdiener.

Verzeihung, mein König, daß ich diese Frage nicht beantworten kann. Seinem langen weißen Barte nach sollte er ein Greis sein, und sein ganz mit Haaren bedecktes Gesicht sollte einen fast in dieser Vermuthung

bestärken, aber dann hat er wieder so muntre jugendliche Augen, einen so dienstfertigen geschmeidigen Rücken, daß man an ihm irre wird. Er scheint ein wohlhabender Mann, denn er trägt ein Paar vortrefliche Stiefeln, und so viel ich irgend aus seinem Aeußern abnehmen kann, möcht ich ihn für einen Jäger halten.

König.

Führt ihn herein, ich bin neugierig ihn zu sehn.

Kammerdiener geht ab und kömmt sogleich mit Hinze zurück.

Hinze.

Mit Ihrer Majestät gnädigster Erlaubniß ist der Graf von Carabas so frei, Ihnen ein Kaninchen zu übersenden.

König entzückt.

Ein Kaninchen? — Hört Ihrs wohl, Leute? — O das Schicksal hat sich wieder mit mir ausgesöhnt! — Ein Kaninchen?

Hinze

nimmt es aus dem Tornister.

Hier, großer Monarch.

König.

Da, — halten Sie mal das Scepter einen Augenblick Prinz, — Er befühlt das Kaninchen. fett! hübsch fett! — Vom Grafen von —

Hinze.

Carabas.

König.

Ei, das muß ein vortreflicher Mann sein, den Mann muß ich näher kennen lernen. — Wer ist der Mann? Wer kennt ihn von Euch? — Warum hält er sich verborgen? Wenn solche Köpfe feiern, wie viel Verlust für meinen Staat! Ich möchte vor Freuden weinen; schickt mir ein Kaninchen! Kammerdiener, gebt es gleich dem Koch.

Kammerdiener empfängts und geht ab.

Nathanael.

Mein König, ich nehme meinen demüthigsten Abschied.

König.

Ja so, das hätt' ich über die Freude bald vergessen. — Leben Sie wohl, Prinz. Ja, Sie müssen andern Freiwerbern Platz machen, das ist nicht anders. — Adieu! Ich wollte, Sie hätten Chaussee bis nach Hause.

Nathanael

küßt ihm die Hand und geht ab.

König schreiend.

Leute! — Mein Historiograph soll kommen!

Der Historiograph erscheint.

König.

Hier, Freund, kommt, hier giebts Materie für unsre Weltgeschichte. — Ihr habt doch Euer Buch bei Euch?

Historiograph.

Ja, mein König.

König.

Schreibt gleich hinein, daß mir an dem und dem Tage, (welch Datum wir nun heut schreiben) der Graf von Carabas ein sehr delikates Kaninchen zum Präsent überschickt hat.

Historiograph setzt sich nieder und schreibt.

König.

Vergeßt nicht, anno currentis. — Ich muß an alles denken, sonst wirds doch immer schief ausgerichtet. Man hört blasen. — Ah, das Essen ist fertig. — Komm, meine Tochter, weine nicht, ists nicht der Prinz, so ists ein andrer. — Jäger, wir danken für Deine Mühe; willst Du uns nach dem Speisesaal begleiten?

Sie gehn ab. Hinze folgt.

Leutner.

Bald halt ichs nicht mehr aus! Wo ist denn nun der Vater geblieben, der erst gegen seine Tochter so zärtlich war, und uns alle so rührte?

Fischer.

Was mich nur ärgert, ist, daß sich kein Mensch im Stück über den Kater wundert; der König und alle thun, als müßte es so sein.

Schlosser.

Mir geht der ganze Kopf von dem wunderlichen Zeuge herum.

Vierte Scene.

Königlicher Speiſesaal.

Große ausgerüſtete Tafel. Unter Pauken und Trompeten treten ein: der König, die Prinzeſſin, Leander, Hinze, mehrere vornehme Gäſte und Hanswurſt, Bediente, welche aufwarten.

König.

Setzen wir uns, die Suppe wird ſonſt kalt. — Iſt für den Jäger geſorgt?

Ein Bedienter.

Ja, Ihro Majeſtät; er wird mit dem Hofnarren hier am kleinen Tiſchchen eſſen.

Hanswurſt zu Hinze.

Setzen wir uns, die Suppe wird ſonſt kalt.

Hinze ſetzt ſich.

Mit wem habe ich die Ehre zu ſpeiſen?

Hanswurſt.

Der Menſch iſt, was er iſt, Herr Jäger, wir können nicht alle daſſelbe treiben. Ich bin ein armer verbannter Flüchtling, ein Mann, der vor langer Zeit einmal ſpaßhaft war, den man nachher für dumm, abgeſchmackt und unanſtändig hielt, und der nun in einem fremden Lande wieder in Dienſt getreten iſt, wo man ihn von neuem auf einige Zeit für unterhaltend anſieht.

Hinze.

So? — Was ſeid Ihr für ein Landsmann?

Hanswurſt.

Leider nur ein Deutſcher. Meine Landsleute wurden um eine gewiſſe Zeit ſo klug, daß ſie allen Spaß bei Strafe verboten; wo man mich nur gewahr ward, gab man mir unausſtehliche Ekelnamen, als: gemein, pöbelhaft, niederträchtig, ja mein guter ehrlicher Name Hanswurſt ward zu einem Schimpfworte herab gewürdigt. O edle Seele, die Thränen ſtehn Dir in den Augen, und Du knurrſt vor Schmerz, oder macht es der Geruch des Bratens, der Dir in die Naſe zieht? Ja, lieber Empfindſamer, wer ſich damals nur unterſtand, über mich zu lachen, der wurde eben ſo verfolgt, wie ich, und ſo mußt ich denn wohl in die Verbannung wandern.

Hinze.

Armer Mann!

Hanswurſt.

Es giebt wunderliche Handthierungen in der Welt, Herr Jäger; Köche leben vom Appetit, Schneider von der Eitelkeit, ich vom Lachen der Menſchen; wenn ſie nicht mehr lachen, ſo iſt meine Nahrung verloren.

Hinze.

Das Gemüſe eß ich nicht.

Hanswurſt.

Warum? Seid nicht blöde, greift zu.

Hinze.

Ich ſage Euch, ich kann den weißen Kohl nicht vertragen.

Hanswurſt.

Mir wird er deſto beſſer ſchmecken. — Gebt mir Eure Hand, ich muß Euch näher kennen lernen, Jäger.

Hinze.

Hier.

Gemurmel im Parterr: ein Hanswurſt! ein Hanswurſt!

Hanswurſt.

Empfangt hier die Hand eines deutſchen Biedermannes; ich ſchäme mich nicht, wie ſo viele meiner Landsleute, ein Deutſcher zu ſein.

Er drückt dem Kater die Hand ſehr heftig.

Hinze.

Au! au! —

Er ſträubt ſich, knurrt und klaut den Hanswurſt.

Hanswurſt.

O weh! Jäger! plagt Euch der Teufel? — Er ſteht auf und geht weinend zum König. Ihro Majeſtät, der Jäger iſt ein treuloſer Mann, ſeht nur, wie er mir ein Andenken von ſeinen fünf Fingern hinterlaſſen hat.

König eſſend.

Wunderlich, — nun, ſetz Dich nur wieder hin, trage künftig Handſchuh, wenn Du mit ihm gut Freund ſein willſt. Es giebt vielerlei Arten von Freunden, man muß jedes Gericht zu eſſen, und jeden Freund zu behandeln verſtehn. Halt! Ich habe gleich gedacht, daß hinter dem Jäger was beſonderes ſteckt: ſieh! ſieh! er iſt ein Freimaurer, und hat Dir nur das Zeichen in

die Hand ſchreiben wollen, um zu ſehn, ob Du auch von der Brüderſchaft biſt.

Hanswurſt.

Man muß ſich vor Euch hüten.

Hinze.

Warum kneift Ihr mich ſo? Hole der Henker Euer biederes Weſen.

Hanswurſt.

Ihr krazt ja wie eine Katze.

Hinze lacht boshaft.

König.

Aber was iſt denn das heute? Warum wird denn kein vernünftiges Tiſchgeſpräch geführt? Mir ſchmeckt kein Biſſen, wenn nicht auch der Geiſt einige Nahrung hat. — Hofgelehrter, ſeid Ihr denn heut auf den Kopf gefallen?

Leander eſſend.

Ihro Majeſtät geruhn —

König.

Wie weit iſt die Sonne von der Erde?

Leander.

Zweimal hundert tauſend, fünf und ſiebenzig und eine Viertel Meile, funfzehn auf einen Grad gerechnet.

König.

Und der Umkreis, den die Planeten ſo insgeſamt durchlaufen?

Leander.

Wenn man rechnet, was jeder einzelne laufen muß,

ſo kommen in der Total-Summa etwas mehr als tauſend Millionen Meilen heraus.

König.

Tauſend Millionen! — Man ſagt ſchon, um ſich zu verwundern: ei der Tauſend! und nun gar tauſend Millionen! Ich mag auf der Welt nichts lieber hören, als ſo große Nummern, — Millionen, Trillionen, — da hat man doch dran zu denken. — Es iſt doch meiner Seel ein Bischen viel, ſo tauſend Millionen.

Leander.

Der menſchliche Geiſt wächſt mit den Zahlen.

König.

Sagt mal, wie groß iſt wohl ſo die ganze Welt im Umfange, Fixſterne, Milchſtraßen, Nebelkappen und allen Plunder mitgerechnet.

Leander.

Das läßt ſich gar nicht ausſprechen.

König.

Du ſollſt es aber ausſprechen, oder —

Mit dem Zepter drohend.

Leander.

Wenn wir eine Million wieder als Eins anſehn, dann ohngefähr zehn mal hundert tauſend Trillionen ſolcher Einheiten, die jede an ſich ſchon eine Million Meilen ausmachen.

König.

Denkt nur, Kinder denkt! — Sollte man meinen,

daß das Ding von Welt so groß sein könnte? Aber wie das den Geist beschäftigt!

Hanswurst.

Ihro Majestät, das ist eine kuriose Erhabenheit, davon krieg ich noch weniger in den Kopf als in den Magen; mir kommt die Schüssel mit Reiß hier viel erhabener vor.

König.

Wie so, Narr?

Hanswurst.

Bei solchen ungeheuren Zahlen kann man gar nichts denken, denn die höchste Zahl wird ja am Ende wieder die kleinste. Man darf sich ja nur alle Zahlen denken, die es geben kann. Wir können nicht leicht, ohne uns zu verirren, bis fünfe zählen.

König.

Aber da ist was Wahres drin. Der Narr hat seine Einfälle. — Gelehrter, wie viel Zahlen giebt es denn?

Leander.

Unendlich viel.

König.

Sagt mal geschwind die höchste Zahl.

Leander.

Es giebt gar keine höchste, weil man zur höchsten noch immer wieder eine neue hinzufügen kann; der menschliche Geist kennt hier gar keine Einschränkung.

König.

Es ist doch aber wahrhaftig ein wunderliches Ding um diesen menschlichen Geist.

Hinze.

Es muß Dir hier sauer werden, ein Narr zu sein.

Hanswurst.

Man kann gar nichts Neues aufbringen, es arbeiten zu viele in dem Fache.

König.

Und Du sagst also auch, daß die Erde immer rundum, immer rundum geht, bald so, bald so, wie ein besoffener Mensch?

Leander.

Nicht eigentlich auf diese Weise, sondern mehr einem Walzenden ähnlich.

König.

Und sie ist, wie Ihr meint, eine Kugel?

Leander.

Allerdings, so daß unter uns Menschen wohnen, die ihre Füße gegen die unsrigen richten, oder unsre Antipoden sind, so wie wir wiederum die Antipoden von ihnen sind.

König.

Wie? Ich auch?

Leander.

Allerdings.

König.

Ich verbitte mir aber dergleichen; meint Er, daß

ich mich so wegwerfen werde? Er und seines gleichen mögen Antipoden sein, so viel sie wollen; aber ich halte mich zu gut, jemandes Antipode zu sein, und wenn es selbst der große Mogul wäre. Er denkt wohl, weil ich mich manchmal herab lasse, mit Ihm zu disputiren, so werde ich mir auch alles bieten lassen. Ja, ja, ich sehe, wer sich zum Schaaf macht, den fressen die Wölfe; man darf solche Gelehrte nur ein weniges um sich greifen lassen, so mengen sie nach ihren Systemen Kraut und Rüben durcheinander, und entblöden sich nicht, den regierenden Herren selbst unter die Antipoden zu werfen. Daß dergleichen niemals wieder geschieht!

Leander.

Wie Ihro Majestät befehlen.

König.

Doch um nicht einseitig bei einem Gegenstande zu verweilen, so bringt mir nun einmal mein Mikroskop herein! Leander ab. Ich muß Ihnen sagen, meine Herren, daß ich es als eine Andacht treibe, in das kleine Ding hinein zu kucken, und daß es mich in der That erbaut, und mein Herz erhebt, wenn ich sehe, wie ein Wurm so ungeheuer vergrößert wird, wie eine Made und Fliege so seltsamlich konstruirt sind, und wie sie in ihrer Pracht mit einem Könige wetteifern können. — Leander kommt zurück. Gebt her! Ist nicht eine Mücke bei der Hand, ein Gewürm, sei es, was es sei, um es zu beobachten?

Hanswurst.

Sonst findet sich dergleichen oft, ohne daß mans wünscht, und nun es zur Geistesbildung dienen soll, läßt sich nichts betreffen: aber ich schlage Ihrer Majestät unmaßgeblich vor, eins von den seltsamen Barthaaren des fremden Jägers zu observiren, was sich gewiß der Mühe verlohnt.

König.

Seht, der Narr hat heut seinen luminösen Tag. Ein treflicher Gedanke! Damit der Jäger sich aber nicht über Gewalt zu beschweren hat, soll ihm das ansehnlichste Haar durch Niemand anders als durch zwei Kammerherren ausgerauft werden. Macht Euch dran, Leute.

Hinze, zu den Kammerherren.

Das scheint mir ein Eingriff in das Völkerrecht. —

Sie ziehn ihm das Haar aus. Au! Mau! Miau! Prrrst!

König.

Hört, er maut fast wie eine Katze.

Hanswurst.

O ja, auch hat er eben so gepruſtet; er scheint überhaupt eine merkwürdige Organisation zu besitzen.

König, durch das Glas sehend.

Ei! ei! wie höchst wunderbar! Da ist doch auch kein Riß, keine unebene Stelle, keine Rauhigkeit wahrzunehmen. Ja, das sollen mir einmal die Englischen Fabriken nachahmen! Ei! ei! wo der Jäger nur die kostbaren Barthaare hergenommen hat!

Hanswurſt.

Sie ſind ein Werk der Natur, mein König. Dieſer fremde Mann hat noch eine andre große Naturmerkwürdigkeit an ſich, die gewiß eben ſo unterhaltend als nachdenklich iſt. Ich nahm vorhin wahr, als die Braten herein gebracht wurden, und der angenehme Duft den ganzen Saal erfüllte, daß ſich in ſeinem Körper ein gewiſſes Orgelwerk in Bewegung zu ſetzen anfing, das mit luſtigen Paſſagen auf und nieder ſchnurrte, wobei er die Augen aus Wohlgefallen eindrückte und ihm die Naſe lebhaft zitterte. Ich fühlte ihn zu der Zeit an, und der Tremulant war in ſeinem ganzen Körper unter Nacken und Rücken fühlbar.

König.

Iſt es möglich? Kommt mal her, tretet zu mir, Jäger.

Hinze.

An dieſen Mittag werd' ich gedenken.

Hanswurſt.

Kommt, edler Freund. Indem er ihn führt. Nicht wahr? Ihr werdet wieder kratzen?

König.

Hier tretet her. — Nun? — Legt ſein Ohr an ihn. Ich höre nichts, es iſt ja mäuschenſtill in ſeinem Leibe.

Hanswurſt.

Er hat es verloren, ſeit ihm das Haar ausgeriſſen wurde; es ſcheint nur zu orgeln, wenn ihm wohl iſt.

Jäger, denkt einmal recht was Wohlgefälliges, stellt Euch doch was Anmuthiges vor, sonst glaubt man, es ist nur Tücke, daß es jetzt nicht in Euch spielt.

König.

Haltet ihm den Braten vor die Nase. — So. — Seht, Jäger, davon sollt Ihr sogleich bekommen. Nun? — Ich will ihm indeß etwas den Kopf und die Ohren streicheln, hoffentlich wirkt diese Gnade auf sein Zufriedenheits-Organ. — Richtig! Hört, hört, Leute, wie es schnurrt, auf und ab, ab und auf, in recht hübschen Passagen! Und in seinem ganzen Körper fühl ich die Erschütterung. — Hm! hm! äußerst sonderbar! — Wie ein solcher Mensch inwendig muß beschaffen sein! Ob es eine Walze sein mag, die sich umdreht, oder ob es nach Art der Claviere eingerichtet ist? Wie nur die Dämpfung angebracht wird, daß augenblicks das ganze Werk still steht? — Sagt mal, Jäger: (Euch acht' ich und bin wohlwollend gegen Euch gesinnt) aber habt Ihr nicht vielleicht in der Familie einen Vetter oder weitläuftigen Anverwandten, an dem nichts ist, an dem die Welt nichts verlöre, und den man so ein weniges aufschneiden könnte, um ein Einsehn in die Maschinerie zu bekommen?

Hinze.

Nein, Ihro Majestät, ich bin der einzige meines Geschlechts.

König.

Schade! — Hofgelehrter, denkt einmal nach, wie

der Menſch innerlich gebaut ſein mag, und leſ't es uns alsdann in der Akademie vor.

Hanswurſt.

Kommt, Jäger, ſetzen wir uns wieder und ſpeiſen.

Hinze.

Ich ſehe, mit Dir muß ich Freundſchaft halten.

Leander.

Es wird mir eine Ehre ſein, mein König; ich habe auch ſchon eine Hypotheſe im Kopf, die mir von der höchſten Wahrſcheinlichkeit iſt; ich vermuthe nämlich, daß der Jäger ein unwillkührlicher Bauchredner iſt, der wahrſcheinlich bei ſtrenger Erziehung ſich früh angewöhnt hat, ſein Wohlgefallen und ſeine Freude, die er nicht äußern durfte, in ſeinem Innern zu verſchließen; dorten aber, weil ſein ſtarkes Naturell zu mächtig war, hat es in den Eingeweiden für ſich ſelbſt den Ausdruck der Freude getrieben, und ſich ſo dieſe innerliche Sprache gebildet, die wir jetzt als eine ſeltſame Erſcheinung an ihm bewundern.

König.

Läßt ſich hören.

Leander.

Nun klingt es deshalb in ihm mehr wie ein verhaltner Grimm, als wie ein Ausdruck der Luſt. Ihrer Natur nach ſteigt die Freude nach oben, öffnet den Mund weit und ſpricht in den offenſten Vokalen, am liebſten in A, J oder Ei, wie wir in der ganzen Schöpfung, an Kindern, Schaafen, Eſeln, Stieren und

Betrunkenen wahrnehmen können; er aber, bei seinen tyrannischen Eltern und Vormündern, wo er nichts durfte laut werden lassen, mußte innerlich nur ein O und U brummen, und so angesehn muß diese Erscheinung alles Wunderbare verlieren, und ich glaube aus diesen Gründen nicht, daß er eigene Walzen oder ein Orgelwerk in seinem Leibe besitze.

Hanswurst.

Wenn es nun einmal dem Herrn Leander verboten würde, laut zu philosophiren, und seine tiefsinnigen Gedanken müßten sich auch, statt oben, in der Tiefe aussprechen, welche Sorte von Knarrwerk sich wohl in seinem Bauche etabliren würde?

Leander.

Der Narr, mein König, kann vernünftige Gedanken nie begreifen; mich wundert überhaupt, daß sich Ihro Majestät noch von seinen geschmacklosen Einfällen belustigen lassen. Man sollte ihn geradezu fortjagen, denn er bringt Ihren Geschmack nur in einen üblen Ruf.

König, wirft ihm das Zepter an den Kopf.

Herr Naseweis von Gelehrter! was unterfteht er sich denn? In ihn ist ja heut ein satanischer Rebellionsgeist gefahren! Der Narr gefällt mir, mir, seinem Könige, und wenn ich Geschmack an ihm finde, wie kann Er sich unterstehn zu sagen, daß der Mann abgeschmackt sei? Er ist Hofgelehrter und der andre Hofnarr; Ihr steht beide in einem Gehalte; der ein-

zige Unterſchied iſt, daß er an dem kleinen Tiſchchen mit dem fremden Jäger ſpeiſt. Der Narr macht dummes Zeug bei Tiſche und Er führt einen vernünftigen Diskurs bei Tiſche, beides ſoll mir nur die Zeit vertreiben und machen, daß mir das Eſſen gut ſchmeckt; wo iſt denn alſo der große Unterſchied? — Und dann thuts einem Herrn, wie mir, auch wohl, einen Narren zu ſehn, der dummer iſt, der die Gabe und die Bildung nicht hat, man fühlt ſich mehr und iſt dankbar gegen den Himmel. Schon deswegen iſt mir ein Dummkopf ein angenehmer Umgang. — Wenn Er aber meint, daß der Narr in Religion und Philoſophie zurück iſt, daß er zu ſehr in der Irre wandelt, kann Er ſich denn nicht (da der Dumme doch gewiß Sein Nächſter iſt) menſchenfreundlich zu ihm ſetzen und liebreich ſagen: ſieh, Schatz, das iſt ſo, und jenes ſo, Du biſt hierin zurück, ich will Dich mit Liebe auf den Weg des Lichtes bringen, und dann etwas gründliche Logik, Metaphyſik und Hydroſtatik ihm vorſprechen, daß der Dumme in ſich ſchlägt und ſich bekehrt? So müßte einer handeln, der ein Weltweiſer heißen will.

Der Koch trägt das Kaninchen auf und entfernt ſich.

König.

Das Kaninchen! — Ich weiß nicht, — die andern Herren eſſen es wohl nicht gerne? —

Alle verneigen ſich.

Nun, ſo will ich es denn mit Ihrer Erlaubniß für mich allein behalten. — Er ißt.

Prinzessin.

Mich dünkt, der König zieht Gesichter, als wenn er seine Zufälle wieder bekäme.

König, aufstehend, in Wuth.

Das Kaninchen ist verbrannt! —
O Heer des Himmels! Erde? — Was noch sonst?
Nenn' ich die Hölle mit? —

Prinzessin.

Mein Vater —

König.

Wer ist das?
Durch welchen Mißverstand hat dieser Fremdling
Zu Menschen sich verirrt? — Sein Aug' ist trocken!

Alle erheben sich voll Besorgniß, Hanswurst läuft geschäftig hin und wieder, Hinze bleibt sitzen und ißt heimlich.

König.

Gieb diesen Todten mir heraus. Ich muß
Ihn wieder haben!

Prinzessin.

Hole doch einer schnell den Besänftiger.

König.

Der Koch Philipp sei das Jubelgeschrei der Hölle, wenn ein Undankbarer verbrannt wird!

Prinzessin.

Wo nur der Musikus bleibt.

König.

Die Todten stehen nicht mehr auf. Wer darf
Mir sagen, daß ich glücklich bin? O wär' er mir gestorben!
Ich hab' ihn lieb gehabt, sehr lieb.

Der Besänftiger tritt mit einem Glockenspiele auf, das er sogleich spielt.

König.

Wie ist mir? Weinend. Ach, ich habe schon wieder meinen Zufall gehabt. — Schafft mir den Anblick des Kaninchens aus den Augen. —

Er legt sich voll Gram mit dem Kopf auf den Tisch und schluchzt.

Ein Hofmann.

Seine Majestät leiden viel.

Es entsteht ein gewaltiges Pochen und Pfeifen im Parterr; man hustet, man zischt, die Gallerie lacht; der König richtet sich auf, nimmt den Mantel in Ordnung und setzt sich mit dem Zepter in größter Majestät hin. Alles ist umsonst, der Lärm wird immer größer, alle Schauspieler vergessen ihre Rollen, auf dem Theater eine fürchterliche Pause. — Hinze ist eine Säule hinan geklettert.

Der Dichter kömmt bestürzt aufs Theater.

Dichter.

Meine Herren, — verehrungswürdigstes Publikum, — nur einige Worte.

Im Parterr.

Still! still! der Narr will sprechen.

Dichter.

Ums Himmelswillen, machen Sie mir die Schande nicht, der Akt ist ja gleich zu Ende. — Sehn Sie doch

nur, der König ist ja auch wieder zur Ruhe, nehmen Sie an dieser großen Seele ein Beispiel, die gewiß mehr Ursache hatte, außer sich zu sein, als Sie.

Fischer.

Mehr als wir?

Wiesener, zum Nachbar.

Aber warum trommeln Sie denn? Uns beiden gefällt ja das Stück.

Nachbar.

Ist auch wahr, — in Gedanken, weil es alle thun.

Klatscht aus Leibeskräften.

Dichter.

Einige Stimmen sind mir doch noch günstig; lassen Sie sich aus Mitleid mein armes Stück gefallen, ein Schelm giebts besser, als ers hat; es ist auch bald zu Ende. — Ich bin so verwirrt und erschrocken, daß ich Ihnen nichts anders zu sagen weiß.

Alle.

Wir wollen nichts hören, nichts wissen.

Dichter,

reißt wüthend den Besänftiger hervor.

Der König ist besänftigt, besänftige nun auch diese tobende Fluth, wenn Du es kannst!

Stürzt außer sich ab.

Der Besänftiger spielt auf den Glocken, das Pochen schlägt dazu den Takt. Er winkt: Affen und Bären erscheinen, und tanzen freundlich um ihn her, Adler und andre Vögel; ein Adler sitzt Hinzen auf dem Kopf, der in der größten Angst ist, zwei Elephanten u. zwei Löwen tanzen auch.

Ballet und Gesang.

Die Vierfüßigen.

Das klinget so herrlich, —

Die Vögel.

Das klinget so schön, —

Vereinigtes Chor.

Nie hab' ich so etwas gehört noch gesehn.

Hierauf wird von allen Anwesenden eine künstliche Quadrille getanzt, der König und sein Hofstaat wird in die Mitte genommen, Hinze und den Hanswurst nicht ausgeschlossen; allgemeines Applaudiren. Gelächter. Man steht im Parterr auf, um recht genau zu sehn; einige Hüte fallen von der Gallerie herunter.

Der Besänftiger

singt während dem Ballet und der allgemeinen Freude der Zuschauer:

Könnte jeder brave Mann
Solche Glöckchen finden,
Seine Feinde würden dann
Ohne Mühe schwinden,
Und er lebte ohne sie
In der schönsten Harmonie.

Der Vorhang fällt, alles jauchzt und klatscht, man hört noch das Ballet eine Zeitlang.

Zwischenakt.

Wiesener.

Herrlich! herrlich!

Nachbar.

Das heiß ich mir noch ein heroisch Ballet.

Wiesener.

Und so schön in die Haupthandlung eingeflochten!

Leutner.

Schöne Musik!

Fischer.

Göttlich!

Schlosser.

Das Ballet hat das Stück noch gerettet.

Böttcher.

Ich bewundre nur immer das Spiel des Katers. — An solchen Kleinigkeiten erkennt man den großen und geübten Schauspieler; so oft er zum Beispiel das Kaninchen aus der Tasche nahm, hob er es jederzeit bei den Ohren, — es stand ihm nicht vorgeschrieben; haben Sie wohl bemerkt, wie es der König sogleich an den Leib packte? Aber man hält diese Thiere bei den Ohren, weil sie es dort am besten vertragen können. Das nenn' ich den Meister!

Müller.

Das ist sehr schön auseinandergesetzt.

Fischer, heimlich.

Man sollte ihn selbst dafür bei den Ohren nehmen.

Böttcher.

Und die Angſt, als ihm der Adler auf dem Kopfe ſaß! Wie er ſich aus Furcht ſo gar nicht bewegte, ſich weder rührte noch regte, — nein, eine ſolche vollendete Kunſt kann keine Beſchreibung ausdrücken.

Müller.

Sie gehen ſehr gründlich.

Böttcher.

Ich ſchmeichle mir, nur ein klein wenig Kenner zu ſein; das iſt freilich mit Ihnen allen nicht der Fall, und darum muß man es Ihnen ein wenig entwickeln.

Fiſcher.

Sie geben ſich viele Mühe.

Böttcher.

Wenn man die Kunſt ſo liebt, wie ich, iſt das eine angenehme Mühe. — Mir iſt auch jetzt über die Stiefeln des Katers ein ſehr ſcharfſinniger Gedanke eingefallen, und ich bewundre darin das Genie des Schauſpielers. — Sehn Sie, er iſt anfangs Kater, deshalb muß er ſeine natürliche Kleidung ablegen, um die paſſende Maske einer Katze zu nehmen; jetzt ſoll er nun wieder ganz als Jäger erſcheinen (dies ſchließe ich daraus, daß ihn jeder ſo nennt, ſich auch kein Menſch über ihn verwundert), ein ungeſchickter Schauſpieler würde ſich auch gewiß in einen Jagdhabit geworfen haben: — aber — wie würde es um unſre Illuſion ausſehn? Wir hätten vielleicht darüber vergeſſen, daß

er doch im Grunde ein Kater ist, und wie unbequem müßte dem Schauspieler eine neue Kleidung über dem schon vorhandenen Pelze sein? Durch die Stiefeln aber deutet er sehr geschickt die Jägeruniform nur an, und daß solche Andeutungen vollkommen kunstgemäß sind, beweisen uns ganz vorzüglich die Alten, die oft —

Fischer.

Schon wieder die Alten!

Böttcher.

Verzeihen Sie, es ist eine angenehme, sonst löbliche Gewohnheit, die ich mir zugelegt habe, verträgt sich auch mit aller möglichen modernen Eleganz. Ich bin übrigens gesonnen, meine Herren, ein eignes Buch über die dargestellte Rolle des Katers herauszugeben (wozu ich mir auch nachher von Ihnen allerseits einige scharfsinnige Bemerkungen ausbitten werde), und darum wünschte ich wohl, daß das Stück nicht so oft unterbrochen würde. Die Scene, in welcher er dem Könige das Kaninchen mit so großer Kunst überliefert, schien mir fast sein Triumph, wenn ich die letzte ausnehme, in welcher sich sein Genie noch glänzender zeigte; denn jene spielte er ganz und gar mit dem linken Zeigefinger und einer geringen Bewegung des rechten Fußes. Was würde da mancher Schauspieler sich heftig bewegt und laut geschrieen haben? Aber er, er steht ruhig auf sich selber da, sich kennend, seiner Größe vertrauend, wohl wissend, daß das Kaninchen im Tor-

miſter ſteckt, den er nur aufknöpfen darf, um ſein Glück zu machen.

Schloſſer.

Uns dünkt der Menſch aber ſehr langweilig.

Böttticher.

Sie ſind vielleicht nur verwöhnt, meine Herren. Waren Sie denn nicht tief erſchüttert, in jener einzigen, unnachahmlichen Scene, als dem Würdigſten ſeines Geſchlechts auf Befehl des Tyrannen ſein ehrwürdiger Bart ausgerauft ward? Nicht wahr, hier hätten Sie Geſchrei, Fußſtampfen, Zähneknirſchen erwartet? Wie mancher Schreier unſrer Bühnen, der in Heldenrollen gerühmt wird, hätte hier die ganze Kraft ſeines Organs aufgeboten, um ſich den Beifall des Haufens zu ertoben? Nicht ſo unſer großer origineller Künſtler. Da ſtand er, ſtill, in ſich gezogen, ſeinen Schmerz zurück zwängend; während die rechte Hand in der aufgeknöpften Weſte unter dem Jabot ruhig ſteckt, iſt die linke mit der ausgeſtreckten Fläche nach oben gewandt, ſie drückte ſeinen Unwillen aus, und forderte gleichſam des Himmels Unterſtützung; ſein Geſicht war ruhig, faſt lächelnd, in Verachtung gegen die Diener des Tyrannen, nur eine zwinkelnde Bebung zuckte im aufwärtsrollenden Auge, in der man ſein ganzes Gefühl erkannte, und nun ertönt aus gehobener Bruſt das herzdurchſchneidende Au, Mau, Miau, ſo gedehnt, ſo gezogen, ſo wimmernd klagend, daß uns allen der Athem verging; doch das Gefühl des Unwillens läßt

sich nicht ganz zurück halten, und nun der plötzlich kühne Uebergang in jenen Ausruf des Zornes, den der Narr ein Pusten nannte, und vor dem selbst die schamlosen Despotenknechte zurück fuhren. Wahrlich, dies war der Gipfel aller Kunst. Ja in diesem marrenden, quarrenden, prustigen Tone möcht' ich von diesem einzigen Manne einmal den König Lear, oder den Wallenstein spielen sehn; ich bin überzeugt, diese Darstellungen wären etwas Unerhörtes, und würden gegen jene Schreier grell abstechen, die die tragischen Rollen immer nur mit sogenannter Kraft und mit Nachdruck zu spielen suchen.

Fischer.

Das fehlt uns noch! Es ist aber unausstehlich, wenn es da oben einmal still ist, so martert uns der Kenner hier fast eben so sehr. — Der Vorhang geht auf!

Dritter Akt.

Bauernstube.

Der Dichter, der Maschinist.

Maschinist.

Meinen Sie denn wirklich, daß das etwas helfen wird?

Dichter.

O mein verehrtester Herr Maschinist, ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab; meine letzte Hoffnung, meine Rettung beruht nur darauf.

Leutner.

Was ist denn das wieder? — Wie kommen denn diese Menschen in Gottliebs Stube?

Schlosser.

Ich zerbreche mir über nichts mehr den Kopf.

Maschinist.

Aber, lieber Freund, Sie verlangen auch wahrhaftig

zu viel, daß das alles so in der Eil, ganz aus dem Stegereife zu Stande kommen soll.

Dichter.

Sie verfolgen mich auch; einverstanden mit meinen Feinden drunten, erfreuen Sie sich meines Unglücks.

Maschinist.

Nicht im mindesten.

Dichter fällt vor ihm nieder.

Nun so beweisen Sie es mir dadurch, daß Sie meinen Bitten nachgeben; wenn das Mißfallen des Publikums bei irgend einer Stelle wieder so laut ausbricht, so lassen Sie auf einen Wink von mir alle Maschinen spielen! Der zweite Akt ist so schon ganz anders geschlossen, als er in meinem Manuscripte steht.

Maschinist.

Was ist denn das? — Wer hat denn die Gardine aufgezogen?

Dichter.

Alles Unglück strömt auf mich ein, ich bin verloren! — Er flieht beschämt hinter die Coulissen.

Maschinist.

Solche Verwirrung ist noch an keinem Abende gewesen. Geht ab. — Eine Pause.

Wiesener.

Gehört denn das zum Stück?

Nachbar.

Natürlich, das motivirt ja die nachherigen Verwandlungen.

Fiſcher.

Den heutigen Abend ſollte man doch wirklich im Theater-Calender beſchreiben.

König hinter der Scene.

Nein, ich geh nicht vor, durchaus nicht; ich kann es nicht vertragen, wenn ich ausgelacht werde.

Dichter.

Aber Sie, — theuerſter Freund, — es iſt doch einmal nicht zu ändern.

Hanswurſt.

Nun, ich will mein Glück verſuchen. Er tritt hervor, und verbeugt ſich poſſirlich gegen das Publikum.

Müller.

Wie kömmt denn der Hanswurſt nun in die Bauerſtube?

Schloſſer.

Er wird gewiß einen abgeſchmackten Monolog halten wollen.

Hanswurſt.

Verzeihen Sie, wenn ich mich erkühne, ein Paar Worte vorzutragen, die eigentlich nicht zum Stücke gehören.

Fiſcher.

O Sie ſollten nur ganz ſtille ſchweigen, Sie ſind uns ſchon im Stücke zuwider, vielmehr nun gar ſo —

Schloſſer.

Ein Hanswurſt unterſteht ſich mit uns zu reden?

Hanswurſt.

Warum denn nicht? denn, wenn ich ausgelacht werde, ſo thut mir das nichts, ſondern es iſt im Gegentheil mein heißeſter Wunſch, daß Sie geruhen möchten, über mich zu lachen. Nein, nein, ich bitte, geniren Sie ſich nur gar nicht, wir ſind hier unter uns.

Leutner.

Das iſt ziemlich poſſirlich.

Hanswurſt.

Was dem Könige freilich wenig anſteht, ſchickt ſich deſto beſſer für mich; er wollte daher auch gar nicht vorkommen, ſondern überließ mir dieſe wichtige Ankündigung.

Müller.

Wir wollen aber nichts hören.

Hanswurſt.

Meine lieben deutſchen Landsleute —

Schloſſer.

Ich denke, das Stück ſpielt draußen in Aſien?

Hanswurſt.

Kann ſein, ich weiß nicht; jetzt aber, verſtehn Sie mich, jetzt rede ich ja zu Ihnen als bloßer Schauſpieler zu den Zuſchauern, nicht als Hanswurſt, ſondern als Menſch zu einem Publikum, das nicht in der Illuſion begriffen iſt, ſondern ſich außerhalb derſelben befindet; kühl iſt, vernünftig, bei ſich, vom Wahnſinn der Kunſt unberührt. Capiren Sie mich? Können Sie mir folgen? Diſtinguiren Sie?

Schloſſer.

Adieu! Nun gehts fort mit mir, ich ſchnappe über. Richtig, wie ich immer vorher geſagt habe.

Müller.

Wir verſtehn Sie gar nicht.

Schloſſer.

Sagen Sie doch nicht zu einem Hanswurſte Sie.

Müller.

Er ſagt ja aber, daß er jetzt nur einen Menſchen vorſtellt.

Hanswurſt.

Geruhen Sie doch zu vernehmen (und das iſt die Urſach, weshalb ich komme), daß die vorige Scene, die Sie eben ſahen, gar nicht zum Stücke gehört.

Fiſcher.

Nicht zum Stücke? Wie kömmt ſie denn aber hinein?

Hanswurſt.

Der Vorhang war zu früh aufgezogen. Es war eine Privatunterredung, die gar nicht auf dem Theater vorgefallen wäre, wenn man zwiſchen den Couliſſen nur etwas mehr Raum hätte. Sind Sie alſo illudirt geweſen, ſo iſt es warlich um ſo ſchlimmer, und es hilft nichts, Sie müſſen dann ſo gütig ſein und die Mühe daran ſetzen, dieſe Täuſchung aus ſich wieder auszurotten; denn von jetzt an, verſtehn Sie mich, von dem Augenblicke, daß ich werde abgegangen ſein, nimmt der dritte Akt erſt ſeinen Anfang. Unter uns: alles Vor-

hergehende gehört nicht zur Sache; es ist eine Zugabe, die wir uns jetzt wieder von Ihnen zurück erbitten. Aber Sie sollen entschädigt werden; es wird im Gegentheil bald manches kommen, das ziemlich zur Sache gehört, denn ich habe den Dichter selbst gesprochen und er hats mir zugeschworen.

Fischer.

Ja, Euer Dichter ist der rechte Kerl.

Hanswurst.

Nicht wahr, er ist nichts werth?

Müller.

Gar nichts, Hanswurst; es ist mir lieb, daß Sie die Einsicht haben.

Hanswurst.

Nun, das freut mich von Herzen, daß noch jemand anders meinen Geschmack hat.

Das Parterr.

O wir alle, wir alle, keiner denkt anders.

Hanswurst.

Gehorsamer Diener, gar zu viele Ehre. — Ja, es ist, weiß Gott, ein elender Dichter, — nur, um ein schlechtes Beispiel zu geben: welche armselige Rolle hat er mir zugetheilt? Wo bin ich denn witzig und spaßhaft? Ich komme in so wenigen Scenen vor, und ich glaube, wenn ich nicht noch jetzt durch einen glücklichen Zufall heraus getreten wäre, ich erschiene gar nicht wieder.

Dichter hervorstürzend.

Unverschämter Mensch —

Hanswurſt.

Sehn Sie! Sogar auf die kleine Rolle, die ich jetzt ſpiele, iſt er neidiſch.

Dichter

auf der andern Seite des Theaters, mit einer Verbeugung.

Verehrungswürdige! ich hätte es nie wagen dürfen, dieſem Manne eine größere Rolle zu geben, da ich Ihren Geſchmack kenne —

Hanswurſt auf der andern Seite.

Ihren Geſchmack! — Nun ſehn Sie den Neid. — Und ſo eben haben Sie erklärt, daß mein Geſchmack und der Ihrige in Einer Form gegoſſen ſeien.

Dichter.

Ich wollte Sie durch gegenwärtiges Stück nur vorerſt zu noch ausſchweifenderen Geburten der Phantaſie vorbereiten.

Alle im Parterr.

Wie? — Was?

Dichter.

Denn ſtufenweiſe nur kann die Ausbildung geſchehn, die den Geiſt das Phantaſtiſche und Humoriſtiſche lieben lehrt.

Hanswurſt.

Humoriſtiſche! Was er die Backen voll nimmt, und es iſt doch lauter Wind. Aber Geduld, er hat gut Rollen-Schreiben, wir machen im Spielen doch ganz andre daraus.

Dichter.

Ich empfehle mich indeß, um den Gang des Stückes nicht länger zu unterbrechen, und bitte der vorigen Störung wegen noch einmal um Verzeihung.

Geht ab.

Hanswurst.

Adieu, meine Theuren, bis auf Wiedersehn. — Er geht ab, und kömmt schnell wieder. Apropos! noch eins! — Auch was jetzt unter uns vorgefallen ist, gehört, genau genommen, nicht zum Stück. Ab.

Das Parterr lacht.

Hanswurst kömmt schnell zurück.

Lassen Sie uns heut das miserable Stück zu Ende spielen; thun Sie, als merken Sie gar nicht, wie schlecht es ist, und so wie ich nach Hause komme, setze ich mich hin und schreibe eins für Sie nieder, das Ihnen gewiß gefallen soll. Ab. Viele klatschen.

Erste Scene.

Gottlieb und Hinze treten auf.

Gottlieb.

Lieber Hinze, es ist wahr, Du thust sehr viel für mich, aber ich kann immer noch nicht einsehn, was es mir helfen soll.

Hinze.

Auf mein Wort, ich will Dich glücklich machen, und ich scheue keine Mühe und Arbeit, keine Schmerzen, keine Aufopferungen, um diesen Endzweck durchzusetzen.

Gottlieb.

Bald, sehr bald muß es geschehn, sonst ist es zu spät, — es ist schon halb acht, und um acht ist die Comödie aus.

Hinze.

Was Teufel ist denn das?

Gottlieb.

Ach, ich war in Gedanken! sonst, wollte ich sagen, verschmachten wir beide. Aber sieh, wie schön die Sonne aufgegangen ist. — Der verdammte Soufleur spricht so undeutlich, und wenn man denn manchmal extemporiren will, gehts immer schief.

Hinze leise.

Nehmen Sie sich doch zusammen, das ganze Stück bricht sonst in tausend Stücke.

Schlosser.

Was sprach der von Comödie und halb acht?

Fischer.

Ich weiß nicht; mir däucht, wir sollten Acht geben, es würde bald aus sein.

Schlosser.

Ja wohl, Acht! gottlob, um Acht werden wir erlöst; wenn wir Acht geben, so wird es um Acht für

uns ein Losgeben; bis Neun, nein, könnt es keiner aushalten; um Zehn würd ich mit Zähnen um mich beißen.

Müller.

Bester, Sie phantasiren schon in der Manier des Stücks.

Schlosser.

Ja, ich bin auf lange ruinirt.

Gottlieb.

Also heut noch soll sich mein Glück entscheiden?

Hinze.

Ja, lieber Gottlieb, noch ehe die Sonne untergeht. — Sieh, ich liebe Dich so sehr, daß ich für Dich durchs Feuer laufen möchte, — und Du zweifelst an meiner Freundschaft?

Wiesener.

Haben Sies wohl gehört? — Er wird durchs Feuer laufen. — Schön! da bekommen wir noch die Dekoration aus der Zauberflöte, mit dem Wasser und Feuer.

Nachbar.

Katzen gehn aber nicht ins Wasser.

Wiesener.

Desto größer ist ja des Katers Liebe für seinen Herrn; merken Sie, das will uns ja der Dichter eben dadurch zu verstehn geben.

Hinze.

Was hast Du denn wohl Lust zu werden in der Welt?

Gottlieb.

Das iſt ſchwer zu ſagen.

Hinze.

Möchteſt Du wohl Prinz oder König werden?

Gottlieb.

Das noch am erſten.

Hinze.

Fühlſt Du auch die Kraft in Dir, ein Volk glücklich zu machen?

Gottlieb.

Warum nicht? Wenn ich nur erſt glücklich bin.

Hinze.

Nun ſo ſei zufrieden; ich ſchwöre Dir, Du ſollſt den Thron beſteigen. Geht ab.

Gottlieb.

Wunderlich müßt es zugehn. — Doch kömmt ja in der Welt ſo manches unerwartet. Geht ab.

Böttcher.

Bemerken Sie doch die unendliche Feinheit, wie der Kater ſeinen Stock hält, ſo zart, ſo leutſelig.

Fiſcher.

Sie ſind uns mit Ihren Feinheiten ſchon längſt zur Laſt, Sie ſind noch langweiliger als das Stück.

Müller.

Ja es iſt recht verdrüßlich, immer dieſe Entwickelungen und Lobpreiſungen anhören zu müſſen.

Böttiher.

Aber der Kunſt-Enthuſiasmus ſucht ſich doch auszuſprechen.

Schloſſer.

O es ſoll nun gleich zu Ende ſein! Faſſen Sie an, beſter Herr Leutner; Herr Müller, halten Sie ihm den Kopf, ich habe hier eine Maſchine, die ihm den Mund ſchließen und das Sprechen unterſagen wird.

Böttiher.

Sie werden doch nimmermehr —

Schloſſer.

So, nun ſteckt ihm der Knebel ſchon im Munde; Herr Fiſcher, laſſen Sie die Feder zuſchnappen, ſo iſt die Sache gemacht. Sie knebeln ihn.

Böttiher.

Das iſt doch himmelſchreiend, daß ein Kunſtke — —

Schloſſer.

Kunſtkenner will er ſagen. So, jetzt wird doch von der Seite Ruhe ſein. Nun ſehn Sie hübſch ſtill und bedächtlich zu.

Zweite Scene.

Freies Feld.

Hinze mit Tornister und Sack.

Ich bin der Jagd ganz gewohnt worden, alle Tage fang ich Rebhüner, Kaninchen und dergleichen, und die lieben Thierchen kommen auch immer mehr in die Uebung, sich fangen zu lassen. — Er spreitet seinen Sack aus. Die Zeit mit den Nachtigallen ist nun vorbei, ich höre keine einzige.

Die beiden Liebenden treten auf.

Er.

Geh, Du bist mir zur Last.

Sie.

Du bist mir zuwider.

Er.

Eine schöne Liebe!

Sie.

Jämmerlicher Heuchler, wie hast Du mich betrogen!

Er.

Wo ist denn Deine unendliche Zärtlichkeit geblieben?

Sie.

Und Deine Treue?

Er.

Deine Wonnetrunkenheit?

Sie.

Deine Entzückungen?

Beide.

Der Teufel hats geholt! das kommt vom Heirathen!

Hinze.

So ist die Jagd noch nie gestört worden. — Wenn Sie doch geruhen wollten, zu bemerken, daß dieses freie Feld für Ihre Schmerzen offenbar zu enge ist, und irgend einen Berg besteigen.

Er.

Schlingel! Giebt Hinzen eine Ohrfeige.

Sie.

Flegel! Giebt ihm von der andern Seite eine.

Hinze knurrt.

Sie.

Ich dächte, wir ließen uns scheiden.

Er.

Ich stehe zu Befehl. Die Liebenden gehen ab.

Hinze.

Niedliches Volk, die sogenannten Menschen. — Sieh da, zwei Rebhüner, ich will sie schnell hintragen. — Nun, Glück, tummle dich, denn fast wird mir die Zeit auch zu lang. — Jetzt hab ich gar keine Lust mehr, die Rebhüner zu fressen. So gewiß ist es, daß wir durch bloße Gewohnheit unserer Natur alle möglichen Tugenden einimpfen können. Geht ab.

Böttcher unterm Knebel.

Himm — himm — li — sch!

Schlosser.

Strengen Sie sich nicht so an, es ist doch vergeblich.

Dritte Scene.

Saal im Pallast.

Der König auf seinem Thron mit der Prinzessin, Leander auf einem Katheder, ihm gegenüber Hanswurst auf einem andern Katheder; in der Mitte des Saals steckt auf einer hohen Stange ein Hut, der mit Gold besetzt und mit bunten Federn geschmückt ist; der ganze Hof ist versammelt.

König.

Noch nie hat sich ein Mensch um das Vaterland so verdient gemacht, als dieser liebenswürdige Graf von Carabas. Einen dicken Folianten hat unser Historiograph schon voll geschrieben, so oft hat er mir durch seinen Jäger niedliche und wohlschmeckende Präsente übermacht, manchmal sogar an einem Tage zweimal. Meine Erkenntlichkeit gegen ihn ist ohne Gränzen, und ich wünsche nichts so sehnlich, als irgend einmal eine Gelegenheit zu finden, etwas von meiner großen Schuld gegen ihn abzutragen.

Prinzessin.

Liebster Herr Vater, wollten Dieselben nicht gnädigst erlauben, daß jetzt die gelehrte Disputation ihren Anfang nehmen könnte? Mein Herz schmachtet nach dieser Geistesbeschäftigung.

König.

Ja, es mag jetzt seinen Anfang nehmen. — Hofgelehrter, — Hofnarr, — Ihr wißt beide, daß demjenigen von Euch, der in dieser Disputation den Sieg davon trägt, jener kostbare Hut beschieden ist; ich habe ihn auch deswegen hier aufrichten lassen, damit Ihr ihn immer vor Augen habt und es Euch nie an Witz gebricht.

Leander und Hanswurst verneigen sich.

Leander.

Das Thema meiner Behauptung ist, daß ein neuerlich erschienenes Stück: der gestiefelte Kater, ein gutes Stück sei.

Hanswurst.

Das ist gerade das, was ich läugne.

Leander.

Beweise, daß es schlecht sei.

Hanswurst.

Beweise, daß es gut sei.

Leutner.

Was ist denn das wieder? — die Rede ist ja wohl von demselben Stücke, das hier gespielt wird, wenn ich nicht irre.

Müller.

Freilich von demſelben.

Leander.

Das Stück iſt, wenn nicht ganz vortreflich, doch in einigen Rückſichten zu loben.

Hanswurſt.

In gar keiner Rückſicht.

Leander.

Ich behaupte, es iſt Witz darin.

Hanswurſt.

Ich behaupte, es iſt keiner drin.

Leander.

Du biſt ein Narr; wie willſt Du über Witz urtheilen?

Hanswurſt.

Und Du biſt ein Gelehrter, was willſt Du von Witz verſtehn?

Leander.

Manche Charaktere ſind gut durchgeführt.

Hanswurſt.

Kein einziger.

Leander.

So iſt, wenn ich auch alles übrige fallen laſſe, das Publikum gut darin gezeichnet.

Hanswurſt.

Ein Publikum hat nie einen Charakter.

Leander.

Ueber dieſe Frechheit möcht ich faſt erſtaunen.

Hanswurst gegen das Parterr.

Ist es nicht ein närrischer Mensch? Ich und das verehrungswürdige Publikum stehn nun beide gleichsam auf Du und Du, und sympathisiren in Ansehung des Geschmacks, und doch will er gegen meine Meinung behaupten, das Publikum im gestiefelten Kater sei gut gezeichnet.

Fischer.

Das Publikum? Es kommt ja gar kein Publikum in dem Stücke vor.

Hanswurst.

Noch besser! Also kömmt gar kein Publikum darin vor?

Müller.

Je bewahre! Wir müßten ja doch auch darum wissen.

Hanswurst.

Natürlich. Nun, siehst Du, Gelehrter? Was die Herren da unten sagen, muß doch wohl wahr sein.

Leander.

Ich werde konfus, — aber ich lasse Dir noch nicht den Sieg.

Hinze tritt auf.

Hanswurst.

Herr Jäger, ein Wort! —

Hinze nähert sich, Hanswurst spricht heimlich mit ihm.

Hinze.

Wenn es weiter nichts ist. — Er zieht die Stiefeln aus.

und klettert die Stange hinauf, nimmt den Hut, ſpringt herunter und zieht die Stiefeln wieder an.

Hanswurſt, den Hut ſchwenkend.

Sieg! Sieg!

König.

Der Tauſend! Wie iſt der Jäger geſchickt!

Leander.

Es betrübt mich nur, daß ich von einem Narren überwunden bin, daß Gelehrſamkeit vor Thorheit die Seegel ſtreichen muß.

König.

Sei ruhig; Du wollteſt den Hut haben, er wollte den Hut haben, da ſeh ich nun wieder keinen Unterſchied. — Aber was bringſt Du, Jäger?

Hinze.

Der Graf von Carabas läßt ſich Eurer Majeſtät demüthigſt empfehlen, und nimmt ſich die Freiheit, Ihnen dieſe beiden Rebhüner zu überſchicken.

König.

Zu viel! zu viel! Ich erliege unter der Laſt der Dankbarkeit. Schon lange hätte ich meine Pflicht beobachten ſollen, ihn zu beſuchen, heute will ich es nun nicht länger aufſchieben. — Laßt geſchwind meine Staatskaroſſe in Ordnung bringen, acht Pferde vor, ich will mit meiner Tochter ausfahren! — Du, Jäger, ſollſt uns den Weg nach dem Schloſſe des Grafen zeigen.

Geht mit ſeinem Gefolge ab.

Hinze, Hanswurſt.

Hinze.

Worüber war denn Eure Diſputation?

Hanswurſt.

Ich behauptete, ein gewiſſes Stück, das ich übrigens gar nicht kenne: der geſtiefelte Kater, ſei ein erbärmliches Stück.

Hinze.

So?

Hanswurſt.

Adieu, Herr Jäger, viel Dank.

Setzt den Hut auf und geht.

Hinze allein.

Ich bin ganz melankoliſch. — Ich habe ſelbſt dem Narren zu einem Siege verholfen, ein Stück herabzuſetzen, in welchem ich die Hauptrolle ſpiele! — Schickſal! Schickſal! In welche Verwirrungen führſt Du ſo oft den Sterblichen! Doch mag es hingehn, wenn ich es nur dahin bringe, meinen geliebten Gottlieb auf den Thron zu ſetzen, ſo will ich herzlich gern alles Ungemach vergeſſen; will vergeſſen, daß ich mir und meiner Exiſtenz zu nahe trete, indem ich die beſſere Kritik entwaffnete und der Narrheit Waffen gegen mich ſelbſt in die Hände gegeben; will vergeſſen, daß man mir den Bart ausgerauft und faſt den Leib aufgeſchnitten hätte; ja ich will nur im Freunde leben und der Nachwelt das höchſte Muſter uneigennütziger Freundſchaft zur Bewunderung zurück laſſen. — Der König will

den Grafen beſuchen? das iſt noch ein ſchlimmer Umſtand, den ich ins Reine bringen muß. — In ſeinem Schloſſe, das bis jetzt noch nirgend in der Welt liegt? — Nun iſt der große wichtige Tag erſchienen, an dem ich Euch, ihr Stiefeln, ganz vorzüglich brauche! Verlaßt mich heut nicht, zerreißt nur heut nicht, zeigt nun, von welchem Leder ihr ſeid, von welchen Sohlen! Auf denn! Füß' und Stiefeln an das große Werk, denn noch heut muß ſich alles entſcheiden! Geht ab.

Schloſſer.

Was würgen Sie denn ſo?

Böttcher.

G — Gr — Großß!!

Fiſcher.

Sagt mir nur, wie das iſt, — das Stück ſelbſt, — das kömmt wieder als Stück im Stücke vor?

Schloſſer.

Ich habe jetzt keinen mehr, an dem ich meinen Zorn, in welchen mich das Stück verſetzt hat, auslaſſen könnte; da ſteht Er, ein ſtummes Denkmal meiner eignen Verzweiflung.

Vierte Scene.

Vor dem Wirthshause.

Der Wirth,

der mit einer Sense Korn mäht.

Das ist eine schwere Arbeit! — Je nun, die Leute können auch nicht alle Tage desertiren; an den guten Kindern liegts gewiß nicht, sie haben den besten Willen, es geht aber halt nicht immer an. Das Leben besteht doch aus lauter Arbeit: bald Bier zapfen, bald Gläser rein machen, bald einschenken, nun gar mähen. Leben heißt arbeiten. Es kam mal ein Gelehrter hier durch, der sagte, um recht zu leben, müsse sich der Mensch den Schlaf abgewöhnen, weil er im Schlaf seine Bestimmung verfehle und nicht arbeite; der Kerl muß gewiß noch niemals müde gewesen sein, und noch keinen guten Schlaf gethan haben, denn ich kenne doch nichts herrlichers und ausbündigers als den Schlaf. Ich wollte, es wäre erst so weit, daß ich mich niederlegen könnte.

Hinze tritt auf.

Hinze.

Wer etwas Wunderbares hören will, der höre mir jetzt zu. Wie ich gelaufen bin! Erstlich von dem königlichen Pallast zu Gottlieb; zweitens mit Gottlieb nach dem Pallast des Popanzes, wo ich ihn draußen im Walde gelassen habe; drittens von da wieder zum

Könige; viertens lauf ich nun vor dem Wagen des Königes wie ein Laufer her und zeige ihm den Weg. O Beine, o Füße, o Stiefeln, wie viel müßt ihr heut verrichten! — He! guter Freund!

Wirth.

Wer iſt da? — Landsmann, Ihr müßt wohl fremde ſein, denn die hieſigen Leute wiſſen's ſchon, daß ich um die Zeit kein Bier verkaufe, ich brauch's für mich ſelber; wer ſolche Arbeit thut, wie ich, der muß ſich auch ſtärken; es thut mir leid, aber ich kann Euch nicht helfen.

Hinze.

Ich will kein Bier, ich trinke gar kein Bier, ich will Euch nur ein Paar Worte ſagen.

Wirth.

Ihr müßt wohl ein rechter Tagedieb ſein, daß Ihr die fleißigen Leute in ihrem Beruf zu ſtören ſucht.

Hinze.

Ich will Euch nicht ſtören. Hört nur: der benachbarte König wird hier vorbeifahren, er ſteigt vielleicht aus und erkundigt ſich, wem dieſe Dörfer hier gehören; wenn Euch Euer Leben lieb iſt, wenn Ihr nicht gehängt, oder verbrannt ſein wollt, ſo antwortet ja: dem Grafen von Carabas.

Wirth.

Aber Herr, wir ſind ja dem Geſetz unterthan.

Hinze.

Das weiß ich wohl, aber, wie geſagt, wenn Ihr

nicht umkommen wollt, ſo gehört dieſe Gegend hier dem Grafen von Carabas. Geht ab.

Wirth.

Schön Dank! — das wäre nun die ſchönſte Gelegenheit, von aller Arbeit loszukommen, ich dürfte nur dem Könige ſagen, das Land gehöre dem Popanz. Aber nein. Müßiggang iſt aller Laſter Anfang. Ora et labora iſt mein Wahlſpruch.

Eine ſchöne Kutſche mit acht Pferden, viele Bedienten hinten; der Wagen hält, der König und die Prinzeſſin ſteigen aus.

Prinzeſſin.

Ich fühle eine gewiſſe Neugier, den Grafen zu ſehn.

König.

Ich auch, meine Tochter. — Guten Tag, mein Freund! wem gehören dieſe Dörfer hier?

Wirth für ſich.

Er frägt, als wenn er mich gleich wollte hängen laſſen. — Dem Grafen von Carabas, Ihro Majeſtät.

König.

Ein ſchönes Land. — Ich habe immer gedacht, daß das Land ganz anders ausſehn müßte, wenn ich über die Gränze käme, ſo wie es auf der Landkarte iſt. — Helft mir doch einmal.

Er klettert ſchnell einen Baum hinauf.

Prinzeſſin.

Was machen Sie, mein königlicher Vater?

König.

Ich liebe in der schönen Natur die freien Aussichten.

Prinzessin.

Sieht man weit?

König.

O ja, und wenn mir die fatalen Berge hier nicht vor der Nase ständen, so würde ich noch weiter sehn. — O weh! der Baum ist voller Raupen.

Er steigt wieder hinunter.

Prinzessin.

Das macht, es ist eine Natur, die noch nicht idealisirt ist; die Phantasie muß sie erst veredeln.

König.

Ich wollte, Du könntest mir mit der Phantasie die Raupen abnehmen. — Aber steig' ein, wir wollen weiter fahren.

Prinzessin.

Lebe wohl, guter unschuldiger Landmann.

Sie steigen ein, der Wagen fährt weiter.

Wirth.

Wie die Welt sich umgekehrt hat! — Wenn man so in alten Büchern liest, oder alte Leute erzählen hört, so kriegte man immer Goldstücke, oder herrliche Kostbarkeiten, wenn man mit einem Könige oder Prinzen sprach. Aber jetzt! — Wie soll man noch sein Glück unverhoffter Weise machen, wenn es sogar mit den Königen nichts mehr ist? Wenn ich ein König wäre,

ich unterſtände mir nicht, den Mund aufzuthun, wenn ich den Leuten nicht erſt Geld in die Hand geſteckt hätte. — Unſchuldiger Landmann! Wollte Gott, ich wäre nichts ſchuldig. — Aber das machen die neuen empfindſamen Schilderungen vom Landleben. So ein König iſt kapabel und beneidet unſer einen noch. — Ich muß nur Gott danken, daß er mich nicht gehängt hat. Der fremde Jäger war am Ende unſer Popanz ſelber. — Wenigſtens kömmt es nun doch in die Zeitung, daß der König gnädig mit mir geſprochen hat. Geht ab.

Fünfte Scene.

Eine andre Gegend.

Kunz, der Korn mäht.

Kunz.

Saure Arbeit! Und wenn ichs noch für mich thäte, aber der Hofedienſt! Da muß man für den Popanz ſchwitzen, und er dankt es einem nicht einmal. — Es heißt wohl immer in der Welt, die Geſetze ſind nothwendig, um die Leute in Ordnung zu halten, aber warum da unſer Geſetz nothwendig iſt, der uns alle auffrißt, kann ich nicht einſehn.

Hinze kömmt gelaufen.

Hinze.

Nun hab' ich ſchon Blaſen unter den Füßen! —

Nun, es thut nichts; Gottlieb, Gottlieb muß dafür auf den Thron! — He! guter Freund!

Kunz.

Was iſt denn das für ein Kerl?

Hinze.

Hier wird ſogleich der König vorbeifahren; wenn er Euch frägt, wem dies alles gehört, ſo müßt Ihr antworten, dem Grafen von Carabas, ſonſt werdet Ihr in tauſend Millionen Stückchen gehackt. Zum Beſten des Publikums will es ſo das Geſetz.

Fiſcher.

Wie? zum Beſten des Publikums?

Schloſſer.

Natürlich, weil ſonſt das Stück gar kein Ende hätte.

Hinze.

Euer Leben wird Euch lieb ſein! Geht ab.

Kunz.

Das iſt ſo, wie die Edikte immer klingen. Nun, mir kann's recht ſein, wenn nur keine neue Auflagen daraus entſtehen, daß ich das ſagen ſoll. Man darf keiner Neuerung trauen.

Die Kutſche fährt vor und hält, König und Prinzeſſin ſteigen aus.

König.

Auch eine hübſche Gegend. Wir haben doch ſchon eine Menge recht hübſcher Gegenden geſehn. — Wem gehört das Land hier?

Kunz.

Dem Grafen von Carabas.

König.

Er hat herrliche Länder, das muß wahr sein, — und so nahe an dem meinigen. Tochter, das wäre so eine Parthie für Dich. Was meinst Du?

Prinzessin.

Sie beschämen mich, Herr Vater. — Aber was man doch auf Reisen Neues sieht. Sagt mir doch einmal, guter Bauer, warum haut Ihr denn das Stroh so um?

Kunz lachend.

Das ist ja die Ernte, Mamsell Königin, das Getraide.

König.

Das Getraide? — Wozu braucht Ihr denn das?

Kunz lachend.

Daraus wird ja das Brod gebacken.

König.

Bitt' ich Dich ums Himmelswillen, Tochter! — daraus wird Brod gebacken! — Wer sollte wohl auf solche Streiche kommen? — Die Natur ist doch etwas Wunderbares. — Hier, guter Freund, habt Ihr ein klein Trinkgeld, es ist heute warm. —

Er steigt mit der Prinzessin wieder ein, der Wagen fährt fort.

Kunz.

Kennt kein Getraide! Alle Tage erfährt man doch mehr Neues. — Wenn er mir nicht ein blankes Goldstück gegeben hätte, und wenn er kein König wäre, so sollte man denken, er wäre ein ganz einfältiger Mensch.

— Ich will mir nur gleich eine Kanne gutes Bier holen. Kennt kein Getraide! Geht ab.

Sechste Scene.

Eine andere Gegend an einem Fluſſe.

Gottlieb.

Da ſteh' ich nun hier ſchon ſeit zwei Stunden und warte auf meinen Freund Hinze. — Er kömmt immer noch nicht. — Da iſt er! Aber wie er läuft! Er ſcheint ganz außer Athem.

Hinze kömmt gelaufen.

Hinze.

Nun, Freund Gottlieb, zieh Dir geſchwind die Kleider aus.

Gottlieb.

Die Kleider?

Hinze.

Und dann ſpringe hier ins Waſſer. —

Gottlieb.

Ins Waſſer?

Hinze.

Und dann werf' ich die Kleider in den Buſch. —

Gottlieb.

In den Buſch?

Hinze.

Und dann bist Du versorgt!

Gottlieb.

Das glaub' ich selber; wenn ich ersoffen bin, und die Kleider weg sind, bin ich versorgt genug.

Hinze.

Es ist nicht Zeit zum spaßen. —

Gottlieb.

Ich spaße gar nicht. Hab' ich darum hier warten müssen?

Hinze.

Zieh Dich aus!

Gottlieb.

Nun, ich will Dir alles zu Gefallen thun.

Hinze.

Komm, Du sollst Dich nur ein wenig baden. Er geht mit ihm ab, und kömmt mit den Kleidern zurück, die er in den Busch hinein wirft. — Hülfe! Hülfe! Hülfe!

Die Kutsche fährt vor, der König sieht aus dem Schlage.

König.

Was giebt's denn, Jäger? Warum schreist Du so?

Hinze.

Hülfe, Ihre Majestät, der Graf von Carabas ist ertrunken.

König.

Ertrunken!

Prinzessin im Wagen.

Carabas!

König.

Meine Tochter in Ohnmacht! — Der Graf ertrunken!

Hinze.

Er ist vielleicht noch zu retten, er liegt dort im Wasser.

König.

Bediente! wendet alles, alles an, den edlen Mann zu erhalten.

Ein Bedienter.

Wir haben ihn gerettet, Ihro Majestät.

Hinze.

Unglück über Unglück, mein König. — Der Graf hatte sich hier in dem klaren Flusse gebadet, und ein Spitzbube hat ihm die Kleider gestohlen.

König.

Schnall gleich meinen Koffer ab! Gebt ihm von meinen Kleidern! — Ermuntre Dich, Tochter, der Graf ist gerettet.

Hinze.

Ich muß eilen. Geht ab.

Gottlieb in den Kleidern des Königs.

Gottlieb.

Ihro Majestät —

König.

Das ist der Graf! Ich kenne ihn an meinen Kleidern! — Steigen Sie ein, mein Bester, — was machen Sie? — Wo kriegen Sie all die Kaninchen her?

— Ich weiß mich vor Freude nicht zu laſſen! — Zugefahren, Kutſcher! —

Der Wagen fährt ſchnell ab.

Ein Bedienter.

Da mag der Henker ſo ſchnell hinauf kommen, — nun hab' ich das Vergnügen zu Fuße nachzulaufen, und naß bin ich überdieß noch wie eine Katze.

Geht ab.

Leutner.

Wie oft wird denn der Wagen noch vorkommen! — Dieſe Situation wiederholt ſich auch gar zu oft.

Wieſener.

Herr Nachbar! — Sie ſchlafen ja.

Nachbar.

Nicht doch, — ein ſchönes Stück!

Siebente Scene.

Pallaſt des Popanzes.

Der Popanz ſteht als Rhinozeros da, ein armer Bauer vor ihm.

Bauer.

Geruhn Ihr Gnaden Popanz —

Popanz.

Gerechtigkeit muß ſein, mein Freund.

Bauer.

Ich kann jetzt noch nicht zahlen —

Popanz.

Aber Er hat doch den Prozeß verloren, das Gesetz fordert Geld und seine Strafe; sein Gut muß also verkauft werden, es ist nicht anders und das von Rechtswegen!

Bauer geht ab.

Popanz,

der sich wieder in einen ordentlichen Popanz verwandelt.

Die Leute würden allen Respekt verlieren, wenn man sie nicht so zur Furcht zwänge.

Ein Amtmann tritt mit vielen Bücklingen herein.

Amtmann.

Geruhen Sie, — gnädiger Herr — ich —

Popanz.

Was ist Ihm, mein Freund?

Amtmann.

Mit Ihrer gütigsten Erlaubniß, ich zittre und bebe vor Dero furchtbaren Anblick.

Popanz.

O, das ist noch lange nicht meine entsetzlichste Gestalt.

Amtmann.

Ich kam eigentlich, — in Sachen, — um Sie zu bitten, sich meiner gegen meinen Nachbar anzunehmen, — ich hatte auch diesen Beutel mitgebracht, — aber der Anblick des Herrn Gesetzes ist mir zu schrecklich.

Popanz

verwandelt sich plötzlich in eine Maus, und sitzt in einer Ecke.

Amtmann.

Wo ist denn der Popanz geblieben?

Popanz

mit einer feinen Stimme.

Legen Sie nur das Geld auf den Tisch dort hin; ich sitze hier, um Sie nicht zu erschrecken.

Amtmann.

Hier. — Legt das Geld hin. O das ist eine herrliche Sache mit der Gerechtigkeit. — Wie kann man sich vor einer solchen Maus fürchten? Geht ab.

Popanz

nimmt seine natürliche Gestalt an.

Ein ziemlicher Beutel, — man muß auch mit den menschlichen Schwachheiten Mitleid haben.

Hinze tritt herein.

Hinze.

Mit Ihrer Erlaubniß, — Für sich. Hinze, Du mußt Dir ein Herz fassen, — Ihro Excellenz —

Popanz.

Was wollt Ihr?

Hinze.

Ich bin ein durchreisender Gelehrter, und wollte mir nur die Freiheit nehmen, Ihro Excellenz kennen zu lernen.

Popanz.

Gut, so lern' Er mich kennen.

Hinze.

Sie sind ein mächtiger Fürst, Ihre Gerechtigkeitsliebe ist in der ganzen Welt bekannt.

Popanz.

Ja, das glaub' ich wohl. — Setz' Er sich doch.

Hinze.

Man erzählt viel Wunderbares von Ihro Hoheit —

Popanz.

Die Leute wollen immer was zu reden haben, und da müssen denn die regierenden Häupter zuerst dran.

Hinze.

Aber eins kann ich doch nicht glauben, daß dieselben sich nämlich in Elephanten und Tieger verwandeln können.

Popanz.

Ich will Ihm gleich ein Exempel davon geben.

Er verwandelt sich in einen Löwen.

Hinze

zieht zitternd eine Brieftasche heraus.

Erlauben Sie mir, daß ich mir diese Merkwürdigkeit notire. — Aber nun geruhen Sie auch, Ihre natürliche anmuthige Gestalt wieder anzunehmen, weil ich sonst vor Angst vergehe.

Popanz in seiner Gestalt.

Gelt, Freund, das sind Kunststücke?

Hinze.

Erstaunliche. Aber, noch eins: man sagt auch, Sie

Könnten sich in ganz kleine Thiere verwandeln; das ist mir mit Ihrer Erlaubniß noch weit unbegreiflicher; denn, sagen Sie mir nur, wo bleibt dann Dero ansehnlicher Körper?

Popanz.

Auch das will ich machen. Er verwandelt sich in eine Maus: Hinze springt hinter ihm her auf allen Vieren; Popanz erschreckt, entflieht in ein andres Zimmer, Hinze ihm nach.

Hinze zurückkommend.

Freiheit und Gleichheit! — Das Gesetz ist aufgefressen! Nun wird ja wohl der Tiers état Gottlieb zur Regierung kommen.

Allgemeines Pochen und Zischen im Parterr.

Schlosser.

Halt! Ein Revolutionsstück! Ich wittre Allegorie und Mystik in jedem Wort! Halt! halt! Zurück möcht' ich nun alles denken und empfinden, um all die großen Winke, die tiefen Andeutungen zu fassen, die religiöse Tiefe zu ergründen! Halt! Nur nicht gepocht! Es sollte lieber von vorn gespielt werden! Nur nicht weltlich getrommelt!

Das Pochen dauert fort; Wiesener und manche andre klatschen, Hinze ist sehr verlegen.

Böttcher.

Ich — muß —

Fischer.

Halten Sie sich nur ruhig.

Böttcher.

Muß — muß —

Müller.

Was er drückt! Wie er sich aufbläst!

Fischer.

Ich fürchte, er platzt in der Anstrengung.

Böttcher.

Muß — muß —

Fischer.

Ums Himmels Willen, Sie gehn zu Grunde.

Böttcher.

Lo — lo — sehr laut. loben!! —

Der Knebel fliegt ihm aus dem Munde, über das Orchester weg auf das Theater, und dem Hinze an den Kopf.

Hinze.

O weh! o weh! sie werfen mit Steinen nach mir! Ich bin tödtlich am Kopfe blessirt! Er entflieht.

Böttcher.

Muß loben, preisen, vergöttern und auseinander setzen das himmlische, das einzige Talent dieses unvergleichlichen Mannes, dem ähnlich nichts in unserm Vaterlande noch den übrigen Reichen anzutreffen ist. Und, o Jammer! er muß nun glauben, daß meine Anstrengung, ihn zu erheben, ihn hat beschädigen wollen, weil dieser verruchte Knebel ihm an sein ehrwürdiges, lorbeerumkränztes Haupt geflogen ist.

Fischer.

Es war wie ein Kanonenschuß.

Müller.

Lassen Sie ihn nur schwatzen und loben, und hal-

ten Sie den Herrn Schlosser, welcher auch wüthig geworden ist.

Schlosser.

O Tiefe, Tiefe der mystischen Anschauungen! O gewiß, gewiß wird der sogenannte Kater nun in der letzten Scene auf dem Berge im Aufgang der Sonne knien, daß ihm das Morgenroth durch seinen transparenten Körper scheint! O weh! o weh! und das entgeht uns nun. Horcht! das Pochen währt immer fort. Nein, Kerle, laßt mich los, — weg da!

Leutner.

Hier, Herr Fischer, habe ich zum Glück einen starken Bindfaden im Orchester gefunden; da, binden Sie ihm die Hände.

Müller.

Die Füße auch, er stößt wie ein Rasender um sich.

Böttcher.

Wie wohl, wie leicht ist mir, nun du Knebel fort, fort flogest, weit in die Welt hinein, und die Lobpreisungen, einem Strome ähnlich, der seinen Damm zerreißt, wieder ergiebig, wortüberflüssig, mit Anspielungen und Citaten spielend, Stellen aus alten Autoren wälzend, dahin fluten kann. O welchen Anstand hat dieser Mann! Wie drückte er die Ermüdung so sinnreich aus, daß er ein weniges mit den Knieen knickte und knackte, wenn er zum Stillstehn kam; nichts da vom Schweißabtrocknen, wie ein ordinärer Künstler gethan haben würde; nein, dazu hatte er keine Zeit, der

Erſte, Einzige, Uebermenſchliche, Rieſenhafte, Titanenmäßige!

Fiſcher.

Er fällt ordentlich in den Hymnus, nun das Sperrwerk fort iſt.

Müller.

Laſſen Sie ihn, mit dem Herrn Schloſſer ſteht es viel ſchlimmer.

Schloſſer.

Ach! nun würde die geheime Geſellſchaft kommen, die für das Wohl der Menſchheit thätig iſt; die Freiheit wird nun proklamirt, und ich bin hier gebunden.

Das Getümmel vermehrt ſich, ſo wie das Geſchrei im Parterr und auf der Gallerie.

Leutner.

Das iſt ja ein hölliſcher Spektakul, als wenn das ganze Haus einbrechen wollte.

Dichter hinter der Scene.

Ei was! laßt mich zufrieden, — wohin ſoll ich mich retten? — Er ſtürzt außer ſich auf das Theater. Was fang' ich an, ich Elendeſter? — das Stück iſt ſogleich zu Ende — alles wäre vielleicht gut gegangen — ich hatte nun gerade von dieſer moraliſchen Scene ſo vielen Beifall erwartet. — Wenn es nur nicht ſo weit von hier — nach dem Pallaſt des Königs wäre, — ſo holt' ich den Beſänftiger, — er hat mir ſchon am Schluß des zweiten Aktes — alle Fabeln vom Orpheus glaublich gemacht. — Doch, bin ich nicht Thor? — Ich bin ja

völlig konfuse; — auf dem Theater steh' ich, — und der Besänftiger muß irgendwo — zwischen den Coulissen stecken. — Ich will ihn suchen, — ich muß ihn finden, — er soll mich retten! — Er geht ab, kömmt schnell zurück. Dort ist er nicht. — Herr Besänftiger! — Ein hohles Echo spottet meiner. — Kommen Euer Wohlgeboren! — Nur ein weniges vermittelnde Kritik, — und das ganze Reich, — das jetzt empört ist, — kömmt zur Ruhe wieder. — Wir meinen es ja alle gut, — wir haben ja nur den Mittelpunkt verfehlt, — Publikum wie ich! — Herr Vermittler! Herr Besänftiger! — Etwas bessere Kritik, die Anarchie zu enden! — — O weh, er hat mich verlassen. — Ha!! — dort seh' ich ihn, — er muß hervor!

Die Pausen werden vom Parterr aus mit Pochen ausgefüllt, und der Dichter spricht diesen Monolog rezitativisch, so daß dadurch eine Art von Melodram entsteht.

Besänftiger, hinter der Scene.

Nein, ich gehe nicht vor.

Dichter.

Kommen Sie, sein Sie nur dreist, Sie werden gewiß Glück machen.

Besänftiger.

Der Lärm ist zu ungeheuer.

Dichter, stößt ihn mit Gewalt hervor.

Die Welt wartet auf Sie! Hinaus! Vermitteln Sie! Besänftigen Sie!

Besänftiger, tritt vor mit dem Glockenspiel.

Ich will mein Heil versuchen. — Er spielt auf den Glocken und singt:

In diesen heilgen Hallen
Kennt man die Rache nicht,
Und ist ein Mensch gefallen,
Führt Liebe ihn zur Pflicht;
Dann wandelt er an Freundes Hand
Vergnügt und froh ins beßre Land.

Wozu dies wilde Brüllen,
Die Excentricität?
Das alles muß sich stillen,
Wenn die Kritik entsteht;
Dann wissen wir woran wir sind,
Das Ideal fühlt jedes Kind.

Das Parterr fängt an zu klatschen, indem verwandelt sich das Theater; das Feuer und das Wasser aus der Zauberflöte fängt an zu spielen, oben sieht man den offnen Sonnentempel, der Himmel ist offen, und Jupiter sitzt darin, unten die Hölle mit Tartalern; Kobolde und Hexen auf dem Theater, viel Licht. Das Publikum klatscht unmäßig, alles ist in Aufruhr.

Wiesener.

Nun muß der Kater noch durch Feuer und Wasser gehn, und das Stück ist fertig.

Der König, die Prinzessin, Gottlieb, Hinze, mit verbundenem Kopfe, Bediente treten herein.

Hinze.

Dies ist der Pallast des Grafen von Carabas. — Wie Henker, hat sichs denn hier verändert?

König.

Ein schön Palais.

Hinze.

Weils denn doch einmal so weit ist, Gottlieb bei der Hand nehmend, so müssen Sie erst hier durch das Feuer, und dann durch das Wasser gehn.

Gottlieb

geht nach einer Flöte und Pauke durch Feuer und Wasser.

Hinze.

Sie haben die Prüfung überstanden; nun, mein Prinz, sind Sie ganz der Regierung würdig.

Gottlieb.

Das Regieren, Hinze, ist eine kuriose Sache. Mir ist heiß und kalt dabei geworden.

König.

Empfangen Sie nun die Hand meiner Tochter.

Prinzessin.

Wie glücklich bin ich!

Gottlieb.

Ich ebenfalls. — Mein König, ich wünschte nun auch meinen Diener zu belohnen.

König.

Allerdings; ich erhebe ihn hiermit in den Adelstand. Er hängt dem Kater einen Orden um. Wie heißt er eigentlich?

Gottlieb.

Hinze; seiner Geburt nach ist er nur aus einer geringen Familie, aber seine Verdienste erheben ihn.

Leander tritt ſchnell herein.

Leander.

Platz! Platz! Er drängt ſich durch. Ich bin mit Extrapoſt nachgereiſet, um meiner anbetungswürdigen Prinzeſſin und ihrem Herrn Gemal Glück zu wünſchen. Er tritt vor, verbeugt ſich gegen das Publikum.

Vollendet iſt die That, trotz thätgen Tatzen
Der Bosheit, glänzt ſie in der Welt Geſchichten
Jahrhunderten, die nach Verdienſten richten:
Wenn dann vergeſſen ſind hochpralnde Fratzen,

Die oft im ſtolzen Dünkel gleichſam platzen;
Dann tönt im Lied, in lieblichen Gedichten
Von ſchönen Lippen noch das Lob der ſchlichten,
Schmeich'lhaften, ſtillen, duldungsreichen Katzen.

Der große Hinz hat ſein Geſchlecht geadelt,
Er achtet nicht an Bein und Kopf der Wunden,
Nicht Popanz, Ungethüm, die ihn angrinzen.

Wenn Unbill nun das Katzgeſchlecht blöd tadelt,
Irrwähnend Vorzug geben möchte Hunden, —
Man widerlegt nicht, — nein! — nennt Ihr nur — Hinzen!

Lautes allgemeines Pochen, der Vorhang fällt.

Epilog.

Epilog.

Der König

tritt hinter dem Vorhang hervor.

Morgen werden wir die Ehre haben, die heutige Vorstellung zu wiederholen.

Fischer.

Welche Unverschämtheit! Alles pocht.

König

geräth in Konfusion, geht zurück und kömmt dann wieder.

Morgen: — Allzuscharf macht schartig.

Alle.

Ja wohl! ja wohl! — Applaudiren, der König geht ab.

Man schreit: Die letzte Dekoration! Die letzte Dekoration!

Hinter dem Vorhange.

Wahrhaftig! Da wird die Dekoration hervor gerufen! Der Vorhang geht auf, das Theater ist leer, man sieht nur die Dekoration.

Hanswurst tritt mit Verbeugungen hervor.

Hanswurst.

Verzeihen Sie, daß ich so frei bin, mich im Namen der Dekoration zu bedanken; es ist nicht mehr als Schuldigkeit, wenn die Dekoration nur halbweg höflich ist. Sie wird sich bemühen, auch künftig den Beifall eines erleuchteten Publikums zu verdienen; daher wird

sie es gewiß weder an Lampen noch an den nöthigen Verzierungen fehlen lassen, denn der Beifall einer solchen Versammlung wird sie so — so — so anfeuern, — o Sie sehn ja, sie ist vor Thränen so gerührt, daß sie nicht weiter sprechen kann. —

Er geht schnell ab und trocknet sich die Augen, einige im Parterr weinen, die Dekoration wird weggenommen, man sieht die kahlen Wände des Theaters, die Leute fangen an fortzugehn; der Soufleur steigt aus seinem Kasten; — der Dichter erscheint demüthig auf der Bühne.

Dichter.

Ich bin noch einmal so frei —

Fischer.

Sind Sie auch noch da?

Müller.

Sie sollten doch ja nach Hause gegangen sein.

Dichter.

Nur noch ein Paar Worte mit Ihrer gütigen Erlaubniß! Mein Stück ist durchgefallen —

Fischer.

Wem sagen Sie denn das?

Müller.

Wir habens bemerkt.

Dichter.

Die Schuld liegt vielleicht nicht ganz an mir —

Müller.

An wem denn sonst, daß wir hier einen würdigen jungen Mann gebunden halten müssen, der sonst wie ein Rasender um sich schlägt? Wer hat denn sonst wohl Schuld, als Sie, daß wir alle konfuse im Kopfe sind?

Schloſſer.

Erleuchteter Mann! nicht wahr, Ihr höhes Schauſpiel iſt eine myſtiſche Theorie und Offenbarung über die Natur der Liebe?

Dichter.

Daß ich nicht wüßte; ich wollte nur den Verſuch machen, Sie alle in die entfernten Empfindungen Ihrer Kinderjahre zurück zu verſetzen, daß ſie dadurch das dargeſtellte Mährchen empfunden hätten, ohne es doch für etwas Wichtigeres zu halten, als es ſein ſollte.

Leutner.

Das geht nicht ſo leicht, mein guter Mann.

Dichter.

Sie hätten dann freilich Ihre ganze Ausbildung auf zwei Stunden beiſeit legen müſſen, —

Fiſcher.

Wie iſt denn das möglich?

Dichter.

Ihre Kenntniſſe vergeſſen —

Müller.

Warum nicht gar!

Dichter.

Eben ſo, was ſie in Journalen gethan haben.

Müller.

Seht nur die Foderungen!

Dichter.

Kurz, Sie hätten wieder zu Kindern werden müſſen.

Fiſcher.

Aber wir danken Gott, daß wir es nicht mehr ſind.

Leutner.

Unſre Ausbildung hat uns Mühe und Angſtſchweiß genug gekoſtet.

Man trommelt von neuem.

Soufleur.

Verſuchen Sie ein Paar Verſe zu machen, Herr Dichter; vielleicht bekommen Sie dann mehr Reſpekt vor Ihnen.

Dichter.

Vielleicht fällt mir eine Xenie ein.

Soufleur.

Was iſt das?

Dichter.

Eine neuerfundene Dichtungsart, die ſich beſſer fühlen als beſchreiben läßt.

Gegen das Parterr.

Publikum, ſoll mich Dein Urtheil nur einigermaßen belehren,
Zeig erſt, daß Du mich nur einigermaßen verſtehſt.

Es wird aus dem Parterr mit verdorbenen Birnen und Aepfeln und zuſammengerolltem Papier nach ihm geworfen.

Dichter.

Die Herren da unten ſind mir in dieſer Dichtungsart zu ſtark.

Müller.

Kommen Sie, Herr Fiſcher und Herr Leutner, daß

wir den Herrn Schloſſer als ein Opfer der Kunſt nach ſeinem Hauſe ſchleppen.

Schloſſer, indem ſie ihn fortſchleppen.

Zieht nur, wie Ihr wollt, Ihr gemeinen Seelen, das Licht der Liebe und der Wahrheit wird dennoch die Welt durchdringen. Alle gehn ab.

Dichter.

Ich gehe auch nach Hauſe.

Böttcher.

St! St! Herr Poet!

Dichter.

Was iſt Ihnen gefällig?

Böttcher.

Ich bin nicht unter Ihren Gegnern geweſen, aber das hinreißende Spiel des einzigen Mannes, welcher den tugendhaften Hinze dargeſtellt, hat mich etwas gehindert, die Kunſt der dramatiſchen Kompoſition ganz zu faſſen, der ich aber auch ohne das gern ihr Recht widerfahren laſſe; jetzt wollte ich nur fragen, ob dieſer große Menſch noch auf dem Theater verweilt?

Dichter.

Nein. Was wollten Sie aber mit ihm?

Böttcher.

Nichts als ihn ein weniges anbeten und ſeine Größe erläutern. — Reichen Sie mir doch gefälligſt den Knebel dort her, den ich als ein Denkmal von der Barbarei meines Zeitalters und unſrer Landsleute aufbewahren will.

Dichter.

Hier.

Böttcher.

Ich werde mich Ihrer Gefälligkeit immer mit Dankbarkeit erinnern. Geht ab.

Dichter.

O du undankbares Jahrhundert! Geht ab. Die wenigen, die noch im Theater waren, gehn nach Hause.

Völliger Schluß.

Clara und Auguste hatten sich an dieser Vorlesung ergötzt, Rosalie hatte weniger gelacht und Emilie war fast ernsthaft geblieben, welche es tadelte, daß das Theater das Theater parodiren wolle, und man also ein Spiel mit dem Spiele treibe.

Es ist ein Zirkel, sagte Wilibald, der in sich selbst zurückkehrt, wo der Leser am Schluß grade eben so weit ist, als am Anfange.

Und was ist hieran auszusetzen? fragte Manfred: mit der Entstehung des Theaters entsteht auch der Scherz über das Theater, wie wir schon im Aristophanes sehn; es kann es kaum unterlassen, sich selbst zu ironisiren, weil auf der Zweiheit, der Doppelheit des menschlichen Geistes, dem wunderbaren Widerspruch in

uns, die Basis der komischen Bühne ruht. Die wunderliche Absicht des Theaters, eine Geschichte in größter Lebendigkeit vor uns hinzustellen, hat Shakspear mehr als einmal in der Tragödie ironisirt, wo er in diesem Augenblick sein Schauspiel für Wahrheit ausgiebt, und im Gegensatze dieser vom Theater das Theater selbst als Lüge und schwache Nachahmung herabsetzt. Er mußte seiner Sache sehr gewiß sein, daß er jene Störung der Illusion nicht befürchtete, die fast alle neueren Lehrbücher der Kunst prophezeien, wenn im Theater des Theaters erwähnt wird.

Wilibald, sagte Auguste, hat sich diese ganze Zeit über gegen uns und die Vorleser unartig betragen, und ich erkläre ihm hiermit meine völlige Ungnade, wenn er sein Vergehen nicht durch ein ähnliches Lustspiel wieder gut macht, das, wo möglich noch kindischer und thörichter sein soll.

Wilibald verneigte sich stillschweigend, und Emilie fuhr fort: auch kann ich den Scherz nicht billigen, welcher Personen namhaft macht, und sie komisch darstellt; denn warum soll eine heitere Stimmung Menschen gegen einander empören?

Wenn das geschieht, sagte Manfred, so ist die Stimmung wohl keine heitre; doch hat das Lustspiel und die Kunst nicht leicht der Persönlichkeit entbehren können, und wenn die Darstellung nur keine feindselige gehässige Anklage ist, so sehe ich nichts darin, was der Unschuld der Freude in den Weg treten könnte. Daß

die Phantaſie in der Luft übertreibt, verſteht ſich von ſelbſt, denn ſonſt wäre ihre Darſtellung keine poetiſche, oder überhaupt keine Darſtellung, und darum erfreuen wir uns beim Ariſtophanes der Karikatur des Sokrates: ich glaube auch, daß, wenn wir uns eine wahrhafte Vorſtellung dieſes berühmten Mannes machen wollen, wir uns neben den Schilderungen des Xenophon und Plato die des komiſchen Dichters in die Wirklichkeit überſetzen müſſen, um mehr als ein ehrwürdiges Schattenbild von ihm zu erblicken; die Kunſt hat keine Kraft hinzureißen, wenn nicht aus der Karikatur die Wahrheit des Bildes hervorſchaut. Doch, ich breche ab, um zu meiner Vorleſung zu kommen; ich hoffe, daß die Humanität unſerer Emilie meinem Schauſpiel obigen Vorwurf nicht wird machen können, wenn mein Freund auch jene getadelte Zirkellinie, die zu nichts, als zu ſich ſelber zurück führt, hier wieder finden möchte.

Bei G. Reimer in Berlin sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Shakspeare's

dramatische Werke

übersetzt von

A. W. v. Schlegel und L. Tieck.

Dritte Auflage.

12 Bände. — Preis 4 Thlr. — Auf Velinpapier 6 Thlr.

E. T. A. Hoffmann's

gesammelte Schriften

in zwölf Bänden.

Mit Federzeichnungen von Th. Hosemann.

Preis jeden Bandes 20 Sgr.

Erster Band.

Die weiteren Bände folgen in monatlichen Zwischenräumen.

Jean Paul's

sämmtliche Werke.

Neue vollständige Ausgabe
in 33 Bänden.

Mit Bildniß.

24 Thlr. Fein Velinpapier 30 Thlr.

Homer's Odyssee

übersetzt

von

A. L. W. Jacob.

1 Thlr. 20 Sgr.

Märkische

Sagen und Mährchen,

nebst einem Anhange:

Gebräuche und Aberglauben.

Gesammelt

von

Adalbert Kuhn.

1 Thlr. 22½ Sgr.

Wanderungen

in

Ungarn und unter seinen Bewohnern.

Eine Beleuchtung

von Ungarns moderner Stellung und Richtung

von

Wilhelm Richter.

1 Thlr. 22½ Sgr.

Erinnerungen an Lissabon.

Ein Gemälde

der Stadt nebst Schilderungen portugiesischer Zustände,

Bestrebungen und Fortschritte der neuesten Zeit

von

Alexander Wittich.

1 Thlr. 7½ Sgr.

Homer's Odyssee

übersetzt

von

A. L. W. Jacob.

1 Thlr. 20 Sgr.

Märkische

Sagen und Mährchen,

nebst einem Anhange:

Gebräuche und Aberglauben.

Gesammelt

von

Adalbert Kuhn.

1 Thlr. 22½ Sgr.

Wanderungen

in

Ungarn und unter seinen Bewohnern.

Eine Beleuchtung

von Ungarns moderner Stellung und Richtung

von

Wilhelm Richter.

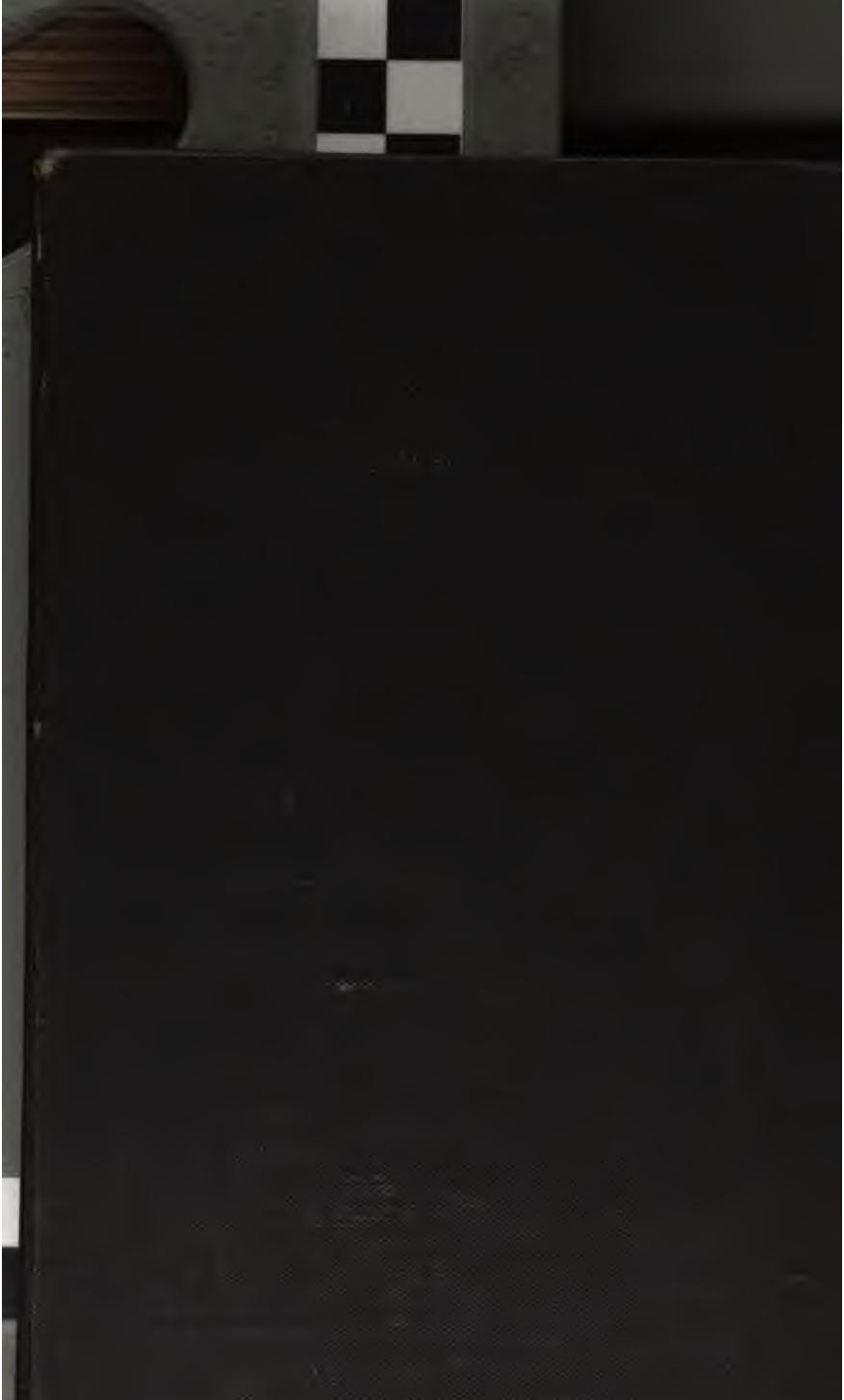
1 Thlr. 22½ Sgr.

Erinnerungen an Lissabon.

Ein Gemälde

der Stadt nebst Schilderungen portugiesischer Zustände, Bestrebungen und Fortschritte der neuesten Zeit

von

Alexander Wittich.

1 Thlr. 7½ Sgr.